

Johanna Blokker
Carmen M. Enss
Stephanie Herold (Hg.)

POLITIKEN DES ERBENS IN URBANEN RÄUMEN

[transcript] UrbanStudies

Johanna Blokker, Carmen M. Enss, Stephanie Herold (Hg.)
Politiken des Erbens in urbanen Räumen

Johanna Blokker (Dr. phil. habil.) ist Kunst- und Architekturhistorikerin. Schwerpunkte ihrer Forschungen sind die kultur- und erinnerungspolitischen Dimensionen des baulichen Erbes in geschichtlicher und gegenwärtiger sowie in transnationaler Perspektive.

Carmen M. Enns (Dr.-Ing.) ist Architekturhistorikerin und forscht zu Stadt und Denkmalpflege an der Universität Bamberg. Sie leitet den Forschungsverbund UrbanMetaMapping. Dieser untersucht das Kartieren und Transformieren europäischer Städte zwischen 1939 und 1949.

Stephanie Herold (Dr. phil.) ist Kunsthistorikerin und Denkmalpflegerin an der Universität Bamberg. Neben der Auseinandersetzung mit denkmaltheoretischen Fragestellungen forscht sie zu Themen der Städtebau- und Architekturgeschichte vom 19. Jahrhundert bis zur Postmoderne.

Johanna Blokker, Carmen M. Enss, Stephanie Herold (Hg.)

Politiken des Erbens in urbanen Räumen

Festschrift für Gerhard Vinken

[transcript]

Die Finanzierung der Open-Access-Ausgabe erfolgte mit Mitteln des Bundesministeriums für Forschung, Technologie und Raumfahrt, Projekt UrbanMetaMapping Transfer, o1UL2404 an der Universität Bamberg.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell.

(Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Carmen M. Enss, Gerhard Vinken (Hg.)**

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagcredit: Johanna Blokker, 2013

Übersetzung der Abstracts: Johanna Blokker

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5541-4

PDF-ISBN 978-3-8394-5541-8

<https://doi.org/10.14361/9783839455418>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Einleitung

Johanna Blokker, Carmen M. Enss, Stephanie Herold 7

Denkmal und Erbe: Konzepte und Methoden

Vom Denkmal zum Erbe – und zurück

Hans-Rudolf Meier 23

Auf den Spuren von Gespenstern.

Erbe, Arbeit und Gerechtigkeit

Sophie Stackmann 33

Handeln am Denkmal/Handeln am Erbe.

Methodik oder Wunschkonzert?

Bernd Euler-Rolle 45

»Herrschaftslandschaft« und »Klosterlandschaft«.

Anmerkungen zum Verständnis von Kulturlandschaft im

UNESCO-Welterbe und beim Europäischen Kulturerbe-Siegel

Thomas Gunzelmann 59

Soziale Praktiken des Erbens städtischer Communities

Partizipation in der Denkmalpflege.

Wunsch, Wirklichkeit oder Bedrohung?

Ingrid Scheurmann 75

Zone Heimat 2.0? Heimat und Beheimatung unter dem Berliner Fernsehturm	
<i>Stephanie Herold</i>	89
Wem gehört die Stadt? Aneignung öffentlicher Räume, die man erben, nicht selbst schaffen kann	
<i>Thomas Will</i>	103
New York Murals. Aneignung und Inszenierung von Stadträumen	
<i>Svenja Hönig</i>	117
Heritage Communities and the Conservation of Heritage "below the threshold of significance for a 'monument'"	
<i>Johanna Blokker</i>	131
Partnerwahl. Städtepartnerschaften als Phänomen transkommunalen Erbe(n)s	
<i>Lisa Marie Selitz</i>	147
Städtisches Erbe als sozio-historischer Prozess	
Denkmalorte in Karten visualisiert. Graphische Verhandlungen städtischen Erbes gestern und heute	
<i>Carmen M. Enss</i>	163
Sperrzone Heimat. Bausperren für den Wiederaufbau am Ende des Zweiten Weltkriegs	
<i>Georg-Felix Sedlmeyer</i>	179
The Politics of Postwar Development in Historic Edinburgh. Robert Matthew and the modernist legacy of Patrick Geddes	
<i>Miles Glendinning</i>	191
Erbe und städtische Zukünfte im Zeitalter des Climate Urbanism	
<i>Monika Grubbauer</i>	207
Autorinnen und Autoren	221

Einleitung

Johanna Blokker, Carmen M. Enss, Stephanie Herold

In den vergangenen Jahren wird innerhalb der deutschsprachigen Denkmalpflege zunehmend über die verschiedenen Konzepte von Denkmal und Heritage/Kulturerbe diskutiert. Dies geschieht einerseits in Auseinandersetzung mit einer internationalen Fachcommunity, die sich vor allem im englischsprachigen Raum insbesondere in den Kulturwissenschaften (Museum Studies, Kulturgeographie, Kulturanthropologie) mit Heritage beschäftigt. Andererseits geschieht dies vor dem Hintergrund von Bestrebungen europäischer und internationaler Denkmalvereinigungen (wie ICOMOS und UNESCO), die den Begriff Heritage, wie beispielsweise im Kulturerbejahr 2018 (*Sharing Heritage*), an prominenter Stelle in ihre Programme einbauen – nicht zwingend in Kongruenz mit der vorher erwähnten Theoriebildung. Gemein ist beiden Ansätzen die Grundannahme, dass Heritage bzw. dessen Produktion eng mit sozialen Prozessen verbunden ist, wohingegen der Denkmalbegriff, aus einer kunst- und architekturhistorischen Tradition, das Objekt des Denkmals ins Zentrum seiner Betrachtungen und Überlegungen stellt. Dabei ist nicht von der Hand zu weisen, dass auch der Denkmal-Begriff gesellschaftliche Dimensionen aufweist. Nicht zuletzt wird an dieser Stelle schon fast routinemäßig auf Alois Riegl als einen der Begründer und bis heute einen der innovativsten Denker einer Denkmaltheorie verwiesen, der das Denkmal als Objekt durchaus auch in seiner Wirkung und im Wechselspiel mit dem Subjekt betrachtet wissen wollte.¹ Zu Recht wies Gerhard Vinken jedoch 2018 darauf hin, dass die Denkmalpflege sich selbst mit der Fokussierung auf die objekthaften Dimensionen des Denkmals, oft in Kombination mit einem tradierten positivistischen Wissenschaftsverständnis, allzu oft der Auseinandersetzung mit drängenden Fragen beraubt: nämlich denen nach Mitsprache und Teilhabe und nach Machtkonstellationen, die hinter dem Diskurs stehen und sich in unserem Umgang mit den Objekten kulturellen Erbes oft

1 Unter anderen verwies auch Gerhard Vinken bereits auf diese Tatsache: Vinken, Gerhard: Vom Denkmal zum Erbe. Ein Plädoyer, in: Denkmal – Erbe – Heritage. Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur, Veröffentlichungen des Arbeitskreis Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Bd. 27, hg. v. Birgit Franz u.a., Holzminden/Heidelberg 2018, S. 238–241; s. dazu auch die Texte von Hans-Rudolf Meier und Bernd Euler-Rolle in diesem Band.

(mehr oder weniger gut) verstecken.² So bezeichnet Erbe vor diesem Hintergrund auch nicht das Ergebnis einer normativen Setzung, sondern einen stetigen Prozess der Verhandlung und Aushandlung von Werten. Es ist, erklärt u.a. Rodney Harrison, weder fix noch inhärent, sondern entsteht vielmehr im Dialog zwischen Individuen, Gemeinschaften, Praktiken, Orten und Dingen.³ Das Zusammenspiel der divergierenden und konkurrierenden Perspektiven, Interessen und Werte der an diesem Dialog Beteiligten ist es, was das Erbe wiederum zu einer zutiefst politischen Angelegenheit macht. In der Tat wird Erbe oft in erster Linie als ein Grund beschrieben, auf dem gesellschaftliche Beziehungen – der Zugehörigkeit und Differenz, der Macht usw. – erörtert, ausgehandelt und festgelegt werden, und zwar in Bezug auf die Schlüsselkategorie Identität, die als historisch bedingt verstanden wird.

Die Auswirkungen dieser Prozesse und Praktiken sind vielleicht nirgendwo so unmittelbar relevant wie in Städten, die für Gerhard Vinken wie für das breit aufgefächerte Feld der Heritage-Forschung im Allgemeinen einen primären Untersuchungskontext darstellen. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass bereits heute die Mehrheit der Weltbevölkerung in Städten lebt, mit steigender Tendenz. So wie die Stadt mehr als nur ein »Unterfall«, eine »Subkategorie von Gesellschaft« darstellt, sondern ein eigenständiges und einzigartiges Phänomen ist⁴, so sind auch die Dynamiken und Praktiken des Erbes in Städten in ihren Strömen und Wirkungen unterschiedlich.

Diese Prozesse und der Blick auf die Konstellationen möchten die Beiträge in dem vorliegenden Band aus verschiedenen Perspektiven beleuchten. Ein besonderer Fokus wird dabei auf die Stadt als Ort der gesellschaftlichen und politischen Aushandlung von kulturellem Erbe gelegt. So setzt sich der erste Teil der dreiteiligen Publikation speziell mit grundlegenden Fragen aktueller Theoriebildung und deren Bezug zur Praxis auseinander, indem aus verschiedenen Perspektiven der Frage nachgegangen wird, wie sich Begriffe und Konzepte von Denkmal und Heritage zueinander verhalten und wie man diese gewinnbringend aufeinander beziehen könnte. Die Beiträge des zweiten Teils richten ihren Fokus gezielt auf die Praktiken des Erbens in städtischen Communities. Im dritten Teil des Buches rückt die historische Dimension dieser Prozesse in den Vordergrund.

2 Vgl. ebd.

3 Harrison, Rodney: Beyond ›Natural‹ and ›Cultural‹ Heritage. Toward an Ontological Politics of Heritage in the Age of Anthropocene, in: *Heritage & Society*, Jg. 8, H. 1, Mai 2015, S. 24–42, hier S. 35.

4 Terizakis, Giorgios: Die Eigenlogik der Städte und was die Praxis davon hat, in: *Städte und ihre Eigenlogik. Ein Handbuch für Stadtplanung und Stadtentwicklung. Interdisziplinäre Stadtforschung*, Bd. 11, hg. v. Martina Löw und Giorgios Terizakis, Frankfurt a.M./New York 2011, S. 10–20, hier S. 13.

Denkmal und Erbe: Konzepte und Methoden

Das Konzept von Erbe befindet sich seit seinem Aufkommen in den 1980er Jahren in einem Prozess der Entwicklung, der bis heute noch nicht abgeschlossen ist. Die grundlegenden Fragen, was Erbe ist und was es bewirkt, sind keineswegs geklärt; in den letzten Jahren sind selbst scheinbar axiomatische Begriffe wie ›Identität‹, ›Authentizität‹ und ›Ort‹ immer wieder neu hinterfragt und erneut zur Debatte gestellt worden.⁵ Dies ist zum Teil auf die radikale Interdisziplinarität der Heritage-Forschung zurückzuführen: Mit den beteiligten Disziplinen stoßen auch theoretische Orientierungen, Begriffsverständnisse und Forschungsmethoden aufeinander. Selbst innerhalb eines einzigen Faches wie der Denkmalpflege können die Ansätze sehr unterschiedlich sein – dies beweisen auch die Beiträge in diesem Band. Dementsprechend stellt sich die aktuelle Forschungslandschaft als stets wachsendes »Labyrinth«⁶ von Themen dar, in dem die reale Gefahr besteht, sich zu verirren oder im Nebel einfach aneinander vorbei zu ziehen. Aus diesem Grund fordern einige »einen streng definierten intellektuellen Kern [...], der zwischen den beteiligten Disziplinen vereinbart werden« sollte.⁷ Andere hingegen sehen ein Forschungsfeld »blühend in seiner Unvollständigkeit« und werten gerade die Komplexität und Unordnung des Diskurses als Zeichen dafür, dass wir aktuell »eine jener Perioden erleben, in denen Paradigmenwechsel stattfinden«.⁸

Es gibt jedoch einige gut ausgewiesene Wege durch das Labyrinth. So bringt die oben geschilderte Prozesshaftigkeit des Erbes einen Gegenwartsbezug von Erbe und Erbekonstruktionen mit sich, worüber in den unterschiedlichen Forschungsausrichtungen weitestgehend Einverständnis herrscht. Das Verständnis von Erbe als gegenwartsbezogen oder *present-centered*, so wie es vor allem (wenn auch nicht ausschließlich⁹) von der Archäologin Laurajane Smith in ihrem einflussreichen Buch *Uses of Heritage* aus dem Jahr 2006¹⁰ kodifiziert wurde, ist in der Zwischenzeit von Kolleg/-innen aus benachbarten Feldern weiter ausgearbeitet worden; die

5 Waterton, Emma/Watson, Steve: Heritage as a Focus of Research. Past, Present and New Directions, in: Palgrave Handbook of Contemporary Heritage Research, hg. v. Emma Waterton und Steve Watson, New York/London 2015, S. 1–17, hier S. 1.

6 Ebd.

7 Tunbridge, John E./Ashworth, C. J./Graham, Brian: Decennial Reflections on A Geography of Heritage (2000), in: International Journal of Heritage Studies, Jg. 19, H. 4, 2013, S. 365–372, hier S. 368.

8 Waterton und Watson, Heritage as a Focus of Research, S. 2 und 9.

9 Für David Lowenthal bereits ein volles Jahrzehnt zuvor, ist Heritage »nicht eine Untersuchung der Vergangenheit, sondern eine Feier derselben [... Es ist] ein Bekenntnis zu einer Vergangenheit, die auf die Gegenwart zugeschnitten ist«; Lowenthal, David: The Heritage Crusade and the Spoils of History, 2. Aufl., Cambridge 1998, S. x; vgl. auch Kirshenblatt-Gimblett, Barbara: Theorizing Heritage, in: Ethnomusicology, Jg. 39, H. 3, 1995, S. 367–380.

10 Smith, Laurajane: Uses of Heritage, Abingdon/New York 2006.

Museumswissenschaftlerin Sharon Macdonald zum Beispiel war es, die den Begriff des »past-presencing« prägte, um die Praxis der »Vergegenwärtigung« von bestimmten Vergangenheiten durch verschiedene Akteure und Akteursgruppen zu bezeichnen.¹¹

In diesem Sinne richtet die bisherige Forschung im Bereich des Heritage vielfach den Fokus auf die Identifizierung und Analyse der unterschiedlichen Formen des gesellschaftlichen Nutzens und der Nutzung (*uses*) von Erbe und versucht, den Motivationen hinter dem Wunsch, die Vergangenheit in die Gegenwart einzuholen, sowie den Mechanismen und Auswirkungen dieser Praktiken auf den Grund zu gehen. Ein erheblicher Teil dieser Arbeit ist kritischer Natur und legt dar, wie dieser Nutzen in *Benutzen* und *Ausnutzen* (zu bestimmten Zwecken) umschlagen kann (*use and abuse*).¹² Beim Erbe geht es aber nicht nur um Unterdrückung oder Verfestigung des *status quo*, sondern auch um die Möglichkeit der Emanzipierung und Selbstverwirklichung; es geht also nicht nur um Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch um Zukunft. So wird das Generieren von Zukunftsvorstellungen ebenfalls als eine der wesentlichen Funktionen des kulturellen Erbes postuliert. In diesem Sinne beschreibt Harrison das Heritage als

»eine Praxis, die sich grundsätzlich mit dem Entwerfen und Zusammenbauen von Zukünften befasst – die sich die materiellen und immateriellen Spuren der Vergangenheit aneignet und diese deutet und umdeutet, um uns selbst und die Welt in der Gegenwart und für die Zukunft materiell sowie diskursiv neu zu gestalten«. ¹³

Auch wenn sie sich in ihren Details radikal unterscheiden mögen, sind diese Vorstellungen immer Visionen von einem »besseren« Selbst und einer »besseren« Welt; daher ist das Erbe und ist auch die Forschung am Erbe im besten Fall ein Prozess, über den wir uns langsam dem gesellschaftlichen Ideal der Gerechtigkeit nähern können. Auf genau dies weist Gerhard Vinken hin, wenn auch er »Fragen des kulturellen Erbes« als »Zukunftsfragen« bezeichnet: An den Aushandlungsprozessen im Bereich des Heritage, so konstatiert er, entscheidet sich letztendlich der Zusammenhalt und damit die Zukunftsfähigkeit pluralistischer Gesellschaften.¹⁴

Ist einem Großteil der aktuellen Heritage-Forschung ein Verständnis des Erbes als Prozess gemein, so bleibt es ein Prozess, der nicht allein diskursiv zwischen sozialen Akteuren, sondern auch real in der Begegnung des Menschen mit

11 Macdonald, Sharon: *Memorylands. Heritage and Identity in Europe Today*, New York/London 2013, S. 15–17.

12 Harrison, *Beyond »Natural« and »Cultural« Heritage*, S. 38–39.

13 Ebd., S. 35.

14 Vinken, Gerhard: *Zones of Tradition – Places of Identity. Cities and their Heritage*, erscheint Bielefeld 2021.

dem materiellen Objekt entsteht. Die enge Verbindung von kulturellem Gedächtnis und Materialität war bereits Georg Dehio bewusst, für den das Denkmal das notwendige »Substrat« für die »Fortexistenz der Werte« darstellte.¹⁵ Für John Ruskin hingegen war das Material eines Denkmals nicht nur Träger seiner Bedeutung, sondern diese Bedeutung an sich. »[D]ie ganze Vollendung der Arbeit [liegt] in [der] halbzoll-dicken Schicht«¹⁶, die das natürliche Werden und Vergehen wahrnehmbar macht, schreibt er 1849 – und entfacht damit eine Debatte über den Wert der materiellen Substanz und den richtigen Umgang mit ihr, die den Denkmaldiskurs im ganzen 20. Jahrhundert prägte und noch bis heute andauert.¹⁷ Dabei geht es um das Verständnis von Authentizität, ein weiterer Kernbegriff des Diskurses, der verschieden auslegbar ist und offenbar ebenfalls Prozessen des gesellschaftlichen Wandels unterliegt. In den letzten Jahrzehnten ist es vor allem die erneute Konjunktur des Historischen und die Entwicklung einer ›heritage industry‹, die Denkmäler auf Anforderung produziert, die die Gemüter der Fachleute – unter ihnen auch Gerhard Vinken¹⁸ – bewegt und bisweilen zu Vorwürfe des ›Substanzfetischismus‹ auf der einen Seite und der Produktion von ›fakes‹ auf der anderen Seite geführt hat. Häufig wird dabei mit der uneingeschränkten Befragbarkeit der originalen Substanz argumentiert: Nur das unberührte Objekt enthält vollständige und zuverlässige Informationen über sich selbst, kann also als historisches Dokument fungieren.¹⁹ Auch politisch-ethische Argumente werden geltend gemacht, indem sie sich auf das von Aleida Assmann beschriebene »Sperrige« und »Resistente«²⁰, sprich auf das Nicht-Umgehbare und Nicht-Manipulierbare am materiell Authen-

-
- 15 Dehio, Georg: Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert, Straßburg 1905, S. 7.
- 16 Ruskin, John: Die sieben Leuchter der Baukunst, London 1849, in: John Ruskin. Ausgewählte Werke in vollständiger Übersetzung, Bd. 1, Leipzig 1900, S. 334.
- 17 Denkmalpflege braucht Substanz. Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, 7.–10. Juni 2015 in Flensburg, Beiträge zur Denkmalpflege in Schleswig-Holstein 6, Kiel 2017.
- 18 Vinken, Gerhard: Unstillbarer Hunger nach Echtem. Frankfurts neue Altstadt zwischen Rekonstruktion und Themenarchitektur, in: Forum Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung, Jg. 40, H. 2, 2013, S. 119–136; Produkt Altstadt. Historische Stadtzentren in Städtebau und Denkmalpflege, hg. v. Carmen M. Enss und Gerhard Vinken, Bielefeld 2016.
- 19 Scheurmann, Ingrid: Erinnern und Vergessen in Zeiten von ›Big Data‹. Zu den Prämissen aktueller Denkmal- und Erbediskurse, in: Geschichtsbilder und Erinnerungskultur in der Architektur des 20. und 21. Jahrhunderts, hg. v. Kai Kappel und Matthias Müller, Regensburg 2014, S. 131–148, hier S. 137.
- 20 Assmann, Aleida: Zur Mediengeschichte des kulturellen Gedächtnisses, in: Medien des kollektiven Gedächtnisses, hg. v. Astrid Erll und Ansgar Nünning, Berlin 2004, S. 57.

tischen berufen.²¹ Konsens herrscht in jedem Fall darüber, dass die Aufgabe der Denkmalpflege, auch wenn sie sich »in ihrem Tun der Materialität ihrer Objekte [...] verpflichtet sieht«²², sich nicht in rein technischen Fragen der bloßen Substanzerhaltung erschöpft. Die große Herausforderung liegt also darin, die Erkenntnisse aus dem aktuellen Diskurs über soziale Prozesse und Praktiken des Erbens für den praktischen Umgang mit dem Denkmal-Objekt fruchtbar zu machen.

Sich dieser Herausforderung zu stellen, ist auch der Wunsch der Autor/-innen in diesem Teil des Bandes. In diesem Sinne weist **Hans-Rudolf Meier** in seinem Beitrag auf die unterschiedlichen Sichtweisen der Denkmalpflege und der Heritage-Wissenschaften auf das Objekt und das Konzept Denkmal hin; gleichzeitig unterstreicht er das bereits von Alois Riegl erkannte kritische Potenzial des Erbes und zeigt auf, wie die Denkmalpflege durch eine Neuauslegung ihrer eigenen konzeptuellen und methodologischen Traditionen sowie eine Öffnung zu Impulsen von außerhalb dieser Tradition einen wesentlichen Beitrag zur Bewältigung aktueller gesellschaftlicher Herausforderungen leisten kann.

Der Beitrag von **Sophie Stackmann** stellt einen Versuch dar, den Konflikt zwischen der »auf das Objekt fixierten Denkmalpflege« und »den auf die sozialen Umstände der Denkmalwerdung verweisenden Heritage Studies« zu lösen, indem die beiden Positionen innewohnende Dialektik durchbrochen und stattdessen eine radikale, gespenstische »Unverfügbarkeit« und »Unkontrollierbarkeit« des Erbes postuliert wird. So berge das Erbe ein »subversives Potenzial«, um durch die Erschütterung scheinbar nicht hinterfragbarer Kategorien und Strukturen neue Perspektiven zu eröffnen.

Bernd Euler-Rolle befasst sich mit den praktischen Implikationen einer Integration der theoretischen Perspektiven und methodischen Traditionen der Denkmalpflege mit denen, die in der Heritage-Forschung entwickelt werden, für den Umgang mit dem Denkmal als Objekt. Im Rahmen von Überlegungen zu den möglichen Unterschieden zwischen »Handeln am Denkmal« und »Handeln am Erbe« entwickelt er eine Entscheidungsmatrix, die sowohl den Objekt- als auch den Subjektbezug berücksichtigt und so der Denkmalpflege neue Ansätze für die Entwicklung theoriegeleiteter Handlungskonzepte bietet.

Entscheidungsprozesse bilden auch der Fokus im abschließenden Beitrag dieses Teils: Hier nimmt **Thomas Gunzelmann** den gescheiterten Antrag auf Eintragung der Klosterlandschaft Pforte in die UNESCO Welterbe-Liste als Anlass für

21 Blokker, Johanna: Die Denkmalpflege und das Digitale, in: Das Digitale und die Denkmalpflege. Veröffentlichung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege, Bd. 26, hg. v. Birgit Franz und Ingrid Scheurmann, Holzminden 2016, S. 24–31.

22 Vinken, Gerhard: Am Anfang war das Wort. Substanzfragen in der Denkmalpflege, in: Denkmalpflege braucht Substanz, S. 261–270, hier S. 261.

eine eingehende Diskussion der aktuell kursierenden, zum Teil radikal divergierenden Vorstellungen von der schwer definierbaren Kategorie »Kulturlandschaft«. Dabei werden auch Spannungen und Unvereinbarkeiten in den Deutungsmustern bei Antragsstellenden und Entscheidungsträgern, sprich bei Erbegemeinschaften und Trägern der Deutungshoheit bloßgelegt. Zur Lösung des Konflikts stellt er seinen Vorschlag für ein hybrides Konzept von Kulturlandschaft vor.

Soziale Praktiken des Erbens städtischer Communities

Im Jahr 1983 prägte Benedict Anderson den Begriff der »Imagined Communities«, um so ein Erklärungsmuster für Entstehung und Funktionsweisen moderner Nationalstaaten vorzuschlagen.²³ Die Zeit der Entstehung dieser so bezeichneten Imagined Communities ist gleichzeitig die Geburtsstunde der modernen Denkmalpflege, nutzten die jungen Nationalstaaten doch die historischen Monumente zur Veranschaulichung einer (mehr oder weniger heroischen, oft imaginierten oder zumindest geschönten) Vergangenheit, auf deren Grundlage der moderne Staat legitimiert wurde – und sich eine Gemeinschaft imaginieren ließ. Erklärt sich aus dieser impliziten Aufgabe der Denkmäler (als gruppenstabilisierendes Erbe) auch die Verankerung der Denkmalpflegeinstitutionen auf politischer Ebene, so befinden wir uns heute doch in einem komplexeren gesellschaftlichen Geflecht: Zwar haben sich die Nationalstaaten bei weitem nicht aufgelöst – vielmehr scheint die Besinnung auf vermeintliche nationale gemeinschaftliche Wurzeln vielerorts eher wieder an Zulauf zu gewinnen. Dass sich Gesellschaften (spätestens!) in einem globalen Zeitalter komplexer zusammensetzen, ist jedoch eine Binsenweisheit. Gleichzeitig dient die Berufung auf Heritage als gruppenstabilisierendes Narrativ scheinbar mehr denn je als Bezugspunkt für ganz unterschiedliche Formen von Communities.²⁴ Das Konzept von Heritage hat in einer globalisierten Welt also nicht an Schlagkraft verloren, sondern führt in Zusammenhang mit einer gesellschaftlichen Diversifizierung scheinbar zu einem regelrechten Heritage-Boom.²⁵ Gleichzeitig formieren sich in diesem Kontext Konflikte und Widersprüche, stellt

23 Anderson, Benedict: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983.

24 Die Herausgeber/-innen des Bandes *Between Imagined Communities and Communities of Practice* wiesen 2015 zu Recht darauf hin, dass die »heritage matrix« ein gängiger Mechanismus in Zusammenhang mit Etablierung und Selbstvergewisserung nicht nur nationaler communities ist. (vgl. Adell, Nicolas/Bendix, Regina F. u. a.: Introduction, in: *Between Imagined Communities and Communities of Practice. Participation, Territory and the Making of Heritage*, hg. v. dens., Göttingen 2015, S. 7–21, hier S. 7.

25 So festgestellt beispielsweise von Macdonald, *Memorylands*, S. 2.

sich doch immer wieder die Frage, wer welchen Anspruch an/auf welches Erbe formuliert, wer ein Recht dazu hat, dies zu tun (oder auch nicht) und wer überhaupt die Möglichkeit hat, sich Gehör zu verschaffen und an Prozessen der Aushandlung und Inwertsetzung zu beteiligen. Vor diesem Hintergrund setzte die 2005 vom Europarat verabschiedete *Faro Convention (Framework Convention on the Value of Cultural Heritage for Society)* die Menschen und die von ihnen geprägten Werte und Wertzuschreibungen in den Mittelpunkt der Beschäftigung mit dem kulturellen Erbe. Insbesondere die Bedeutung der Beteiligung verschiedener Communities mit teilweise in Konflikt stehenden Wertzuschreibungen wird hier hervorgehoben.²⁶ Die Beteiligung sogenannter Heritage Communities an Prozessen des Umgangs mit kulturellem Erbe, aber auch schon bei dessen Identifikation, wird so grundlegend für eine nachhaltige Inwertsetzung; Partizipation wird zu einem Schlüsselprinzip für den Umgang mit kulturellem Erbe erhoben.

Auch wenn dieses Bewusstsein der Notwendigkeit eines multiperspektivischen Zugangs vorhanden ist, so bleibt das Thema auf der praktischen Ebene doch problematisch. Dies liegt zum einen an den überkommenen Strukturen und vorhandenen Mechanismen in der praktischen Denkmalpflege, aber auch an systemisch bedingten Problemen innerhalb von partizipativen Prozessen.²⁷ Gleichzeitig handelt es sich bei den Prozessen des Erbens oft gerade nicht um lineare Prozesse unter Einbeziehung geregelter partizipativer Mechanismen, vielmehr kommen in diesem Kontext ganz unterschiedliche Praktiken zum Tragen. In Abgrenzung zu einer Analyse der begleitenden Diskurse ermöglicht eine Untersuchung der eingesetzten Praktiken die Einbeziehung ganz unterschiedlicher sozialer Mechanismen und ermöglicht es gezielt, auch Fragen nach Handlungsspielräumen und Machtzusammenhängen bei der kulturellen Sinnproduktion mit einfließen zu lassen.²⁸ Gleichzeitig stellt sich vor diesem Hintergrund auch die Frage nach der Bedeutung materieller Aspekte des Sozialen.²⁹ Das materielle Objekt, sei es als Träger oder Projektionsfläche kultureller Sinnstiftung, erhält so einen zentralen Platz in den untersuchten Prozessen.

26 Section II, Article 7 b: »establish processes for conciliation to deal equitably with situations where contradictory values are placed on the same cultural heritage by different communities«, [https://www.coe.int/en/web/conventions/full-list/-/conventions/rms/0900001680083746\(25.08.2020\)](https://www.coe.int/en/web/conventions/full-list/-/conventions/rms/0900001680083746(25.08.2020)).

27 Vgl. ausführlich dazu beispielsweise den aktuellen Band der Zeitschrift *Die Denkmalpflege* zum Thema Partizipation; *Die Denkmalpflege*, Jg. 78, H. 1, 2020.

28 Vgl. Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 32, H. 4, 2003, S. 282–301.

29 Vgl. Schäfer, Hilmar: Einleitung. Grundlagen, Rezeption und Forschungsperspektiven der Praxistheorie, in: *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*, hg. v. dems., S. 9–25, hier S. 13.

In diesem Spannungsfeld setzen sich die Beiträge dieses Kapitels mit verschiedenen Formen, Potenzialen und Problematiken von Aushandlungsprozessen städtischen Erbes in unterschiedlichen Kontexten auseinander.

Zunächst stellt **Ingrid Scheurmann** das Thema der Partizipation im Bereich der Denkmalpflege in einen (zeit-)historischen und theoretischen Rahmen, um sich mit der Frage auseinanderzusetzen, inwieweit aktuelle gesellschaftliche Forderungen nach mehr Teilhabe mit dem Postulat des öffentlichen Interesses in der praktischen Denkmalpflege in Bezug zu setzen sind. Ausgehend von dem Fallbeispiel der Bewahrung der Siedlung Eisenheim im Ruhrgebiet in den 1970er Jahren plädiert sie dafür, Wege zu finden, partizipative Absichten nicht als Gegensatz zur denkmalpflegerischen Praxis zu verstehen, sondern Potenziale zu erkennen und integrative Ansätze zu entwickeln.

Stephanie Herold verdeutlicht in ihrem Beitrag zu widerstreitenden Vorstellungen von städtischem Erbe im Zentrum Berlins die verschiedenen Bedeutungsdimensionen, die städtebaulichen Strukturen von unterschiedlichen Communities zugeschrieben werden. Dabei betrachtet sie die in diesem Feld stattfindenden Prozesse der Aushandlung als Ausdruck einer aktiven Raumaneignung im Sinne eines breit und dynamisch verstandenen Begriffs von Beheimatung, womit auch hier implizit auf Prozesse und Ansätze aus den 1970er Jahren verwiesen wird, um Perspektiven für ein breiteres Verständnis von Erbe und Erbeaneignung zu gewinnen.

Der Beitrag von **Thomas Will** eröffnet eine andere Perspektive auf ein ähnliches Feld, da auch er sich mit unterschiedlichen Erbekonstruktionen in einem sozialistisch geprägten innerstädtischen Bereich auseinandersetzt. Anhand einer Untersuchung der Diskussionen um eine potenzielle Neugestaltung des Neustädter Markts in Dresden stellt er nicht nur die unterschiedlichen Akteure mit ihren Positionen dar, sondern thematisiert auch den unterschiedlichen Umgang mit herrschaftlichen Stadtplanungen aus verschiedenen zeitlichen Kontexten. Neben dem Aufruf zur Aufmerksamkeit gegenüber unterschiedlichen Stimmen in der Stadtgesellschaft unterstreicht er auch die prinzipielle Veränderlichkeit von Erbe, das immer wieder neu ausgehandelt werden muss.

Als Form der Aneignung städtischer Räume betrachtet **Svenja Hönig** auch verschiedene Formen von Street Art, deren Genese und Rezeption durch unterschiedliche städtische Communities sie am Beispiel von New York verdeutlicht. Indem sie diese spezifische Form der Aneignung des Raumes in Bezug zu Heritage-Diskursen mit ihren Konzepten von Macht, Dauer und Narrativ in Bezug setzt, wirft sie eine neue Perspektive auf Potenziale und Grenzen von Erbekonzepten und stellt auch die Frage nach Bedeutungsebenen jenseits unserer Definition von Erbe.

Auch der Beitrag von **Johanna Blokker** beschäftigt sich, wenn auch aus anderer Perspektive mit Erbe jenseits einer Fixierung als ›Denkmal‹, indem sie am Beispiel der ehemaligen militärischen Standorte der Alliierten in Deutschland die Unterschieden in den Bedeutungsebenen von ›Denkmal‹ und ›Erbe‹ aufzeigt. In der

Möglichkeit, in diesen baulichen Relikten mehr als ihren Zeugniswert zu erkennen, sieht sie das Potenzial, durch das gemeinsame Erleben und die aktive Auseinandersetzung mit diesem Erbe auch neue Erbegemeinschaften zu bilden, und so durch die Arbeit am Erbe einen aktiven, gesellschaftlichen und politischen Beitrag zu leisten, der nicht nur in die Vergangenheit, sondern auch in die Zukunft weist.

Den hier angesprochenen transnationalen Aspekt von Erbe greift **Lisa Marie Selitz** in ihrem Beitrag zu Städtepartnerschaften auf. Am Beispiel der Städte Hannover und Bamberg beschreibt sie Städtepartnerschaften nicht nur als Phänomen einer städtischen Erinnerungskultur, sondern durch die Einschreibungen in den Stadtraum auch als städtisches Erbe, das sowohl lokal als auch inter- bzw. transnational Bedeutungsebenen generiert. Vor dem Hintergrund veränderter gesellschaftlicher Bedürfnisse und auch transnationaler Kommunikation bekräftigt auch dieser Beitrag, dass Erbe etwas ist, das aktiv gepflegt und gelebt werden muss, um von Dauer zu sein.

Städtisches Erbe als sozio-historischer Prozess

Die Neuperspektivierung von Kulturerbe als einem sozialen und politischen Prozess veränderte auch die Forschungen zur Geschichte der Stadt-Denkmalpflege in den letzten Jahren. Einige Aspekte treten neu in den Vordergrund: eine politisch motivierte (Stadt-)Bildproduktion bei der Um- oder Neugestaltung älterer Stadtbereiche, Erneuerungs- und Altstadtsanierungskampagnen als politische Manifestationen und die Geschichte der städtebaulichen Denkmalpflege, gelesen als fundamentaler Teil der Planungs- und Erbe-Geschichte.

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert war Stadtplanung zumeist als architektonisch geprägter Städte-*Bau* verstanden worden, dem es dezidiert um die Inszenierung von Stadträumen, auch in historischen Bereichen, ging. Im damaligen Verständnis handelte es sich bei diesen Maßnahmen nicht um Denkmalpflege, im aktuellen Verständnis von Erbe und Stadt kann die gezielte Steuerung der Präsenz historischer Bauten im Stadtraum jedoch durchaus als Prozess städtischen Erbens aufgefasst werden.³⁰ In seiner zu dem Thema grundlegenden Arbeit *Zone Heimat* wies Gerhard Vinken anhand der Stadtbeispiele Basel und Köln nach, dass aus der Heimatschutzbewegung heraus verstärkt in der NS-Zeit homogenisierende und ausgrenzende Gestaltungsansätze von der Denkmalpflege mitgetragen oder gefördert wurden und dass ein solcher ›Missbrauch‹ auch in der Nachkriegszeit weiterhin Praktiken städtischer Denkmalpflege prägte. Mit der Kenntnis der eigenen Fachgeschichte und aus der Perspektive des Erbes als sozialem Prozess

30 Gerhard Vinken und Autor/-innen dieses Bandes ergänzten Stadtbau- und Planungsgeschichte um den wichtigen Aspekt der Stadtbildproduktion.

heraus muss sich die Denkmalpflege der Aufgabe stellen, ihre politischen Motive und Funktion wahrzunehmen und gleichzeitig zu reflektieren.

Abbruch- und Wiederaufbauentscheidungen, die in Kriegs- und Nachkriegszeit durch Notsituationen unter Zeitdruck fielen, zeigen besonders deutlich politische Motive zur Neuerfindung städtischer Historizität. Ein solches *Heritage Making* beobachten nicht nur die Heritage Studies.³¹ Nachdem Standardwerke der Wiederaufbauforschung³² auf personelle Kontinuitäten bei Akteuren der Denkmalpflege vor und nach 1945 verwiesen haben, geraten die politischen Motive und soziale Auswirkungen sogenannter ›Gesundungs‹-Maßnahmen, die bereits vor und auch noch nach Kriegszerstörungen stattfanden, derzeit in den Blick der Forschung. Über die Metapher des Bulldozers beleuchtete Francesca Russello Ammon³³ Zusammenhänge von Krieg und Abbruchmaßnahmen in den USA der Nachkriegszeit. Das Mittel der Zonenplanung diente dies- und jenseits des Atlantiks zur Neuplanung ganzer Areale, aber auch zur Implementierung besonderer ortsspezifischer Politiken des Erbens. Planungspraktische Instrumente der Zonierung dienten Stadtverwaltungen und Denkmalbehörden dazu, die Historizität bestimmter Stadtbereiche zu steuern oder – im Falle von Nachkriegswiederaufbau – zu generieren.³⁴

Stadtumbau und Stadtsanierungen wurden lange Zeit zwar von Seiten der Planungsgeschichte betrachtet,³⁵ blieben als unliebsame Teile der Denkmalpflegetradition aber lange unbearbeitet. ›Zoning‹ muss als Mittel der ortsgenauen Festlegung bestimmter Planungspolitiken nicht *per se* zur Homogenisierung bestimmter Zonen führen, sondern kann ganz verschiedenen Strategien und Zielen für die Entwicklung von historischen Bauten, Straßen und Plätzen dienen. Städtisches Erbe kann so auch als demokratischer Prozess innerhalb einer bestimmten Zone

-
- 31 Understanding the Politics of Heritage. Understanding Global Heritage, hg. v. Rodney Harrison, Manchester 2010; Smith, *Uses of Heritage*; Auch Gerhard Vinken zeigte in seinem Basel-Köln-Vergleich, dass diese Prozesse in Langfristwirkung in Basel ähnliche Ergebnisse lieferten wie im Rahmen eines Nachkriegswiederaufbaus im Falle von Köln (Vinken, Gerhard: *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*, Berlin 2010).
- 32 Beseler, Hartwig/Gutschow, Niels: *Kriegsschicksale Deutscher Architektur. Verluste – Schäden – Wiederaufbau. Eine Dokumentation für das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland*, 2 Bd., Neumünster 1988; Durth, Werner/Gutschow, Niels: *Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940–1950*, 2 Bd., Braunschweig 1988.
- 33 Ammon, Francesca Russello: *Bulldozer. Demolition and Clearance of the Postwar Landscape*, New Haven/London 2016.
- 34 Vinken, Gerhard: Im Namen der Altstadt. Stadtplanung zwischen Modernisierung und Identitätspolitik. Einführung in eine wechselhafte Geschichte, in: Enss und Vinken, *Produkt Altstadt*, S. 9–26.
- 35 Fehl, Gerhard/Rodríguez-Lores, Juan: *Stadt-Umbau. Die planmäßige Erneuerung europäischer Großstädte zwischen Wiener Kongress und Weimarer Republik*, Basel/Boston 1995; Petz, Ursula: *Stadtsanierung im Dritten Reich. Dargestellt an ausgewählten Beispielen (=Dortmunder Beiträge zur Raumplanung 45)*, Dortmund 1987.

ablaufen und sogar von Freiwilligkeit geprägt sein, was die Listung als Denkmal betrifft.³⁶

Die hier versammelten Beiträge zum Themenfeld städtisches Erbe als sozio-historischer Prozess zeigen so die in unterschiedlichen historischen und gesellschaftlichen Kontexten vorherrschenden Verknüpfungen zwischen denkmalpflegerischen bzw. erbebasierten Fragestellungen auf und behandeln vor diesem Hintergrund auch Themen der zeitgenössischen Stadtplanung.

Carmen M. Enss untersucht Stadtpläne und deren Visualisierungen von Denkmälern und Kulturerbe. Pläne der existierenden Stadt waren stets Grundlage für Veränderungsplanungen. Historische Karten und Pläne, die explizit Denkmalorte, Erbebereiche oder Einzeldenkmäler verzeichneten, können, so ihre These, Hinweise zur Erforschung historischer Erbe-Politiken in Städten liefern.

Georg-Felix Sedlmeyer befasst sich mit Bau-Sperrzonen, die gegen Ende des Zweiten Weltkriegs und danach eingerichtet wurden, um das Räum- und Aufbaugeschehen in kriegsbeschädigten Städten zu lenken. Er diskutiert dieses Phänomen im Zusammenhang mit der Errichtung von Traditions- oder Altstadtzonen, besonders aber mit Sofort- und Notmaßnahmen, für die auf das Mittel der Zonierung im Städtebau zurückgegriffen wurde.

Miles Glendinning analysiert Konzepte zum Schutz oder zur Entwicklung historischer Stadtbereiche für Großstädte in Schottland in den 1950er bis 70er Jahren. Er sieht einige dieser teils offen »modernen« Konzepte in der Nachfolge von Patrick Geddes' »*conservative surgery*«. Geddes hatte bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine bewahrende Stadtentwicklung für Edinburghs Altstadt propagiert.

Monika Grubbauer greift Gerhard Vinkens Thesen zur Altstadtproduktion und Homogenisierung auf und beobachtet ein ähnliches Anknüpfen an die vergangene Stadt auch in aktuellen Architekturvisionen für die Stadt der Zukunft. Sie führt gleichzeitig die Überlegung, dass Geschichte in der Gegenwart entsteht, in einer Erörterung zu Planungen städtischer »Zukünfte« fort.

Die Themenschwerpunkte des Bandes spiegeln nicht von ungefähr auch drei der Interessensgebiete Gerhard Vinkens wider, dem wir diesen Band widmen möchten. Er stellt so auch eine Würdigung für seine vielen wertvollen Beiträge zum wissenschaftlichen Diskurs der Denkmalpflege, für sein Engagement für die Weiterentwicklung der Theorie und der Lehre dar, für die wir ihm als jahr(zehnte)lange Mitarbeiter/-innen und Kolleg/-innen auf diesem Wege danken möchten.

Herzlich gedankt sei auch Martina Löw, die diese Sammlung von Beginn an tatkräftig und beratend in vielfacher Weise unterstützt hat. Der Dank der Herausgeberinnen gilt ebenfalls Scarlett Wilks für die präzise und angenehme Mitarbeit

36 Jang, You Jin: Produkt Bukchon. Konstitution eines öffentlichen Raumes, in: Enss und Vinken, Produkt Altstadt, S. 233–243.

bei der Redaktion und dem Verlag für seine bereits bewährte Beratung und Unterstützung sowie allen Autorinnen und Autoren für die zuverlässige und engagierte Zusammenarbeit.

Auch uns eröffneten sich in dieser Arbeit wieder neue Perspektiven auf ein scheinbar bekanntes Thema. Nicht nur die konstante Pflege von historischen Bauten, auch ihre bewusste und immer wieder neue Positionierung im Stadtraum prägten und prägen Denkmalorte. Denkmäler können konstituierend für Stadtgemeinschaften werden und so selbst Erbeprozesse anregen. Voraussetzung dafür ist, dass sich Menschen und Akteursgruppen um diese Denkmäler bemühen: Erst, wenn sich Menschen um Denkmäler versammeln, ihre Erhaltung verlangen und um die rechte Form dieser Erhaltung verhandeln, wird Erbe als politischer Prozess, als *conservation movement*³⁷ wach und wirksam.³⁸

37 Glendinning, Miles: *The Conservation Movement. A History of Architectural Preservation. Antiquity to Modernity*, Abingdon 2013.

38 *Denkmal – Werte – Bewertung. Denkmalpflege im Spannungsfeld von Fachinstitution und bürgerschaftlichem Engagement*, Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Bd. 23, hg. v. Birgit Franz und Gerhard Vinken, Holzminde 2014.

Denkmal und Erbe: Konzepte und Methoden

Vom Denkmal zum Erbe – und zurück

Hans-Rudolf Meier

According to its official profile, the central areas of research at Gerhard Vinken's academic Chair include urban and international monuments conservation, heritage politics, and the World Heritage concept. In monuments conservation and heritage politics it is possible to identify two distinct perspectives on the care and transmission of objects from the past, perspectives that mark opposite poles in the field of tension that characterizes the theoretical debate in conservation today. Heritage is a concept that allows easy integration into international debates and discussion across disciplinary lines, whereas monuments conservation can sound somewhat old-fashioned, a term describing a dusty institution dedicated to the exercise of authoritarian power. Gerhard Vinken has rightly pointed out that key postulates in cultural heritage theory were already established by Alois Riegl in his *Modern Cult of Monuments* (1903), but that these have not been recognized, or were recognized only very late, in the international discussion. Vinken's arguments are taken up in this essay and opposed with some considerations on the potentialities of the monument concept. Put briefly, the suggestion is that the notion of heritage is more affirmative than that of the monument, which is characterized by a certain resistance. This represents a potential that conservationists can use to address the challenges currently facing society – if they are prepared to open their field to other groups of actors and other theoretical concepts.

Spätestens mit dem *European Cultural Heritage Year 2018* mit dem Motto »Sharing Heritage« ist die Spannung zwischen dem Denkmal- und dem Kulturerbe-Begriff auch in der deutschen Denkmalpflege angekommen. Auf internationaler Ebene konstatierte David Lowenthal schon vor der Jahrtausendwende einen »Heritage Kreuzzug« und wohl nicht erst seit Rodney Harrison spricht man von einem spät-modernen Heritage-Boom, der die Kultur- und Geisteswissenschaften erfasst hat und dessen Ende nicht abzusehen ist.¹ Doch wird insbesondere in Deutschland die-

1 Lowenthal, David: *The Heritage Crusade and the Spoils of History*, Cambridge 1996; Harrison, Rodney: *Heritage. Critical Approaches*, London 2012, Kap. 4; Samida, Stefanie: Kulturerbe als Herausforderung. Reflexionen zum »Heritage-Boom« aus fachübergreifender Perspektive, in: *WerkstattGeschichte*, H. 64, 2013, S. 111–127.

ses vielfältige Interesse am Erbe-Thema von der Denkmalpflege nicht unbedingt als Chance gesehen, ihren reichen Erfahrungsschatz in einen größeren gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Zusammenhang einzubringen.² Ob das mit einem »Sonderweg« der deutschsprachigen Denkmalpflege³ zu tun hat, wäre zu diskutieren. Jedenfalls geht die Debatte um Denkmal und Erbe weiter und dabei geht es nicht nur um Begriffe, sondern im Kern darum, wie sich die deutschsprachige Denkmaltheorie und Denkmalpflege im veränderten Kontext einer postkolonialen Welt und einer zunehmend partikularisierten Gesellschaft positioniert. Mit seinem dezidierten Interesse an internationaler Denkmalpflege und als Vorsitzender des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V. beteiligt sich der Empfänger dieser Schrift mit prononcierten Beiträgen an dieser Diskussion.

Mit dem 2015 herausgegebenen Band *Das Erbe der Anderen. Denkmalpflegerisches Handeln im Zeichen der Globalisierung* hat Gerhard Vinken zentrale Begriffe der aktuellen Debatte aufgegriffen. Im Buchtitel scheinen sich Erbe und (adjektivierte) Denkmalpflege unproblematisch zu ergänzen. In seinem eigenen Beitrag in dem Band diagnostiziert Vinken aber die »Ablösung des Leitbegriffs Denkmal durch das Kulturerbe« und er erkennt darin einen Paradigmenwechsel, der die Chance böte, »die aktuelle Legitimitätskrise [der Denkmalpflege] zu überwinden.«⁴ Anlässlich der gemeinsamen Jahrestagung von Arbeitskreis und Graduiertenkolleg *Identität und Erbe* im Oktober 2017, die der begrifflichen Differenzierung von Denkmal, Erbe und Heritage gewidmet war, plädierte Vinken explizit für einen Richtungswechsel »vom Denkmal zum Erbe«.⁵ Während der Denkmalbegriff in unfruchtbaren Debatten zwischen Substanz und Bild, Gedächtnis und Geschichte sowie Dokument und Monument festgefahren und international wenig anschlussfähig sei, habe der Erbebegriff den Vorteil, »tief in grundlegende menschliche Kulturpraktiken zurück-

2 Scheurmann, Ingrid: Denkmal und/oder Erbe. Wo steht die Denkmalpflege im europäischen Kulturerbejahr 2018?, in: Renationalisierung oder Sharing Heritage. Wo steht die Denkmalpflege im Europäischen Kulturerbejahr 2018?, Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Bd. 28, hg. v. Stephanie Herold, Anneli Randla und Ingrid Scheurmann, Holzminden 2019, S. 10–19; Meier, Hans-Rudolf: Sharing Heritage? Zur Transnationalität der Denkmale der Spätmoderne und zur denkmalpflegerischen Verantwortung der Überlieferungsbildung, in: Welche Denkmale welcher Moderne? Zum Umgang mit Bauten der 1960er und 70er Jahre, hg. v. Frank Eckardt u.a., Berlin 2017, S. 91–99.

3 Scheurmann, Denkmal und/oder Erbe, S. 14.

4 Vinken, Gerhard: Der Pranger von Bahia, das Kreuz von Pommersfelden. Globalisierungsdiskurse und lokale Aushandlungsprozesse als Herausforderungen für die Denkmalwissenschaften, in: *Das Erbe der Anderen. Denkmalpflegerisches Handeln im Zeichen der Globalisierung*, hg. v. Gerhard Vinken, Bamberg 2015, S. 19–30, hier S. 21.

5 Vinken, Gerhard: Vom Denkmal zum Erbe. Ein Plädoyer, in: *Denkmal – Erbe – Heritage. Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur*, Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Bd. 27, hg. v. Birgit Franz u.a., Holzminden/Heidelberg 2018, S. 238–241, doi.org/10.11588/arthistoricum.374.531 (15.09.2020), hier S. 238.

gebunden« zu sein, »in Tradierungs- und Aneignungsprozesse, die sich in allen Kulturen – wenn auch in sehr unterschiedlichen Ausprägungen – finden.«⁶ Damit würden auch die Fragen, wer was mit der Umdeutung und Aneignung von Objekten als Denkmal bezwecke, in den Blick rücken. Vinkens anregende Überlegungen sollen im Folgenden aufgegriffen, seiner grundsätzlichen Infragestellung des Denkmal-Begriffs aber ein Gegenargument entgegengestellt werden.

Die Autorität der Expert/-innen und Riegls Alterswert

Tatsächlich bleibt die Frage nach den Akteuren und ihren Interessen und damit die Machtfrage in den Diskursen der Denkmalpflege weitgehend ausgespart. Überdeckt wird sie in scheinbar neutralisierender Objektivierung durch das die Denkmalwürdigkeit legitimierende »öffentliche Interesse« der deutschsprachigen Denkmalschutzgesetzgebung. Abgesichert in der juristischen Praxis, wird damit die Autorität der Sachverständigen aufgerufen; sie bestimmen als Kollektiv darüber, was denkmalwürdig ist.⁷ Der »Wissens- und Erkenntnisstand sachverständiger Kreise bzw. eines sachverständigen Betrachters, dessen Maßstab von einem breiten Kreis der Sachverständigen getragen wird«,⁸ entscheidet über die Denkmalwürdigkeit eines Objekts. Damit ist unser Denkmalkonzept Paradebeispiel dessen, was in der internationalen Heritage-Debatte als »authorized heritage discourse (AHD)« bezeichnet und kritisiert wird. Am prononciertesten wurde diese Kritik von der australischen Archäologin und Heritage-Forscherin Laurajane Smith in ihrem Buch *Uses of Heritage* formuliert. Zuspitzend zusammengefasst, führt sie gegen die traditionellen Denkmalkonzepte aus, diese würden sich des vagen und sogleich Experten/-innenwissen evozierenden Begriffs der »Vergangenheit« und der Rhetorik des »Bewahrens für kommende Generationen« bedienen; »Erbe« repräsentiere dabei nur das Gute und Wichtige aus der Vergangenheit und sei sehr oft mit nationaler Identität und den Werten und Erfahrungen der Oberschicht und sozialer Eliten verbunden; es werde als etwas Statisches verstanden und nicht als Prozess und aktive Erfahrung.⁹ Smiths Kritik zeichnet ein Bild der offiziellen Denkmalpflagediskussion – wie »AHD« wohl zu übersetzen ist –, das auch 2006 als ihr Buch erschien, nicht mehr aktuell war. So war bereits zehn Jahre davor Norbert Huses *Unbequeme Baudenkmale* erschienen, um nur einen

6 Ebd.

7 Uerpmann, Robert: Das öffentliche Interesse. Seine Bedeutung als Tatbestandsmerkmal und als dogmatischer Begriff, *Jus publicum*, Bd. 47, Tübingen 1999.

8 Viebrock, Jan Nikolaus, in: *Handbuch Denkmalschutz und Denkmalpflege – einschließlich Archäologie. Recht, fachliche Grundsätze, Verfahren, Finanzierung*, hg. v. Dieter Martin Michael Krautzberger, München 2004, S. 127.

9 Smith, Laurajane: *Uses of Heritage*, London/New York 2006, S. 29ff.

weiterführenden Beitrag der deutschen Theoriediskussion zu nennen. Mit dieser war die Verfasserin offensichtlich nicht vertraut. Entsprechend ist die deutschsprachige Denkmaltheorie in dem von Smith in der Reihe *Critical Concepts in Media and Cultural Studies* edierten vierbändigen Reader *Cultural Heritage* allein mit Alois Riegls *The modern cult of monuments: its character and its origin* vertreten.¹⁰ Nicht viel präsenter ist die französische Theorie mit Eugène Emmanuel Viollet-le-Duc und Pierre Nora; Italien – etwa Cesare Brandi – fehlt ganz.¹¹ Die übrigen 74 Beiträge sind original englisch publiziert.¹²

Vielleicht ist es die späte Übersetzung von Riegls sprachlich schwierigem Aufsatz ins Englische, die bei Smith und den Heritage Studies unbeachtet ließ, was Vinken zu Recht hervorgehoben hat: dass als erster Riegl die Wertedebatte in der Denkmaltheorie nachdrücklich auf die Rezeptionsseite verlagert hat, und zwar mit einer Alterswerttheorie, die gerade nicht der Autorität der Archäologie und Geschichtswissenschaften bedarf.¹³

Riegls Formulierungen zeigen, dass er sich auch der sozialen und kulturellen Prägung seiner Theorie durchaus bewusst war: Die Emanzipation des Individuums habe, so Riegl, »seit dem Ende des 19. Jahrhunderts mindestens für eine bestimmte Zahl europäischer Kulturvölker« dazu geführt, »alles physische und psychische Erleben nicht in seiner objektiven Wesenheit, [...] sondern in seiner subjektiven Erscheinung, das heißt in den Wirkungen, die es auf das [...] Subjekt ausübt, zu erfassen.«¹⁴ Der Alterswert als entwicklungsgeschichtlich jüngster Denkmalwert seines Systems, spreche daher als »unvermeidlich sinnfälliges Substrat« der Geschichte den modernen Menschen – und zwar jeden einzelnen Betrachter, unabhängig von der Konfession, der Bildung und dem Kunstverständnis – als Gefühlswert unmittelbar an.¹⁵ Der Alterswert als »einheitlich umfassende Sinnstiftung« sollte die mo-

10 Smith, Laurajane: *Cultural Heritage. Critical Concepts in Media and Cultural Studies*, New York/London 2007, Bd. 1, S. 114–142.

11 Viollet-le-Duc, Eugène Emmanuel: *Defining the nature of restauration*, in: Smith, *Cultural Heritage*, S. 76–93; Nora, Pierre: *Between memory and history. Les Lieux de Mémoire*, in: Ebd., Bd. 2, S. 289–306.

12 Das sagt weniger über den Gehalt der Beiträge der einzelnen Sprachgruppen zur Erbetheorie aus, als über die Sprachfähigkeit der Herausgeberin bzw. ihres angepeilten Publikums. Entsprechend erscheint Riegl im einleitenden »Chronological table of reprinted articles and chapters« auch mit dem Datum 1982, Viollet-le-Duc 1990, d.h. den verwendeten Übersetzungen. Das Erscheinungsdatum 1903 für Riegls fundamentalen Aufsatz ist nirgendwo verzeichnet.

13 Vinken, *Vom Denkmal zum Erbe*, S. 240; zur Riegl-Rezeption im englischsprachigen Raum vgl. Gubser, Michael: *Time and History in Alois Riegl's Theory of Perception*, in: *Journal of the History of Ideas*, Vol. 66, No. 3, 2005, S. 451–474.

14 Riegl, Alois: *Der moderne Denkmalkultus, sein Wesen und seine Entstehung*, in: Ders.: *Gesammelte Aufsätze, mit einem Nachwort zur Neuauflage von Wolfgang Kemp*, Berlin 1995, S. 144–193, hier S. 156.

15 Ebd. S. 160.

dernen Individualisierungs- und Partikularisierungstendenzen in einer gleichsam dialektischen Volte aufheben.

Riegl böte also Ansätze zum Anschluss an eine Kulturerbe-Theorie, die nach den Akteuren und Rezipienten fragt bzw. von diesen ausgeht. Entsprechend sind seine Schriften auch in der neueren deutschsprachigen Denkmaltheorie öfters Ausgangspunkt weiterführender Überlegungen; die Re-Lektüre Riegls erweist sich weiterhin als anregend und lohnend.¹⁶ Allerdings geht auch Riegls Theorie vom Erhaltungsinteresse am Objekt aus, das Zeugnis von Werden und Vergehen ist und das kraft seines Alterswerts gleichsam als Agent den Betrachter aktiviert.

Riegls Alterswert hat so in anderer Weise Wirkung erzielt, als es sich der Autor erhofft hatte. Denn als alle modernen Menschen einheitlich ansprechender (Gefühls-)Wert erwies er sich als Fiktion, zumal bereits durch den Ersten Weltkrieg andere, von Riegl als überholt betrachtete Denkmalwerte in den Vordergrund rückten. Der von Riegl eher perspektivisch als Kollektivsingular konstruierte »moderne Mensch« fand sich zunächst in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs wieder, später exkludierend vereint zum »Volksgenossen«, bevor sich dann in einem Prozess der zunehmenden Ausdifferenzierung eine »Gesellschaft der Singularitäten«¹⁷ entwickelte. Aufgefächert hat sich auch das Spektrum der denkmalwürdigen Objekte, damit einher ging die Vervielfachung und Ausdifferenzierung der partizipierenden Akteure. Verbindend blieb für die Denkmalpflege im 20. Jahrhundert zumindest *idealerweise* die Fokussierung auf die Denkmal-Substanz und damit auf solche Zeugnisse der Vergangenheit, »die Glaubwürdigkeit mit Echtheit verschmelzen.«¹⁸

Neben anderen hat auch Gerhard Vinken hervorgehoben, dass das Beharren auf den spezifischen Erkenntnismöglichkeiten aus der Analyse der Substanz in Deutschland korreliert mit der hier begründeten und hoch entwickelten historischen Bauforschung. Das dürfte kein Zufall sein. Statt des unmittelbar ansprechenden Alterswerts als Gefühlswert geht es um ein Ordnungsprinzip des Wissens,

16 Als Beispiele seien genannt Dolff-Bonekämper, Gabi: Gegenwartswerte. Für eine Erneuerung von Alois Riegls Denkmalwerttheorie, in: DENKmalWERTE. Zur Theorie und Aktualität der Denkmalpflege, hg. v. Hans-Rudolf Meier und Ingrid Scheurmann, München/Berlin 2010, S. 27–40; Euler-Rolle, Bernd: Der »Stimmungswert« im spätmodernen Denkmalkultus. Alois Riegl und die Folgen, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 61, H. 1, 2005, S. 27–34; zur Würdigung Riegls im internationalen Denkmaltheorie-Kontext vgl. Conservation and Preservation. Interactions between Theory and Practice. In memoriam Alois Riegl (1858–1905). Proceedings of the International Conference of the ICOMOS International Scientific Committee for the Theory and the Philosophy of Conservation and Restoration, Wien 2008, hg. v. Michael S. Falser, Wilfried Lipp und Andrzej Tomaszewski, Florenz 2010.

17 Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Frankfurt a.M. 2017.

18 Mörsch, Georg: Die Wirklichkeit des Denkmals, in: Ders.: Aufgeklärter Widerstand. Das Denkmal als Frage und Aufgabe, Basel 1989, S. 59–68, hier S. 62.

als welches das Alter als aus der Materie kognitiv präzise benennbare Zeitschichten aufgeblättert wird. Während Riegls Alterswert das, »was der Verstand erklügelt hat, für das Gefühl nutzbar«¹⁹ macht, bemüht sich die historische Bauforschung um genaue Beschreibbarkeit. Aber wie beim Alterswert ist nicht das absolute Alter bedeutungsentscheidend. Mit der – auch in Riegls Überlegungen bereits angelegten – Verbreiterung der denkmalwürdigen Objektgruppen geht das Spektrum der beforschten Objekte der Bauforschung einher, für die heute die Erforschung von Bauten der jüngsten Vergangenheit, von »schwierigem Erbe« und von Alltagsobjekten, selbstverständlich ist.²⁰

Erbe und Aneignung

Auf Gegenstände aus vergangenen Zeiten beziehen sich sowohl Denkmale als auch das (Kultur-)Erbe. Zunächst bezeichnen die beiden Begriffe nur zwei unterschiedliche Perspektiven auf die Objekte: Das Denkmal fokussiert das Artefakt, das Erbe dagegen Dinge im Prozess des Übergangs und der Übernahme. Erben bezieht die Akteure ein, bedeutet Arbeit, Last und Chance, weshalb denjenigen, die erben und vererben, die erste Aufmerksamkeit gilt. Aber auch im Denkmal ist ein handelndes – nämlich denkendes – Subjekt schon mitgenannt, das mit und durch das Mal aktiviert wird. Es ist das Ding, »welches die Kinder veranlasst ihre Eltern nach der Ursach und Bedeutung zu fragen«,²¹ wie es in der schönen Denkmal-Definition von Chladenius aus der Mitte des 18. Jahrhunderts heißt. Beide Konzepte brauchen außerdem ein Narrativ, das dem Gegenstand Bedeutung gibt, ihn aus der Masse der Dinge heraushebt und zum kulturellen Archiv valorisiert.

Das in der Französischen Revolution entwickelte Kulturerbe-Konzept verrät seine Genese aus der Rechtspraxis des Erbens, wenn beispielsweise Armand-Guy Kersaint in seinem *Discours sur les monuments publics* von 1791 ausführte, eine sich selbst regierende Nation, die sich ein riesiges Erbe aneigne, habe sich an Prinzipien zu halten, »que des héritiers sages mettroient dans le recouvrement d'une succession qui leur laisseroit un mobilier immense«.²² Schlüsselfrage beim Erben ist, wer davon profitiert und wer ausgeschlossen ist. Jüngere Kulturerbe-Ansätze,

19 Riegl, Der moderne Denkmalkultus, S. 165.

20 Vgl. Meier, Hans-Rudolf: Zur Baugeschichte jüngst vergangener Zukünfte, in: Koldewey-Gesellschaft. Berichte über die 50. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung 2018 in Braunschweig, Dresden 2021 (im Druck).

21 Chladenius, Johann Martin: Allgemeine Geschichtswissenschaft, Leipzig 1752 (Reprint Wien/Köln/Graz 1985), S. 194f.

22 Kersaint, Armand-Guy: Discours sur les monuments publics, prononcé au Conseil du Département de Paris, le 15 décembre 1791, Paris 1722, S. 42, [http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k485034\(21.09.2020\)](http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k485034(21.09.2020)).

wie die nach den Erfahrungen der Balkan-Kriege vom Europarat erarbeitete *Konvention von Faro*, postulieren demgegenüber nicht-exkludierende Erbegemeinschaften.²³ Die Konvention wurde bisher allerdings erst von 19 Staaten ratifiziert; die Bundesrepublik gehört auch nach dem Sharing Heritage-Jahr nicht dazu, sie hat das Abkommen noch nicht mal unterzeichnet. Erben schafft Kontinuität und Zugehörigkeiten und setzt damit die Affirmationsbereitschaft der Akteure voraus. Das gilt auch für das »ungeliebte Erbe«, zu dem man sich bekennen muss, wenn es denn Erbe sein soll. Andernfalls wären es Dinge einer fremden Vergangenheit, Rückstände anderer, die einen nicht berühren.

Denkmale zwischen Identitätsanker und Stolpersteinen

Auch Denkmale sind Instrumente von Identitätspolitikern. Pointiert hat das Ludwig Deiters 1982 zu den Grundlagen der Denkmalpflege in der DDR beschrieben:

»Überall sind die Denkmale in ihrer Eigenart und Wirkung ein äußerst wichtiger unersetzlicher Faktor für das Wohlfühlen und die Leistungsbereitschaft der Menschen in der sozialistischen Gesellschaft, für ihre Bereitschaft, für diese Gesellschaft einzutreten. In ihrer eigenen Unverwechselbarkeit wie in ihrem Zusammenwirken mit dem Neuen im Heimatbild tragen die Denkmale zu patriotischem Fühlen und Handeln bei.«²⁴

Terminologie und Sprachduktus haben sich inzwischen geändert, nicht aber die Inanspruchnahme der Denkmale für Heimat- und Identitätskonstruktionen. Denkmale sollen als das (kollektive) Eigene erkannt und geschätzt werden, die Bindungen an das repräsentierte Gemeinwesen stärken. Durch ihre Herkunft aus einer vergangenen Zeit, als Denk-Male im Sinne von Chladenius, sind sie aber auch »Stolpersteine«, zu Fragen anregende Objekte. Sie sind anders als die Masse der Bauten. Damit haftet ihnen eine gewisse Widerständigkeit an. Das zeigt sich nicht zuletzt in ihrer Sperrigkeit und den durch sie verursachten Reibungen in den Prozessen der Immobilienwirtschaft, es zeigt sich auch in ihrem »Streitwert« und darin, dass sie für andere Möglichkeiten des Lebens zeugen. Die Substanzorientierung des Denkmalkonzepts ermöglicht es überdies, die Objekte mit jeweils aktuellen Fragestellungen immer wieder neu zu betrachten und zu untersuchen.

23 Convention on the Value of Cultural Heritage for Society (Faro Convention, 2005), <https://www.coe.int/en/web/culture-and-heritage/faro-convention> (21.09.2020).

24 Deiters, Ludwig: Grundlagen und Ziele der Denkmalpflege, Berlin 1982, S. 16f.; dazu jetzt die Dissertation von Trötschel-Daniels, Bianka: Ringen um Recht. Der lange Weg zum Denkmalpflegegesetz der DDR von 1975, Ms. Diss., Weimar 2020, S. 177f.

Gewiss, Denkmalpfleger/-innen sind keine steuerfinanzierten Partisanen der Andersheit. Die Denkmalpflege ist eine auch system- und herrschaftsstabilisierende Institution.²⁵ Zu beobachten ist des Weiteren steigender politischer und ökonomischer Konformitätsdruck auf die Institution.²⁶ Die vielfachen und stets wiederkehrenden Versuche wirtschaftsnaher und rechter politischer Kreise, die Denkmalpflege zu schwächen, zeugen aber nicht zuletzt davon, dass die Denkmalpflege noch immer ein Bereich ist, der sich den rein wirtschaftlichen Verwertungsinteressen entziehen und andere Maßstäbe anlegen kann, Kriterien, die aus – gesellschaftlich verankerten – intellektuellen Diskursen gespeist werden und nicht nur aus den Interessen der unmittelbar Betroffenen.

Das ist die andere Seite des »öffentlichen Interesses«: Dieses repräsentiert nicht nur Herrschaftswissen der Expert/-innen, sondern ermöglicht auch Schutz des (noch) nicht-mehrheitsfähigen Anderen.²⁷ Dass das nicht selbstverständlich und entsprechend gefährdet ist, hat Norbert Huse bereits vor mehr als fünfzehn Jahren registriert: Der zunehmende Gebrauch des Akzeptanz-Begriffs an Stelle der Rede vom öffentlichen Interesse bedeute eine signifikante Verschiebung der gesellschaftlichen Sicht auf die Aufgaben der Denkmalpflege.²⁸ Mit der Priorisierung der Akzeptanz verschwinde das kritische Potential von Baudenkmalen aus dem Blickfeld und damit die Möglichkeit, »dass an ihnen anderes erfahren, erlebt, erkannt werden kann als in der jeweiligen Aktualität.«²⁹ Jüngst hat der langjährige Generalsekretär von ICOMOS (und Vizepräsident des *Institut de politiques*

-
- 25 Das hat in der o.g. Dissertation Bianka Trötschel-Daniels jüngst am Beispiel der DDR, wo im Selbstverständnis mancher Denkmalpfleger/-innen der Institution eine Nischenfunktion zugekommen sein soll, schön analysiert.
- 26 Zumindest diesbezüglich gibt es keinen deutschen Sonderweg; vgl. z.B. zu Italien: Stella, Antonio G./Rizzo, Sergio: *Vandali. L'assalto alle bellezze d'Italia*, Mailand 2011; zu Frankreich: Michler, Frauke: »Mission Patrimoine«. Ein Blick auf Frankreichs Denkmalpflege im Europäischen Kulturerbejahr 2018, in: *Renationalisierung oder Sharing Heritage? Wo steht die Denkmalpflege im Europäischen Kulturerbejahr 2018? Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V.* Bd. 28, hg. v. Stephanie Herold, Anneli Randra und Ingrid Scheurmann, Holzminden 2019, S. 110–119.
- 27 Vgl. z.B. Haupt, Isabel: Öffentliches Interesse an Betonburgen? Anmerkungen aus denkmalpflegerischer Sicht, in: *Was bleibt? Wertung und Bewertung der Architektur der 1960er bis 1980er Jahre*, Forum Stadt 42, H. 1, 2015, hg. v. Hans-Rudolf Meier, S. 39–54.
- 28 Huse, Norbert: Denkmalpflege heute. Krise und Ausblick, in: *System Denkmalpflege. Netzwerke für die Zukunft. Bürgerschaftliches Engagement in der Denkmalpflege. Jahrestagung 2003 und 71. Tag für Denkmalpflege der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland. Arbeitsheft 31 der Denkmalpflege Niedersachsen*, Hannover 2004, S. 474–477, hier S. 475; vgl. Meier, Hans-Rudolf: Norbert Huse und die Denkmalpflege, in: *Die Präsenz des Vergangenen ist Teil der Gegenwart. Zur Würdigung von Norbert Huse*, hg. v. Dietrich Erben, München 2015, S. 69–84.
- 29 Tietz, Jürgen: Gefühl für die gemeinsame Verantwortung. Ein Gespräch mit dem Denkmalpfleger Norbert Huse, in: *NZZ* 19.11.2001.

alternatives de Montréal) Dinu Bumbaru im Kontext der internationalen Debatte ähnliche Bedenken geäußert in Bezug auf die Verschiebung zu partizipativen Heritage-Konzepten:

»Participative, collaborative and deliberative democracy create a new operating environment for heritage conservation. While overall very positive, this evolution can also affect the role avant-garde heritage conservation has played when it recognizes and cares for buildings or sites before society does.«³⁰

Schluss: Den Denkmalbegriff erhalten

Mit dem Avantgarde-Begriff zu operieren, ist nach dem Ende der geschichtsphilosophischen Fortschrittsgewissheit allerdings schwierig.³¹ Dessen ist sich auch Wilfried Lipp bewusst, der von der Denkmalpflege fordert, sich selbstbewusst als Avantgarde zu verstehen, die Problematik des Vorangehens in Zeiten der Richtungslosigkeit oder zumindest der Nichtlinearität aber mit reflektiert: »Die Einsamkeit des Denkmalpflegers ist aber auch eine des Vorausseins mit wechselnden Gefolgschaften auf abweichenden Routen.«³²

Die Einsamkeit also nicht verstanden als verschrobenen kulturpessimistischen Autismus, wie ihn noch Alois Brandstetter in seinem Roman *Altenehrung* seinem Protagonisten andichtete und dabei konstatierte, »Denkmalschützen als eine parasitäre Beschäftigung« färbe »sehr unvorteilhaft auf die Mentalität und den Charakter dieser Denkmalschützer ab«. ³³ Vielmehr ginge es darum, als engagierte Expert/-innen Freunde zu finden.³⁴

Denn auch wenn die Zentrierung auf das Objekt Optionen bietet, wie ich sie in meinen Ausführungen kurz zu skizzieren versucht habe, ist auf die eingangs erwähnte Kritik und die genannten Defizite einzugehen. Das heißt zuerst, andere Akteure und andere Theorien als ebenbürtige Bereicherungen anzuerkennen. Die

30 Bumbaru, Dinu: Data or Information or Knowledge or Wisdom? Heritage Conservation in an Age of Confusion, in: Kultur – Erbe – Ethik. »Heritage« im Wandel gesellschaftlicher Orientierung, Festschrift für Wilfried Lipp, hg. v. Reinhard Kren und Monika Leisch-Kiesl, Bielefeld 2020, S. 367–378, hier S. 373.

31 Meier, Hans-Rudolf: Die Denkmalpflege und der Fortschritt, in: Denkmalpflege. Kontinuität und Avantgarde. Dokumentation der Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der BRD vom Juni 2013 in Erfurt, Erfurt/Altenburg 2014, S. 63–67.

32 Lipp, Wilfried: Vom modernen zum postmodernen Denkmalkultus? Aspekte zur Reparaturgesellschaft, in: Vom modernen zum postmodernen Denkmalkultus. Denkmalpflege am Ende des 20. Jahrhunderts, Arbeitsheft 69, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, hg. v. Wilfried Lipp und Michael Petzet, München 1994, S. 6–12, hier S. 10.

33 Brandstetter, Alois: *Altenehrung*, Salzburg/Wien 1983, S. 25f.

34 Paraphrasiert nach Haupt, Öffentliches Interesse.

Flucht ins Objekt kann das Nachdenken über die eigene Stellung zu den Dingen und den Akteuren nicht ersetzen und die Herausforderungen der Erhaltung sind nicht nur Fragen des Wissens, der Technik und Technologie, et cetera.

Erhalten ist immer eine Gratwanderung zwischen Bewahren und Anpassen – auch das Bewahren der Begriffe und Theoriekonzepte der Denkmalpflege. Denn was Gerhard Vinken zum Erbe sagt, gilt auch für Denkmale: »Die Bewertung von Erbe kann nie nur eine fachliche sein: Erben ist, um ein Riegl-Wort zu paraphrasieren, eben keine ›künstlerische und historische Liebhaberei‹, sondern, mit Derrida, eine Aufgabe.«³⁵

35 Vinken, Gerhard: Palermo oder Überleben als Erinnern, in: Kultur – Erbe – Ethik. »Heritage« im Wandel gesellschaftlicher Orientierung. Festschrift für Wilfried Lipp, hg. v. Reinhard Kren und Monika Leisch-Kiesel, Bielefeld 2020, S. 349–362, hier S. 361.

Auf den Spuren von Gespenstern. Erbe, Arbeit und Gerechtigkeit

Sophie Stackmann

The essay approaches the concepts of 'heritage' and 'monument' with the intent of sketching the perspectives inscribed in these two terms and opposing them to one another. The starting point is the conflict between the field of conservation, which focuses on historic objects and their handling, and the field of Heritage Studies, which examines the social circumstances under which objects become monuments. In the academic debate, the concept of heritage has in part been interpreted as a form of social production in the present, a view which emphasizes its connection to its social and cultural contexts. Heritage is thus understood in terms of 'production' as an economic process. The debate also theorizes heritage as something that is 'present' in the present, and is controlled by external structures of power. In contrast, the discourse on the monument constructs it as a mirror of the Self, thereby bracketing out social circumstances and power structures. In this essay, these two conceptualizations – of heritage as production and of the monument as mirror of the Self – are complemented with a further notion of heritage which imagines it as a 'ghost'. This opens a new perspective, one that understands heritage as something that haunts us against our will and exists outside of our control. The argument draws on Jacques Derrida's concept of heritage and its ghostly effects, as discussed in his *Spectres of Marx* (1993) and taken up by various disciplines in the humanities in order to describe phenomena as 'hauntings' or 'phantoms'.

Heritage vs. Denkmal? – Eine aktuelle Debatte

»Befragen wir das Monument, argumentieren wir in den Linien Kunstwert, Bildmächtigkeit, Integrität. Die erbepolitisch zentralen Fragen kommen nur am Rande in den Blick. [...] Die Frage nach Gerechtigkeit oder auch, politisch heruntergebrochen, die Machtfrage wird ausgespart, während z. B. in den USA

und den postcolonial-Debatten Race, Class und Gender längst als zentrale Fragen im Kampf um Identität und Erbe begriffen werden.«¹

Gerhard Vinken weist in diesem Zitat darauf hin, dass Monumente in den deutschsprachigen Denkmal-Debatten überwiegend in Bezug auf Eigenschaften beurteilt werden, die sich auf ihre Objektivität beziehen. Durch diesen Objektfokus fänden die den Ausdeutungen der Denkmäler einbeschriebenen Machtstrukturen zu wenig Beachtung. In der Folge klammerten Denkmal-Debatten nicht selten zentrale gesellschaftliche Fragestellungen aus. Daher spricht sich Vinken dafür aus, Denkmäler als Erbe zu betrachten, um bisher ausgeblendete Rezeptions- und Aneignungsphänomene zu berücksichtigen.² Mit einer Hinwendung zum Komplex Erbe (engl. Heritage) wird laut Vinken das Konzept Denkmal für aktuelle Begrifflichkeiten und Diskurse geöffnet, die soziale Praktiken wie »performance and performativity, encoding and decoding, mapping and remapping« als Aneignungsprozesse begreifen.³ Demnach bietet der Begriff Erbe beziehungsweise sein englisches Pendant Heritage, eine Chance, um einen scheinbar überholten und in die Krise geratenen Denkmal-Begriff zukunftsfähig zu machen.

Ausgangspunkt des Beitrags ist der von Gerhard Vinken hier angesprochene Konflikt zwischen der auf das Objekt fixierten Denkmalpflege und den auf die sozialen Umstände der Denkmalwerdung pochenden Heritage Studies. Denn Heritage Studies fokussieren ihre Analysen auf die Beschreibung des sozial Anderen und begreifen Heritage mitunter als eine soziale Produktion in der Gegenwart. Dagegen wird dem Denkmal ein Widerspiegeln des Eigenen einbeschrieben, wodurch die Denkmalpflege als Disziplin das soziale Umfeld nicht miteinbezieht. In beiden Perspektiven wird das Erbe der Vergangenheit als ein kontrollierbarer Prozess begriffen, der entweder eine Identität oder ein inneres Gefühl affirmiert (Denkmal) oder durch die strukturelle Unterdrückung einer äußeren Machtstruktur gesteuert wird (Heritage). Demgegenüber entwickle ich einen Begriff von Erbe, der dieses als ein »Gespenst« begreift, um Erbe als etwas darzustellen, das nicht in der Gegenwart hergestellt wird, sondern uns, obwohl es vermeintlich vergangen oder abgelegt ist, immer wieder – auch gegen unseren Willen – heimsucht und daher in Teilen immer unverfügbar sein wird. Mit der Darstellung von Erbe als Gespenst bezieht sich der Beitrag auf ein Konzept von Jacques Derrida, der in *Marx' Gespenster* Erbe als

1 Vinken, Gerhard: Erbe ist kein Dokument. Berlin zwischen Ruin und Restauration, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 71, H. 2, 2017, S. 158–163, hier S. 162.

2 Ebd., S. 162f.

3 Vinken, Gerhard: Der Pranger von Bahia, das Kreuz von Pommersfelden. Globalisierungsdiskurse und lokale Aushandlungsprozesse als Herausforderungen für die Denkmalwissenschaften, in: Das Erbe der Anderen. Denkmalpflegerisches Handeln im Zeichen der Globalisierung, hg. v. Gerhard Vinken, Bamberg 2015, S. 19–30, hier S. 28f.

eine Form von Wiedergängertum auffasste.⁴ Aufbauend auf den Ergebnissen der Analyse zum Verhältnis von Denkmal und Heritage möchte ich eine Idee von Gerechtigkeit vorstellen, die sich aus einer Betrachtung von Erbe als Gespenst ergibt und eine Anerkennung des Eigenen gegenüber dem Anderen vorsieht. Mit Hilfe dieses Gerechtigkeitsbegriffs soll eine Möglichkeit vorgeschlagen werden, potenziell blinde Flecken in den Heritage Studies und in der Denkmalpflege sichtbar zu machen.

Heritage als Produktion und das Denkmal als Spiegel des Selbst

In Debatten um die Definition von Heritage wird regelmäßig darauf hingewiesen, dass das Konzept von europäischen wie nordamerikanischen Wertvorstellungen und Narrativen durchwirkt ist, die die westliche Geschichte glorifizieren und einen westlich geprägten Objektkult um das Monument beziehungsweise das Denkmal pflegen. Die Folge ist die Reproduktion westlicher Perspektiven bei der Interpretation von Heritage, die eine permanente Selbstvergewisserung der weißen privilegierten Bevölkerungsgruppen bedingt.⁵ Inbegriffen in dieser Kritik ist demnach eine wahrgenommene Vormachtstellung der europäischen Denkmalpflege in Heritage-Diskursen. Gleichzeitig wird Heritage in der Literatur jedoch auch als ein Prozess der Vergangenheitsverarbeitung aufgefasst, der hybrid, vieldeutig und bedeutungs offen ist. Daher wird in Debatten dafür plädiert, jenseits der dominierenden Diskurse, die subversiven Potenziale von Heritage als Prozess auszuloten.⁶ Rodney Harrison beschreibt diese angenommene Unterscheidung mit den Gegensätzen »official« und »unofficial heritage«. Mit diesen Begrifflichkeiten möchte er zwischen gesetzlich legitimiertem und institutionell geschütztem Heritage und inoffiziell Heritage, das keinem solchen Schutz unterliegt, differenzieren. Harrison identifiziert »official heritage« primär mit einer Reihe professioneller Praktiken und Bewertungskriterien, die von der europäischen und nordamerikanischen Denkmalpflege geprägt seien.⁷ Laurajane Smith prägte für die Strukturen des »official heritage« das Konzept des sogenannten »authorized heritage discourse«, um eine ähnliche Diskrepanz zwischen etabliertem und marginalisierten Heritage aufzuzeigen.⁸ Für Harrison führen gerade Forderungen nach der Anerkennung von

4 Derrida, Jacques: *Marx' Gespenster. Der Staat, die Trauerarbeit und die neue Internationale*, übers. v. Susanne Lüdemann, 5. Aufl., Frankfurt a.M. 2016, 136–139.

5 Spanu, Smaranda: *Heterotopia and Heritage Preservation. The Heterotopic Tool as a Means of Heritage Assessment*, Cham 2020, S. 388f.

6 Ebd., S. 389–391.

7 Harrison, Rodney: *Heritage. Critical Approaches*, London/New York 2013, S. 15.

8 Smith, Laurajane: *Uses of heritage*, London/New York 2006, S. 29–34.

»unofficial heritage« als »official heritage« zu Konflikten.⁹ Dabei hätte das zunehmende Aufweichen der Unterscheidung zwischen »official« und »unofficial« zu einer Krise der gesetzlich verankerten Denkmalpflege geführt.¹⁰

Folgt man den beschriebenen Vorstellungen und Analysen zu Heritage, eröffnet das Konzept die Möglichkeit, Denkmalpflege als sozialen Prozess zu begreifen und gleichzeitig an einen Diskurs anzuschließen, der reflektiert, welchen problematischen Machtstrukturen und Paradigmen die europäische Denkmalpflege unterliegt. Diese Gegenüberstellung zwischen einem hegemonialen Heritage und seinem marginalisierten Gegenpart kann jedoch nur eine Facette der Debatten um Heritage sein, die in den letzten Jahrzehnten einen regelrechten »Boom«¹¹ erfährt und ganz unterschiedliche Ausprägungen¹² entwickelt. Eine zentrale Motivation für die Debatte um Heritage bildet hierbei eine berechtigte Kritik am Begriff Denkmal. Dabei bezieht sich die strukturelle Kritik auf ein ganzes System der europäischen und nordamerikanischen Dominanz. Die beschriebene Position definiert Heritage in Abgrenzung zum Denkmalbegriff als dessen Gegenüber und Kritik, indem zwischen dem dominanten etablierten Diskurs und seiner unterdrückten Alternative unterschieden wird. In der Folge orientiert sich die Kritik eng an den bestehenden Kategorien der Denkmalpflege und deren Genese, um die problematische Dominanz denkmalpflegerischer Bewertungspraktiken aufzuzeigen.

Historisch ist die Bewertung von Denkmälern eng mit der Moderne und der Konstruktion von kulturellen Räumen und nationalen Identitäten verbunden.¹³ Dementsprechend wurden Denkmäler zu Denkmälern, weil sie als besonders charakteristisch für eine Epoche oder eine nationale oder kulturelle Identität angesehen wurden. Denkmäler unterstützen zunächst Formen der Selbstvergewisserung und stiften Identitäten. Somit dienen sie als Projektionsflächen für das Eigene. An diesen Umstand entzündet sich die vorgestellte Kritik, die Wissenschaftler/-innen aus unterschiedlichen Richtungen der Heritage Studies vorbringen. Die Heritage Studies zeigen auf, dass das Denkmal-Konzept normativ ist, weil es der eigenen Selbstvergewisserung dient und das Andere ausblendet.

9 Harrison, *Heritage*, S. 20.

10 Ebd., S. 18.

11 Ebd., S. 68–94; Macdonald, Sharon: *Memorylands. Heritage and Identity in Europe Today*, London/New York 2013, S. 2.

12 Beispielsweise gibt es unterschiedliche akademische Richtungen der Heritage Studies, die sich etwa *heritage studies*, *critical heritage studies* oder *new heritage studies* nennen; vgl. Albert, Marie-Theres/Bernecker, Roland/Rudolff, Britta: *Understanding Heritage. Perspectives in Heritage Studies*, Berlin 2013; Rassool, Ciraj: *Toward a Critical Heritage Studies*, in: *Material Religion*, 9. Jg., H. 3, 2013, S. 403–404; Logan, William/Kockel, Ullrich/Craith, Máiréad Nic: *The New Heritage Studies*, in: *A Companion to Heritage Studies*, hg. v. Máiréad Nic Craith, Ullrich Kockel und William Logan, Chichester/Malden 2015, S. 1–25.

13 Glendinning, Miles: *The Conservation Movement. A History of Architectural Preservation, Antiquity to Modernity*, London/New York 2013, S. 65–67.

Um die wahrgenommene Krise der Denkmalpflege zu lösen oder der angespannten Lage zumindest eine andere Wendung zu geben, beziehen sich unter anderen die Denkmalpfleger Bernd Euler-Rolle, Miles Glendinning und Michael Petzet auf Alois Riegls Denkmalkultus, der 1903 veröffentlicht wurde, in der Annahme, dass die Rückbesinnung auf diese Denkmaltheorie entsprechende Impulse geben könnte.¹⁴ Dabei entspricht die angesprochene Krise der beschriebenen Kritik am Denkmalkonzept, die von den Heritage Studies formuliert wird. Riegl definierte den Alterswert im Denkmalkultus als eine Wertschätzung für das Denkmal aufgrund seiner Altersspuren. Kern dieser rezeptionsästhetischen Idee Riegls ist die Vorstellung, dass der Mensch das Werden und Vergehen des eigenen Lebens am Denkmal nachvollziehen könnte.¹⁵ Petzet interpretiert den Alterswert daher als ein universales Gefühl, das der Angst des Menschen vor dem Tod entstamme.¹⁶ Euler-Rolle hält den Denkmalkultus für einen Versuch, Denkmalpflege aus einem tiefen inneren Gefühl der Menschen heraus zu begründen.¹⁷ In diesen Thesen äußert sich die Vorstellung vom Denkmal als Objekt, das durch seine äußerliche Vergänglichkeit eine psychologische Erkenntnis des Subjekts über seine eigene Endlichkeit ermöglicht – das Denkmal als ein Spiegel des inneren Selbst.

Tatsächlich lebte der Österreicher Riegl zu der Zeit in Wien, als sein Landsmann Sigmund Freud die Psychoanalyse als Wissenschaft etablierte. Freud konzipierte das Unterbewusstsein in seiner Psychoanalyse als eine Art Black Box, um die soziale Umwelt systematisch auszuschließen und die Auslöser von psychischen Problemen in die Kindheiten seiner Patient/-innen zu verbannen.¹⁸ Avery Gordon analysiert, dass Freud durch diese Konstruktion des Unterbewussten jede Form des sozialen Anderen ausschloss und das individuelle Selbst zum Spiegel der Psychoanalyse machte.¹⁹ Zieht man von der Psychoanalyse eine Analogie zu Riegls Alterswert und seinem Denkmal-Begriff, wird deutlich, dass das Widerspiegeln der

14 Euler-Rolle, Bernd: Der »Stimmungswert« im spätmodernen Denkmalkultus. Alois Riegl und die Folgen, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 61, H. 1, 2005, S. 27–34; Glendinning, Miles: The Conservation Movement. A Cult of the Modern Age, in: Royal Historic Society, Vol. 13, 2003, S. 359–376; Petzet, Michael: »In full richness of their Authenticity«. The Test of Authenticity and the New Cult of Monuments, in: Proceedings Nara Conference on Authenticity in Relation to the World Heritage Convention, Nara, Japan, 1.–6. November 1994, hg. v. Knut Einar Larsen, Paris 1995, S. 85–100.

15 Riegl, Alois: Entwurf einer gesetzlichen Organisation der Denkmalpflege in Österreich, in: Kunstwerk oder Denkmal? Alois Riegls Schriften zur Denkmalpflege, hg. v. Ernst Bacher, Wien/Köln/Weimar 1995, S. 49–144, hier S. 59f.

16 Petzet, Authenticity, S. 96–98.

17 Euler-Rolle, Stimmungswert, S. 30.

18 Gordon, Avery: Ghostly Matters. Haunting and the Sociological Imagination, Neuauflage, Minneapolis 2008, S. 31–62.

19 Gordon, Ghostly Matters, S. 57.

eigenen Vergänglichkeit im Denkmal Parallelen zu einer psychoanalytischen Herangehensweise hat. Und ähnlich wie die Psychoanalyse hat die Denkmalpflege einen blinden Fleck im Wahrnehmen des sozial Anderen. Als Reaktion fokussieren die Heritage Studies ausschließlich auf das Andere. Einerseits, indem sie das etablierte Denkmalkonzept zu einem Gegenüber stilisieren und einer permanenten Kritik aussetzen und andererseits, indem sie für die Sichtbarmachung des sozial Anderen argumentieren.

Die Zeit aus den Fugen: Erbe als Wiedergänger

Sharon Macdonald argumentiert, dass der global verbreitete englische Begriff »heritage« in keiner anderen Sprache eine Entsprechung hätte. Im Deutschen würde in der Regel das Wort ›Denkmal‹ in Zusammenhang mit Heritage gebraucht, was jedoch ausschließlich den institutionalisierten Denkmalschutz meine.²⁰ Aus meiner Sicht ist dem englischen Heritage-Begriff, wie es auch Macdonald mit der Rede von Globalisierung andeutet, eine Bezugnahme auf Prozesse der Beschleunigung und Ökonomisierung miteinbeschrieben. Harrison definiert Heritage etwa als »production of the past in the present«.²¹ Vergunst und Graham beschreiben Heritage als eine Form, Vergangenheit in der Gegenwart zu kreieren.²² Laut Lindsay Weiss werde Heritage in der Regel als ein Produkt oder Konsumgut aufgefasst.²³ Demnach interpretieren die Autor/-innen Heritage als eine soziale Fabrikation, die sich mit einem ökonomisch geprägten Vokabular umschreiben lässt.

Bereits Hegel imaginierte in seiner Fortschrittsgeschichte die Aneignung der Vergangenheit als Produktion. So geht er von »produzierenden Subjekten« aus, die das Erbe der vorhergehenden Generationen geistig verarbeiten und so zum Fortschritt beitragen.²⁴ Gerhard Vinken merkt an, dass Arbeit und Erbe bei Hegel somit in einem Zusammenhang stehen.²⁵ Philosophisch wird zwischen Arbeit als Selbstverwirklichung und produktiver Arbeit, die durch äußere Zwänge geleitet wird, unterschieden. Wenn Heritage als eine Form der Produktion bezeichnet wird, wird Heritage zu produktiver Arbeit, die fremdbestimmt ist. Sowohl Hegel

20 Macdonald, *Memorylands*, S. 19.

21 Harrison, *Heritage*, S. 30; Genauso formuliert es auch Ciraj Rassool (*Rassool, Critical Heritage Studies*, S. 404).

22 Vergunst, Jo/Graham, Helen: Introduction. *Heritage as Community Research*, in: *Heritage as Community Research. Legacies of Co-Production*, hg. v. Helen Graham und Jo Vergunst, Bristol/Chicago 2019, S. 1–24, hier S. 4.

23 Weiss, Lindsay: *Heritage-Making and Political Identity*, in: *Journal of Social Archaeology*, Vol. 7, H. 3, 2007, S. 413–431, hier S. 422f.

24 Hegel, Georg Friedrich Wilhelm: *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, (= Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Werke, Band 13), hg. v. D. Karl Ludwig Michelet, Berlin 1833, S. 11f.

25 Vinken, *Erbe ist kein Dokument*, S. 163.

als auch die Heritage Studies begreifen Erbe beziehungsweise Heritage als Produktion und nehmen durch diese Bezeichnung an, dass Heritage durch äußere Bedingungen fremdbestimmt ist. Allerdings beschreibt Hegel die Produktion von Erbe weniger als einen dynamischen sozialen Prozess, sondern als einen vorherbestimmten Ablauf, der dem Fortschritt unterliegt. Die Heritage Studies markieren mit der Umschreibung als Produktion vor allem das Problem, dass Heritage durch äußere dominante Machtstrukturen wie die Denkmalpflege gesteuert wird. Gleichzeitig wird Heritage als Produktion zu einem Konzept, das mit einem modernen fortschrittsorientierten Zeitverständnis synchronisiert wird und so Teil des kapitalistischen Systems ist. Auf diese Weise wird Heritage durch die Metapher der Produktion dem kapitalistischen Denken einbeschrieben, das Reproduzierbarkeit, Zählbarkeit, Effizienz, Kontrollierbarkeit und Transparenz anstrebt. Entgegen dieser Vorstellung möchte ich die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass Erbe²⁶ als etwas beschrieben werden kann, das anökonomisch und asynchron ist. Mit anökonomisch wird dabei eine Unkalkulierbarkeit bezeichnet, die sich einer Ökonomisierung entzieht. Asynchron verweist auf das Unterwandern eines linearen zeitlichen Ablaufs.

Dem französischen Philosophen Jacques Derrida folgend, interpretiert der Geograph Kevin Hetherington Erbe als etwas, das gerade dem Fortschritts- und Produktionsdenken des Kapitalismus zuwiderläuft. Hetherington greift in seinem Aufsatz zu urbanem Erbe zwar die Metapher der Produktion auf, doch beschreibt er Erbe als gegenläufig zum kapitalistischen Konsumverhalten. So imaginieren Zusammenhänge im Kapitalismus als Sequenzen, die chronologisch ablaufen und sich in Produktion, Konsum und Entsorgung untergliedern. Auf diese Weise würde einerseits die Vergänglichkeit von Dingen repräsentiert und andererseits unserem Alltag eine gewisse Form der (fortschrittsorientierten) Zeitlichkeit einbeschrieben. Allerdings gäbe es ein ganzes Repertoire an ausgemusterten Utopien, sozialen Beziehungen und halbvergessenen Erinnerungen, die in Gesellschaften vermeintlich entsorgt oder weggelegt wären, die sich jedoch auf eine gespenstische Art und Weise als Erbe bemerkbar machen und nicht einfach verschwinden. Diese gespenstischen Phänomene seien Anachronismen, die den linearen zeitlichen Verlauf der Konsumwelt in Frage stellen.²⁷ Hetherington entwirft Erbe als eine Form von Wiedergängertum, das gewohnte Vorstellungen von Zeitlichkeit unterminiert und sich dem Produktionskreislauf des Kapitalismus widersetzt. Wesentlich ist

26 Ich verwende im Folgenden bewusst den Begriff ›Erbe‹, um ihn von Heritage zu unterscheiden.

27 Hetherington, Kevin: Phantasmagoria/Phantasm Agora. Materialities, Spatialities and Ghosts, in: Special Edition of Space and Culture, International Journal of Social Spaces, Vol. 1, H. 11/12, 2001, S. 24–41, hier S. 24–29.

für den Autoren, dass diese Unterminierung dem Spuk eines Gespenstes gleicht, das uns heimsucht.²⁸

Jacques Derrida, den Hetherington ausführlich zitiert, bedient sich in seiner Imagination von Erbe der Figur des Gespensts, um dessen Unverfügbarkeit zu beschreiben.²⁹ 1993 schreibt er in *Marx' Gespenster (Le Spectre de Marx)* über die Heterogenität von Erbe:

»Ziehen wir zunächst die radikale und notwendige *Heterogenität* eines Erbes in Erwägung, die Differenz ohne Opposition, von der es gezeichnet sein muß, ein ›Disparates‹ und eine Quasi-Juxtaposition ohne Dialektik [...]. Ein Erbe versammelt sich niemals, es ist niemals eins mit sich selbst. [...] Seine vorgebliche Einheit, wenn es sie gibt, kann nur in der *Verfügung* bestehen, zu *reaffirmieren*, in *dem man wählt*. *Man muß*, das heißt: *Man muß* filtern, sieben, kritisieren, man muss aussuchen unter den verschiedenen Möglichkeiten, die derselben Verfügung innewohnen [Herv. i. O.].«³⁰

Derrida versteht Erbe als etwas, das in all seiner Heterogenität auf uns kommt und niemals völlig zu greifen ist, sondern sich permanent verschiebt, ausdifferenziert. Erst durch Interpretation, Kritik und Reflexion können wir uns einer von vielen Versionen eines Erbes annähern. Eine völlige Erkenntnis oder eine absolute Wahrheit eines Erbes ist jedoch nicht artikulierbar. Somit ist Erbe bei Derrida nicht kontrollierbar. Vielmehr ist Erbe – wie ein Gespenst – in einer Interpretation greifbar und doch nicht völlig erfahrbar. Es ist weder tot noch lebendig, weder anwesend noch abwesend, sondern oszilliert zwischen all diesen Beschreibungen. Insofern lässt sich Derridas Erbe-Begriff nicht mit der Logik der Produktion erfassen und folgt keiner linearen zeitlichen Abfolge. Derrida fasst Erbe nicht als eine Hinzufügung oder ein Erzeugnis, sondern als eine Aufgabe, wie es auch Gerhard Vinken schreibt.³¹ Diese Aufgabe kommt ohne unser Zutun auf uns. An dieser Stelle wird aus meiner Sicht eine auf verschiedenen Ebenen relevante und fruchtbare Differenz zwischen einer Konzeptualisierung von Heritage als Produktion und einer Annäherung an Erbe über Phänomene des Gespenstischen deutlich: In der einen Vorstellung wird gerade eine Präsenz beziehungsweise Hinzufügung oder Herstellung von etwas in der Gegenwart insinuiert – Sharon Macdonald spricht etwa von den Präsenzeffekten von Heritage³² – und in der anderen Überlegung wird ein Os-

28 Hetherington, *Phantasmagoria*, S. 35–41. Auch der Stadtplaner Nikolai Roskamm argumentiert dafür, urbane Räume und ihr Erbe als Gespenster zu untersuchen (Roskamm, Nikolai: *Die unbesetzte Stadt. Postfundamentalistisches Denken und das urbanistische Feld*, Berlin/Basel 2019, 332–389).

29 Derrida, *Marx' Gespenster*, S. 38–39.

30 Ebd., S. 32.

31 Vinken, *Pranger von Bahia*, S. 20–21.

32 Macdonald, *Memorylands*, S. 18.

zillieren zwischen An- und Abwesenheit adressiert, das sich einer Ökonomisierung verweigert. Beide Herangehensweisen ermöglichen Erkenntnisse und Reflexionen, die bedeutsam sind, bedienen sich jedoch unterschiedlicher gedanklicher Strukturen.

Avery Gordon weist darauf hin, dass die ephemeren und abstrakten Phänomene des Gespenstischen gerade dazu beitragen können, der Komplexität sozialer Zusammenhänge gerechter zu werden.³³ Sie geht davon aus, dass es Phänomene jenseits unseres gewohnten Vokabulars und jenseits unseres unmittelbaren Wissens gibt, die in unserer Gesellschaft eine eigene Wirkmächtigkeit besitzen:

»The ghost is not simply a dead or a missing person, but a social figure, and investigating it can lead to that dense site where history and subjectivity make social life. The ghost or the apparition is one form for something lost, or barely visible, or seemingly not there to our supposedly well-trained eyes, makes itself known or apparent of us, in its own way, of course. Being haunted draws us affectively, sometimes against our will and always a bit magically, into the structure of feeling of a reality we come to experience, not as cold knowledge, but as a transformative recognition.«³⁴

Gordon visualisiert diese Phänomene des Ahnungsvollen oder der latenten Unsicherheit als den Spuk von Gespenstern. Die Kulturwissenschaftlerin Janice Radway schildert in ihrem Vorwort zu Gordons Monographie, dass strukturelle Begriffe wie Rassismus zentral und notwendig seien, um gesamtgesellschaftliche Ungerechtigkeit zu benennen. Gleichzeitig dürfe man jedoch nicht vergessen, dass diese Begriffe uns nichts über das eigentliche alltägliche Ertragen von Rassismus erzählen.³⁵ Gordon argumentiert, dass eine Soziologie, die ihre Analysen allein auf die Realität ausrichte und Fiktion als Fehlerquelle vermeide, Gefahr laufe, die Komplexität sozialen Erlebens zu stark zu abstrahieren und ausschließlich in »monumentalen sozialen Architekturen« (wie etwa Gender, Kapitalismus, Rassismus) zu denken.³⁶ Das Gespenst macht sich in diesen Kontexten bemerkbar, indem es Zweifel an einer dogmatischen Trennung zwischen Fakt und Fiktion aufwirft, wie auch das obige Zitat ausführt. Mit der Rede von Heritage als einer Produktion in der Gegenwart wird dieses in eine monumentale soziale Architektur einbeschrieben: den Kapitalismus. Mir drängen sich Zweifel auf, ob diese Konzeptualisierung Raum für eine Komplexität bietet, die ein Changieren zwischen dem Eigenen und dem Anderen, zwischen An- und Abwesenheiten zulässt. In ihrer Kritik positionieren sich die Heritage Studies als Gegenüber der Denkmalpflege und scheinen zumindest auf

33 Gordon, *Ghostly Matters*, S. 3–20.

34 Ebd., S. 7.

35 Radway, Janice: Foreword, in: Gordon, *Ghostly Matters*, S. vii–xiv, hier S. viif.

36 Gordon, *Ghostly Matters*, S. 4–26.

den ersten Blick ihre eigene mögliche Verwobenheit mit diesem Gegenüber ausblenden. Im letzten Abschnitt meines Aufsatzes möchte ich für eine Sorge um ein gerechtes Erbe plädieren, das sowohl das Eigene als auch das Andere miteinbezieht.

Erbe und Denkmal – eine Frage der Gerechtigkeit?

Für Derrida bedeutet der Vorgang des Erbens, sich mit den Gespenstern (der Vergangenheit) und ihrem Spuk auseinanderzusetzen und ihnen zugleich ausgesetzt zu sein.³⁷ Anders gesagt: Wir erben die Taten früherer Generationen. In der Konsequenz erben wir genauso Schuld und Unrecht, ohne diese Schuld tatsächlich verursacht zu haben, sie kommt also ohne unser Zutun auf uns: Und doch werden wir mit ihr konfrontiert, müssen mit ihr umgehen. Ein Erbe ist daher niemals abgeschlossen oder vollendet, sondern handelt immer auch von einer Schuld, die verursacht wurde und von dem, das (zukünftig) noch zu tun ist, um dieser Schuld gerecht zu werden. Derrida geht es beim Begleichen dieser Schuld nicht ausschließlich um eine distributive Gerechtigkeit, etwa in Form von Gesetzen, sondern um die Möglichkeit einer Gerechtigkeit als Anökonomisches und Asynchrones. In Anschluss an den Philosophen Emmanuel Levinas spricht er davon, dass Gerechtigkeit als Beziehung zum Anderen zu denken ist.³⁸ Im Kontext von Erbe könnte Gerechtigkeit so interpretiert werden, dass die Akzeptanz der Unverfügbarkeit des Erbes und des Anderen im Erbe ein Schritt in Richtung Gerechtigkeit sein kann. Dabei geht es nicht einfach um ein unmittelbares Vergelten von Unrecht, das über das Erbe auf uns kommt – dies ist nicht uneingeschränkt möglich, weil die Taten in der Vergangenheit liegen –, sondern um eine Verantwortung und ein Bewusstsein für die Komplexität des Erbes und des Anderen darin. Sascha Bischof schildert, dass Derrida in Bezug auf das Erbe Europas äußerte, dass es eine Verpflichtung gibt, das Erbe Europas zu pflegen, es aber zugleich für das Andere, das Nicht-Europäische, zu öffnen.³⁹ Gordon schreibt übereinstimmend mit Derrida, dass die Auseinandersetzung mit den Gespenstern aus einer Sorge um Gerechtigkeit geschehen müsse.⁴⁰ Jedoch merkt sie kritisch an, dass diese Gerechtigkeit nicht darin bestehen könne, sich ausschließlich mit dem Unschuldigen zu identifizieren:

37 Derrida, *Marx' Gespenster*, S. 38f.

38 Ebd., S. 40f.

39 Bischof, Sascha: *Gerechtigkeit – Verantwortung – Gastfreundschaft. Ethik-Ansätze nach Jacques Derrida*, zugl. Diss. Universität Feiburg (Schweiz) 2004, Freiburg (Schweiz)/Wien 2004, S. 206–207.

40 Gordon, *Ghostly Matters*, S. 60.

»And haunting is exactly what causes declarative repudiations and voluntaristic identifications eventually to fail, although it must be said that they can be sustained for quite some time. Reckoning with ghosts is not like deciding to read a book: you cannot simply choose the ghosts with which you are willing to engage. [...] To be haunted is to be tied to historical and social effects. To be haunted is to experience the glue of the ›if you were me and I were you‹ logic come undone.«⁴¹

Ein Erbe und die Schuld, die damit einhergeht anzutreten, kann nicht bedeuten, sich nur mit dem Unschuldigen zu identifizieren, sondern bedeutet auch, die eigene Rolle gegenüber dem Anderen anzuerkennen.

Denkmäler als Heritage und soziale Sinnstiftungsprozesse zu begreifen, ermöglicht, die sozialen Konstellationen, die hinter den auf das Objekt bezogenen Bewertungspraktiken der Denkmalpflege stehen, sichtbar zu machen. Mit meinem Beitrag verstehe ich Erbe jedoch weniger als eine soziale Produktion denn als etwas Gespenstisches und zeige auf, dass neben diesen Überlegungen zur sozialen Sinnstiftung vielleicht eine weitere Herangehensweise nötig ist, die von dem handelt, das wir noch nicht sehen, wissen oder verstehen, sondern nur vage erahnen.

Es wird höchste Zeit, dass die Denkmalpflege sich Fragen nach dem Anderen widmet, wie es die Heritage Studies fordern. Dabei wird uns der Einbezug des Anderen abverlangen, nicht nur die strukturellen Ungerechtigkeiten eines bekannten Systems zu benennen, sondern sich auch den bisher unbenannten – und vielleicht unbequemen – Gespenstern zu widmen, die uns in Fragen nach dem Anderen heimsuchen, weil es eine Sorge um Gerechtigkeit verlangt.

41 Ebd., S. 190.

Handeln am Denkmal/Handeln am Erbe. Methodik oder Wunschkonzert?

Bernd Euler-Rolle

The understanding of ‘monuments’ and ‘heritage’ as antipodes raises questions about the different maxims to be applied in handling historic objects. As a phenomenon of appropriation, tangible heritage may well fall into a situation whereby the different expectations of heritage communities create a wish list from which it is impossible to derive specific measures. Yet the concreteness of the material and the capacity to act on the part of owners of listed properties demand a reliable methodology, one that can only emerge from the concreteness of monuments conservation and not from the relativism of cultural heritage discourses. The solution lies with a decision-making matrix that forms a template for organizing and assessing the relationships among various stakeholders and their perspectives on the historical object. The process of weighing all factors against each other can then produce indications on how to act. At the same time, constant referencing of the consequences of different strategies to the different kinds of value attributed to objects – judgements on whether they reduce or augment value – can take place; such a system is in keeping with both the aims of conservation and the ‘management of change’. By their nature, considerations and negotiations on these lines require thinking in terms of processes rather than rules. This is the system of conservation as properly understood, a system that views the historic object – as it has done since Alois Riegl and thus well before the rise of the heritage discourse – as a value-construct and a reception phenomenon. Riegl’s system of values establishes a model for thinking that is still very current today, one in which these values are filled with various contents and factors according to the specific object and its relational field, and then are set in relation to each other. The result is concrete indications for action which are also able to integrate the ‘intangible values’ of cultural heritage, to the extent that these emerge from the material and can be analyzed on its terms.

Denkmal und Erbe scheinen Antipoden geworden zu sein. Den Begriffen werden unterschiedliche Interessenslagen zugeschrieben, welche verschiedene Haltungen gegenüber den Artefakten der Vergangenheit auslösen würden, und zwar zum ei-

nen beim Denkmal Respekt und Pflege und zum anderen beim Erbe Teilhabe und Aneignung. »Pflege« lässt sich leicht zur altbekannten »Denkmalpflege« erweitern, aber wie steht es mit dem Erbe, wenn Handeln am materiellen Kulturerbe erforderlich wird? Sind mit dem Erbe auch neue Handlungsweisen verbunden, die mit Denkmalpflege nicht mehr viel zu tun haben?

Gerhard Vinken hat mit der Formel »Vom Denkmal zum Erbe« die Zielsicherheit des Denkmaldiskurses im Umgang mit den Hinterlassenschaften der Vergangenheit in Frage gestellt und die Wiederaneignung des Feldes durch die Öffentlichkeit gefordert.¹ Der Ausgangspunkt ist darin gelegen, dass der Fokus des Erbediskurses auf die Vielfalt von möglichen Bedeutungszuschreibungen und Sinnstiftungen gerichtet ist, die individuell, kulturräumlich und gesellschaftlich jeweils ganz verschieden verfasst sind und damit auch ganz unterschiedliche Erhaltungsinteressen auslösen. Damit verlagere sich die Perspektive von den immanenten Eigenschaften eines historischen Objekts zu einem Rezeptions- und Aneignungsphänomen und der Denkmalbegriff verschiebe sich von der Objektbezogenheit zu einer Wertebezogenheit.²

Allerdings, das Denkmal als Rezeptionsphänomen ist dem Denkmalbegriff schon sehr lange immanent. Die herausragende Rolle Alois Riegls bei der denkmaltheoretischen Verlagerung der Wertedebatte auf die Rezeptionsseite hat Gerhard Vinken selbst bereits herausgestrichen.³ In diesem Zusammenhang kann die Formulierung Riegls aus dem Jahre 1903, welche die Konstituierung des Denkmals in der Rezeption durch den Betrachter definiert, nicht oft genug zitiert werden: »Nicht den Werken selbst kraft ihrer ursprünglichen Bestimmung kommt Sinn

1 Vinken, Gerhard: Amt und Gesellschaft. Bewertungsfragen in der Denkmalpflege, in: Denkmale – Werte – Bewertung. Denkmalpflege im Spannungsfeld von Fachinstitution und bürgerschaftlichem Engagement, Veröffentlichung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Band 23, hg. v. Birgit Franz und Gerhard Vinken, Holzwinden 2014, S. 19–27; Vinken, Gerhard: Erbe ist kein Dokument. Berlin zwischen Ruin und Restauration, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 71, Heft 2, 2017, S. 156–161, hier S. 160f.

2 Vgl. beispielsweise Vinken, Gerhard/Selitz, Lisa Marie: Kommunales Denkmalkonzept als Chance. Ein Beitrag zu einer historisch informierten Stadtplanung, in: Das Kommunale Denkmalkonzept. Den historischen Ortskern gemeinsam gestalten und entwickeln, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, München 2017, S. 24–26, hier S. 25; zusammenfassend z.B. Scheurmann, Ingrid: Erinnern und Vergessen in Zeiten von »Big Data«. Zu den Prämissen aktueller Denkmal- und Erbediskurse, in: Geschichtsbilder und Erinnerungskultur in der Architektur des 20. und 21. Jahrhunderts, hg. v. Kai Kappel und Matthias Müller, Regensburg 2014, S. 131–148.

3 Vinken, Erbe ist kein Dokument, S. 160; Vinken und Selitz, Kommunales Denkmalkonzept, S. 25; vgl. darüber hinaus Euler-Rolle, Bernd: Der »Stimmungswert« im spätmodernen Denkmalkultus. Alois Riegl und die Folgen, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 61, H. 1, 2005, S. 27–34.

und Bedeutung von Denkmalen zu, sondern wir modernen Subjekte sind es, die ihnen denselben unterlegen.«⁴ Dies entspricht *in nuce* dem aktuellen Erbebegriff und umso interessanter ist die Frage nach Riegls Maximen für das Handeln am Denkmal unter diesen Vorzeichen. Die Rückbindung von Restaurierungszielen an die Erwartungshaltungen der Rezipienten wird von Riegl mehrfach konkretisiert. Im Rahmen von Gutachten in seiner Funktion als Generalkonservator der österreichischen Denkmalpflege jener Tage bezieht er das Ausmaß von Retuschen und Ergänzungen an fragmentarisch erhaltenen Wandmalereien auf drei jeweils tonangebende Gruppen von Rezipienten, und zwar auf die »Radikalen« mit einer Vorliebe für völlig unberührte stimmungshafte Alterszustände ohne jegliche Restaurierungsmaßnahmen, weiters auf die »Kunsthistoriker« mit ihrem Interesse an einem lesbaren Zustand der noch vorhandenen authentischen Reste des Werks und schließlich auf die »Konservativen«, die eine vollständige Bildwirkung ohne Rücksicht auf einen überlieferten fragmentarischen Zustand anstreben würden.⁵

Die Einbeziehung von Gefühls- und Stimmungswerten, die im Empfinden der Rezipienten angesiedelt sind, in die Zielstellungen der praktischen Denkmalpflege zeigt ein Kommentar des Generalkonservators Riegl zu einem Restaurierungsvorschlag für den berühmten spätgotischen Flügelaltar von Michael Pacher in der Wallfahrtskirche von St. Wolfgang in Oberösterreich aus dem Jahre 1903. Dort wird eindeutig gegen die »Auffrischung« beziehungsweise Erneuerung der Vergoldungen am Altar Stellung bezogen, weil sie die »jetzige unvergleichliche Stimmungswirkung« des Kunstwerks schädigen würden.⁶ Diese Definition von immateriellen Werten an den materiellen Hinterlassenschaften ist ein wesentliches Kennzeichen des Rieglschen Denkmalbegriffs, so wie dies später auch beim Erbebegriff – als »intangible values« – der Fall sein wird. Die umfassende und pluralistische Systematik seiner Denkmalwerte ist nicht nur als Grundlage für Denkmalausweisungen gedacht gewesen, sondern kann auch denkmalpflegerisches Handeln begründen. Die praktische Ausrichtung ergibt sich daraus, dass die Darlegung der Denkmalwerte den Vorspann in einer Schrift zur geplanten gesetzlichen Organisation der Denkmalpflege in Österreich bildet, welche im dritten Teil Bestimmungen

4 Riegl, Alois: Entwurf einer gesetzlichen Organisation der Denkmalpflege in Österreich (1903), in: *Kunstwerk oder Denkmal? Alois Riegls Schriften zur Denkmalpflege*, hg. v. Ernst Bacher, Wien/Köln/Weimar 1995, S. 49–144, hier S. 59.

5 Riegl, Alois: Zur Frage der Restaurierung von Wandmalereien (1903), in: Bacher, *Kunstwerk oder Denkmal?*, S. 157–172, hier S. 160ff; vgl. Santner, Markus: *Bild versus Substanz. Die Restaurierung mittelalterlicher Wandmalerei im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis (1850–1970). Entwicklungslinien in Kärnten und Österreich*, Wien/Köln/Weimar 2016, S. 106–115.

6 Koller, Manfred/Wibiral, Norbert: *Der Pacher-Altar in St. Wolfgang. Untersuchung, Konservierung und Restaurierung 1969–1976*, Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege XI, hg. v. Bundesdenkmalamt, Wien/Köln/Graz 1981, S. 65.

zur Durchführung eines neu einzuführenden Denkmalschutzgesetzes enthält.⁷ In diesem dritten Kapitel demonstriert Riegl Zusammenspiel und Abwägung der verschiedenen Denkmalwerte bei der Beurteilung von Objekten und Maßnahmen. Er zeigt ein offenes System, in dem keine vorgegebene Rangordnung von Denkmalwerten herrscht, sondern in welchem auch vorerst gegensätzliche Denkmalwerte – zum Beispiel Alterswert und Gebrauchswert – in eine Beziehung zueinander gesetzt und je nach Objekt mit verschiedenen Inhalten und Gewichten befüllt werden. Im Grunde genommen spiegelt sich darin bereits das »values based management«, das im aktuellen Kulturerbediskurs aus dem »values based approach« hervorgeht und in Kontrast zum »material based approach« gesetzt wird.⁸

Unter diesen Vorzeichen trat nach 1900 ein sogenannter Paradigmenwechsel ein, der mit einer immensen Neugewichtung von Substanzgerechtigkeit gegenüber Werkgerechtigkeit vielfach fast schlagartig und binnen kurzer Frist völlige Umstellungen in den Restaurierungszielen mit sich brachte. Selbst in laufenden Unternehmungen wurden stilgerechte, stilreine und rekonstruktive Restaurierungsziele durch die Forderung nach der Bewahrung von historisch gewordenen, überlieferten Zuständen mit ihren Altersspuren und Stimmungswerten ersetzt. Dieser Paradigmenwechsel brachte jedoch oftmals erhebliche Diskussionen und Verwerfungen mit sich. Sie resultierten einfach auch aus Unverständnis gegenüber obrigkeitlichen Vorgaben wie eben den ungewohnten neuen Weisungen der unter Riegl rasch ganz anders ausgerichteten *Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale*.⁹ Diese Diskussionen sind auch vor dem Hintergrund der Tatsache zu verstehen, dass Riegls Orientierungen in hohem Maße auf einer ästhetischen Erfahrbarkeit von Entwicklungsgängen und Altersbildern beruhten und schließlich nicht auf Teilhabe und Aneignung in sozialen Räumen ausgerichtet waren.¹⁰ Die fortschreitende wissenschaftliche und juristische Ausdifferenzierung der institutionellen Denkmalpflege im 20. Jahrhundert hat jedenfalls – ungeachtet der sogenannten Erweiterung des Denkmalbegriffs in den 1970er Jahren und ungeachtet des »postmodernen Denkmalkultus« in den 1990er Jahren – den Fragen der individuellen und gesellschaftlichen Sinn-

7 Riegl, Entwurf einer gesetzlichen Organisation, S. 49–144.

8 Values and Heritage Conservation. Research Report, hg. v. Erica Avrami, Randall Mason, Marta de la Torre, The Conservation Institute, Los Angeles 2000; Worthing, Derek/Bond, Stephen: Managing Built Heritage. The Role of Cultural Significance, Oxford 2008, S. 1f.

9 Vgl. z.B. Mahlknecht, Eduard: Die Restaurierung der Pfarrkirche von Heiligenblut 1902–1916 und der Paradigmenwechsel in der Denkmalpflege, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 55, 2001, S. 88–94.

10 Vgl. Scheurmann, Ingrid: Konturen und Konjunkturen der Denkmalpflege. Zum Umgang mit baulichen Relikten der Vergangenheit, Köln/Weimar/Wien 2018, S. 469.

stiftungen und Wertezuschreibungen wenig Raum gegeben.¹¹ Damit habe die Denkmalpflege des 20. Jahrhunderts, so Gerhard Vinken, »einen unbewältigten Auftrag des theoretischen Erbes von Alois Riegl«¹² hinterlassen.

Ziemlich genau einhundert Jahre nach Alois Riegl wurde erneut und diesmal *expressis verbis* ein »Paradigmenwechsel« im Umgang mit den Denkmalen thematisiert, so wie Hans-Rudolf Meier und Thomas Will dies 2005 formulierten. Aktuelle Akzeptanzfragen der Denkmalpflege führten zu einer Wiederbelebung der Perspektiven auf emotionale und pluralistische Zugänge zum Denkmal, die – parallel zum anhebenden Kulturerbediskurs – neben der Objektebene der Denkmale auch eine neuerliche Einbeziehung der Subjektebene nahelegten.¹³ Gleichzeitig führte eine Renaissance der Systematik der Denkmalwerte zu einem neuen schärferen Bewusstsein für den Rieglschen Antagonismus von kognitiven und affektiven Denkmalwerten und diese neue Beschäftigung mit den Werten erweiterte die Systematik um gesellschaftliche und soziokulturelle Faktoren.¹⁴ 2009 schließlich berief sich der Weltpräsident von ICOMOS, Gustavo Araoz, auf einen »paradigm shift«, der Konsequenzen im Umgang mit den Denkmalen verlangen würde.¹⁵ Die »intangible values« an den Denkmalen, die im Authentizitäts- und Kulturerbediskurs der 1990er Jahre neue Beachtung gefunden hatten, wurden von Araoz – im Übrigen unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Alois Riegl – zum Anlass genommen, das »professional toolkit« der Denkmalpflege als unzureichend zu bezeichnen und die vorwiegende Orientierung an der Substanz, mithin auch an der Substanzerhaltung, aufzugeben. Die immateriellen Werte, die in ihren kulturaktuellen und gesellschaftlichen Kontexten stehen und daher auch ständig im Fluss bleiben, würden einen freieren Umgang mit dem überlieferten Bestand erfordern und, so Araoz, »tolerance for change« verlangen. Die Folge war eine heftige Debatte im Rahmen

11 Vgl. Lipp, Wilfried: Vom modernen zum postmodernen Denkmalkultus? Schichtung und Pluralenz, in: Ders.: Kultur des Bewahrens. Schröngansichten zur Denkmalpflege, Wien/Köln/Weimar 2008, S. 161–177.

12 Vinken, Amt und Gesellschaft, S. 24.

13 Meier, Hans-Rudolf/Will, Thomas: Dehio 2000! Paradigmenwechsel in der modernen Denkmalpflege?, in: Zeitschichten. Erkennen und erhalten. Denkmalpflege in Deutschland. 100 Jahre Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio, hg. v. Ingrid Scheurmann, München/Berlin 2005, S. 320–329.

14 Vgl. z.B. Assessing the Values of Cultural Heritage, Research Report, hg. v. Marta de la Torre, The Getty Conservation Institute, Los Angeles 2002; Werte. Begründungen der Denkmalpflege in Geschichte und Gegenwart, hg. v. Hans-Rudolf Meier, Ingrid Scheurmann und Wolfgang Sonne, Berlin 2013.

15 Message by Mr Gustavo Araoz (President of the ICOMOS International), La Valletta, Malta, October 2009, Protecting Heritage Places Under the New Heritage Paradigm & Defining its Tolerance for Change. A Leadership Challenge for ICOMOS; Araoz, Gustavo F.: Preserving heritage places under a new paradigm, in: Journal of Cultural Heritage Management and Sustainable Development, Vol.1, No.1, 2011, S. 55–60.

von ICOMOS, welche die Reibungsflächen zwischen den Begriffsbildungen in den deutschsprachigen und angloamerikanischen Diskursen zwischen »conservation«, »tolerance for change« und »limits of change« sichtbar machte.¹⁶

Wenn es also unter den Vorzeichen des Kulturerbeparadigmas um den Umgang mit den überlieferten Objekten geht, stellt sich die Frage, ob beziehungsweise in welchem Maße die Einwirkung von verschiedensten aktuellen Anspruchsberechtigten einen Zufallsgenerator darstellt, der letztlich in den Zielstellungen zur Beliebigkeit, zum »anything goes«, also schließlich zur ungezügelten »tolerance for change« führt. Eine solche Beliebigkeit würde im Ergebnis den Überhang eines der Werte gegenüber allen anderen Denkmalwerten spiegeln und somit meist auch den Überhang einer Erbgemeinschaft gegenüber allen anderen Akteuren. Damit erhebt sich die Frage, wie der Umgang mit dem materiellen Erbe und damit schließlich eine konsistente Erhaltung und Tradierung in diesem Auf und Ab der Bedeutungszuweisungen zum Kulturerbe tatsächlich gelingen kann. Die unbestimmte Multiperspektivität der überlieferten Objekte, die im Kulturerbekonzept eine wesensstiftende Rolle spielt, führt beim Umgang mit den Objekten zu zwei ganz wesentlichen Nagelproben: Zum einen erfordert die Materie der Objekte ein ganz konkretes Handeln und zum anderen erfordert das Handeln ganz konkrete Handlungsträger, die sich nicht in diffusen Erbgemeinschaften finden lassen. Beide Faktoren stehen in einem Handlungsgefüge und dafür braucht es eine adäquate Methodik, die sich mehr aus der Konkretheit der Denkmalpflege als aus dem Relativismus des Kulturerbes zu ergeben scheint.

Zur Herausforderung bezüglich der Materie: Die Substanz konstituiert – Alois Riegl folgend – fraglos noch keine Bedeutung an sich, sondern diese Bedeutung erhält sie nur als Trägerin von Denkmalwerten, die an der Substanz festgemacht sind und sich in der Wahrnehmung der Substanz anschaulich und nachvollziehbar erschließen.¹⁷ Soweit es sich hierbei um Gefühls- und Stimmungswerte sowie um

16 Die Debatte ist dokumentiert in den Konferenzbeiträgen von Andrzej Tomaszewski (Conservation between »tolerance for change« and »management of change«), Gustavo F. Araoz (Protecting Heritage Places under the New Heritage Paradigm & Defining its Tolerance for Change. A Leadership Challenge for ICOMOS), Michael Petzet (Conservation or managing change?) und Wilfried Lipp (What was it that we actually wanted to do? Conservation Values in Crisis), in: Conservation Turn – Return to conservation. Tolerance for Change – Limits of Change, hg. v. Wilfried Lipp, Josef Štulc, Bogusław Szmygin und Simone Giometti, Florenz 2012; vgl. Petzet, Michael: Conservation Politics in a Changing World, in: Ders.: Conservation of Monuments and Sites. International Principles in Theory and Practice, Monumenta II, Berlin 2013, S. 150ff.

17 Vgl. Wirth, Hermann: Wertvorstellung, Wertwirklichkeit und Wertkonflikte in der Denkmalpflege, in: Denkmale – Werte – Bewertung. Denkmalpflege im Spannungsfeld von Fachinstitution und bürgerschaftlichem Engagement, Veröffentlichung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Band 23, hg. v. Birgit Franz und Gerhard Vinken, Holzmin-den 2014, S. 57–63.

andere »intangible values« handelt, wird zu fragen sein, wie viel authentisch überlieferte Substanz diese Werte benötigen beziehungsweise von welchen Elementen der Substanz sie angesprochen werden. Wenn man davon ausgeht, dass die Materie Trägerin der Werte ist, so wird das Erfordernis der Substanzerhaltung unstrittig sein, soweit die Denkmalwerte identifiziert sind, die an ihr hängen. Unter dieser Voraussetzung kann es eigentlich keinen Widerspruch zwischen dem »values based management« und einer substanzorientierten Denkmalpflege geben. Ein wesentliches denkmalpflegerisches Regulativ besteht darin, dass die Priorisierung einzelner Denkmalwerte bei der Ermittlung von Restaurierungszielen dort ihre Grenze findet, wo durch die Wünsche und Vorstellungen mancher Beteiligten ein Verschleiß der Materie zugunsten einzelner überhängender Denkmalwerte eintreten würde. Nachhaltige und zukunftsorientierte Denkmalpflege wird dafür sorgen, dass die Substanz in allen ihren Dimensionen so weit erhalten wird, dass sie für spätere Interessensgruppen auch in der Zukunft immer neu befragbar bleibt. Auf diesem Feld mögen sich im Einzelfall erhebliche Widersprüche zu den Interessen und Wünschen von aktuellen Erbgemeinschaften ergeben, wenn sie ihre Rechte auf kulturelles Erbe nach ihrer spezifischen gegenwärtigen Perspektive geltend machen und daraus einen ganz bestimmten, freien Umgang mit überlieferten Zuständen der Substanz fordern beziehungsweise ihre Werteorientierungen und Erwartungen gar nicht mehr an die bestehende Substanz binden, wie etwa bisweilen in der Rekonstruktionsfrage.¹⁸

Zur Herausforderung bezüglich der Handlungsträger: Widersprüche können sich auch zwischen aktuellen Erbgemeinschaften und Handlungsträgern ergeben, die als Denkmaleigentümer oder sonst dinglich Verantwortliche die Erhaltung der Denkmale tatsächlich zu bewerkstelligen haben. Erbgemeinschaften bilden nicht automatisch – nach einem Begriff von Barbara Welzel – auch selbst schon Verantwortungsgemeinschaften. Die Wünsche der Erbgemeinschaften richten sich letztlich – oft nicht eingedenk der wirtschaftlichen und sonstigen Konsequenzen – vorerst an Denkmaleigentümer, die aller Regel nach kaum einen Lastenausgleich dafür erfahren, dass sie im öffentlichen Interesse handeln.¹⁹ Die *Konvention von Faro* über den Wert des Kulturerbes für die Gesellschaft von 2005, die im Kulturerbediskurs hoch gehandelt wird, verliert kein Wort über die Trägerschaft der Denkmaleigentümer. Im Denkmodell des Kulturerbediskurses kommt der Partizipation verschiedener Anspruchsgruppen, die das Erbe auf ideeller, jedoch nicht

18 Vgl. z.B. Fejérdy, Tamás: Historic Monuments ... Drowned in the Ocean of Cultural Heritage?, in: Kultur – Erbe – Ethik. »Heritage« im Wandel gesellschaftlicher Orientierungen, Festschrift für Wilfried Lipp, hg. v. Reinhard Kren und Monika Leisch-Kiesel, Bielefeld 2020, S. 61–71, hier S. 66.

19 Vgl. Wendland, Ulrike: Denkmalpflege 2018. Transparenz, Partizipation, Allianzen, in: Denkmalpflege als Zukunftsprinzip (Forum Stadt 43. Jg., H.2), hg. v. Hans-Rudolf Meier, 2016, S. 207–216, hier S. 212.

auf faktischer Ebene annehmen, eine große Rolle zu. NGO's, bürgerschaftliche Initiativen et cetera machen ihre Rolle geltend und treten für Erhaltung beziehungsweise bestimmte Erhaltungsziele ein, wenngleich diese eigentlich als Forderung an die jeweiligen Denkmaleigentümer gelten müssen. Die Frage »wer spricht?« ist da wohl um die Frage zu ergänzen, wem das Denkmal physisch eigentlich gehört.

Die Schlussfolgerung lautet, dass es die Aufgabe der sogenannten Amtsdenkmalpflege bleibt, die Forderungen aus der Öffentlichkeit beziehungsweise zumeist ja aus Teilöffentlichkeiten in ein rechtsstaatliches System zu gießen, welches auch die Handlungsoptionen des Denkmaleigentümers in Rechnung zu stellen vermag. Das Handeln am Denkmal wird ohne unterstützende Rechtsnormen nicht auskommen, alleine schon, um größtmögliche Gerechtigkeit herzustellen, wie Ulrike Wendland es ausdrückt.²⁰ Die erbeapolitische Einbeziehung anderer Akteure kann durch – bislang noch zaghafte – Kommunikationsstrukturen erfolgen, in denen der Amtsdenkmalpflege eine Moderatorenrolle zukommt.²¹ Es bleibt auch eine Aufgabe der Amtsdenkmalpflege, die unterschiedlichen, über das Dokumentarische hinausgehenden Facetten von Bedeutungsebenen und Sinnstiftungen am Denkmal, die meist von den bürgerschaftlichen Partizipanten vertreten werden, gerichtsfest in den Begründungsrahmen für die Abwägung von Erhaltungsgeboten aufzunehmen. Diese Aufgabe ist derzeit noch weitgehend ungelöst. Die im österreichischen Denkmalschutzgesetz normierte »sonstige kulturelle Bedeutung« von Denkmalen ist nicht nur als kulturgeschichtliche, sondern auch als kulturaktuelle Bedeutung zu verstehen und würde es erlauben, mit den Erlebnisdimensionen des Denkmals befüllt zu werden, soweit diese aus den Eigenschaften des Denkmals entnommen und nicht von außen herangetragen werden.²² Daraus könnten sich sogenannte »erweiterte Begründungskontexte« ergeben, die den sozio-kulturellen Zusammenhang umreißen, welcher die gegenwärtige Wirkung der Denkmale ausmacht.²³ In diesem Rahmen sollte es der Amtsdenkmalpflege gelingen, Gestaltqualitäten, ästhetische Werte, emotionale und soziale Wirkungen et cetera aus der Analyse eines Denkmals abzuleiten und nachvollziehbar zu gewichten.

20 Ebd., S. 210.

21 Ebd., S. 213; Scheurmann, Konturen und Konjunkturen, S. 472f.; zu einem Praxisbeispiel siehe Euler-Rolle, Bernd: Wie viel Farbe ist erlaubt? Die Restaurierung der ehemaligen Stiftskirche von Mondsee. Zur Ästhetik des Historischen in der Denkmalpflege, in: Farbe, 22. Tagung des ÖRV in Wien 12.–13. November 2010, hg. v. Anke Schänig und Sigrid Eyb-Green, Wien 2011, S. 69–75.

22 Vgl. Euler-Rolle, Bernd: Zum genetischen Code der österreichischen Denkmalpflege, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 73, H. 1/2, 2019, S. 24–33, hier S. 29ff.

23 Euler-Rolle, Bernd: Erweiterte Begründungskontexte für Ensembles, in: Standards für Ensemble-Unterschutzstellungen, hg. v. Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur und Bundesdenkmalamt 2013, S. 26f.

Die Vielfalt von Aspekten und Ansprüchen beim Handeln an den historischen Artefakten erfordert eine methodische Lösung, die als Entscheidungsmatrix beschrieben werden kann. Dies bedeutet, dass das volatile Beziehungsgeflecht von einem Beziehungsmuster überlagert wird, welches das Handlungsfeld strukturiert und als denkmalpflegerisches Entscheidungs- und Handlungsmuster dienen kann. Die Entscheidungsmatrix geht davon aus, dass die Entscheidungsfindung von verschiedenen Perspektiven ihren Ausgang nimmt und die Gewichtung der Faktoren es dann mit sich bringt, wie die Rechnung aufgeht beziehungsweise wie sich die einzelnen Vektoren zu einer Handlungsrichtung zusammenfügen. In diesem Beziehungsmuster ist eine ständige Verknüpfung von Handlungsgründen, Handlungsoptionen, Folgewirkungen und Denkmalwerten erforderlich. Das bedeutet, dass alle Handlungsfolgen auf die Denkmalwerte und deren mögliche Verschiebungen referenziert werden müssen. Dieses Modell entspricht dem »Management of Change«, das im angloamerikanischen Sprach- und Begriffsraum um das Jahr 2000 eingeführt wurde.²⁴ Im deutschen Sprachraum steht der Begriff jedoch noch eher unter dem Generalverdacht, er hätte – ähnlich der »tolerance for change« – geradezu das Ziel, Veränderungen am Denkmal herbeizuführen. »Values based management« als methodisches Grundmuster für »Management of Change« ist jedoch grundsätzlich eng mit dem altbekannten Werteregime der Denkmalpflege verwandt, jedenfalls soweit sich das Hantieren mit den Denkmalwerten in jener dialektischen Systematik bewegt, die Alois Riegl aufgestellt hat. Leo Schmidt bezeichnet 2010 – also am Höhepunkt des ICOMOS-Streites – das vermeintlich andersartige und vermeintlich bedrohliche Konzept einer werte-orientierten Denkmalpflege als althergebrachten Normalfall der Denkmalpflege und sieht die aktuelle Änderung nur in der Rolle des Denkmalpflegers gelegen.²⁵ Die methodische Abbildung der Entscheidungsfindung in einer Entscheidungsmatrix führt ja schließlich dazu, dass die einzelnen auf das Handeln am Denkmal gerichteten Perspektiven nunmehr klarer und deutlicher auch den unterschiedlichen Stakeholdern zugeordnet werden können (Abb. 1). Für die Denkmalpflege ergibt sich in einem solchen Modell aus zwei Gründen eine zentrale Rolle, zum einen wegen ihres Methoden- und Prozesswissens und zum anderen wegen ihrer offiziellen Regelungsfunktion. Diese Funktion vermag allen Faktoren – dem öffentlichen Interesse, den Interessen des Denkmaleigentümers und den Interessen aller übrigen Anspruchsberechtigten – einen verlässlichen Rahmen zu sichern.²⁶ Darin liegt auch ein Regulativ gegen-

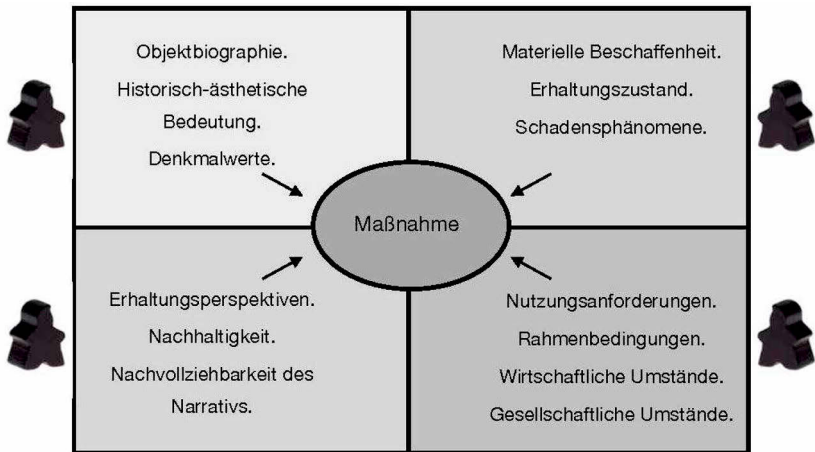
24 Vgl. Euler-Rolle, Bernd: Management of Change. Systematik der Denkmalwerte, in: Die Veränderung von Denkmalen. Das Verfahren gemäß § 5 DMSG, hg. v. Wolfgang Wieshaider, Wien 2019, S. 97–106.

25 Schmidt, Leo: Das Denkmal als Prozess und Kommunikation, in: Bildung und Denkmalpflege, Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, Brandenburg an der Havel 16.–19. Mai 2010, Worms 2010, S. 107–110, hier S. 109.

26 Vgl. Meier und Will, Dehio 2000!, S. 320–329.

über manchen Alleinstellungsansprüchen von Pressure Groups, die sich innerhalb einer von der Denkmalpflege geleiteten Entscheidungsmatrix schließlich nur als eine von mehreren Stimmen erweisen werden.

Abb. 1: Denkmalpflegerische Entscheidungsmatrix mit Stakeholder-Perspektiven



Die Funktionsweise der Entscheidungsmatrix entspricht einem Wirkungskreislauf zwischen aktueller Denkmalbedeutung, Veränderungen und neuer Denkmalbedeutung. Wesentlich ist hierbei eine grundsätzliche Offenheit dahingehend, dass durch Veränderungen an den Artefakten sogar einzelne Denkmalwerte gestärkt werden können. Die Identifizierung und Priorisierung der Denkmalwerte haben Auswirkungen auf den Handlungsspielraum und bei der Auslotung des Handlungsspielraums sind die Handlungsoptionen wiederum daraufhin zu überprüfen, ob beziehungsweise wie und in welchem Maße sie die Bedeutungsfelder verschieben, einschränken oder vielleicht sogar vergrößern.²⁷ Es versteht sich von selbst, dass diese Ausverhandlungen nur in Prozessen erfolgen können, da hierfür keine allgemeingültigen Rezepte verbindlich vorgegeben sind (Abb. 2). Innerhalb der Entscheidungsmatrix müssen Abwägungen für die Einzelfallentscheidungen erfolgen. Das Prozessdenken war eine logische Konsequenz der Ausweitung und Diversifizierung der Bedeutungsebenen, die einen differenzierteren Umgang erforderlich machten. Diese Ausdehnung ist erstmals in größerem Umfang in

27 Vgl. z.B. Conservation Principles. Policies and Guidance for the Sustainable Management of the Historic Environment, hg. v. Bruce Lockhardt, English Heritage 2008; Feilden, Bernard M.: Conservation of Historic Buildings, Third Edition, Oxford 2002, preface, S. viif.

der *Burra Charter* von 1979 kodifiziert, in welcher die Vielfalt von »aesthetic, historic, scientific, social or spiritual values« dargelegt ist, die in Summe »cultural significance« ergeben. Demzufolge wurde 1999 auch der »Burra Charter Process« definiert, in welchem die Ermittlung aller Denkmalwerte eines Objekts am Beginn steht, gefolgt von der Identifizierung der maßgebenden Faktoren für die Handlungsziele unter Einschluss der leitenden Denkmalwerte und abgeschlossen durch die Schlussfolgerungen für das Handeln. Dieser Prozess wurde in der Fassung der *Burra Charter* von 1999 erstmals auch als »managing change« bezeichnet.²⁸ Das Beziehungsmuster einer Entscheidungsmatrix erfordert Prozesswissen und Denkmalpfleger müssen sich daher als »Prozess-Manager« verstehen, wie Hans-Rudolf Meier es 2013 formuliert hat.²⁹

Zur Anwendung dieser Methodik stehen mittlerweile auch verschiedene Werkzeuge zur Verfügung, welche die Relationen zwischen den Denkmalwerten und dem Handeln am Denkmal konkretisieren, wie die »conservation management plans« in ihrer anglophonen Ursprungsform³⁰ oder die »Denkmalpflegepläne« im deutschsprachigen Raum, die sich als Handlungsanleitungen zur denkmalgerechten Erhaltung beziehungsweise Instandsetzung aller Elemente, welche Träger der Denkmalbedeutung sind, verstehen. Die Einsehbarkeit und Vorhersehbarkeit denkmalpflegerischer Entscheidungswege war auch eine der wesentlichen Motivlagen für die Herausgabe der *Standards der Baudenkmalpflege* durch das österreichische Bundesdenkmalamt im Jahre 2014.³¹ Sie verstehen sich ausdrücklich nicht als Rezepte, Normen oder Dogmen der Denkmalpflege, sondern definieren Prozessregeln für einheitliche Handlungsmuster und Entscheidungswege bei Instandsetzungs- und Veränderungsabsichten. Die *Standards der Baudenkmalpflege* bilden Relationen zwischen Veränderungsgründen, Veränderungsfolgen und Denkmalwerten ab, sind methodisch also relativ und nicht normativ.³²

28 The Burra Charter. The Australia ICOMOS Charter for Places of Cultural Significance, version 1999, Art.27, Burra charter process.

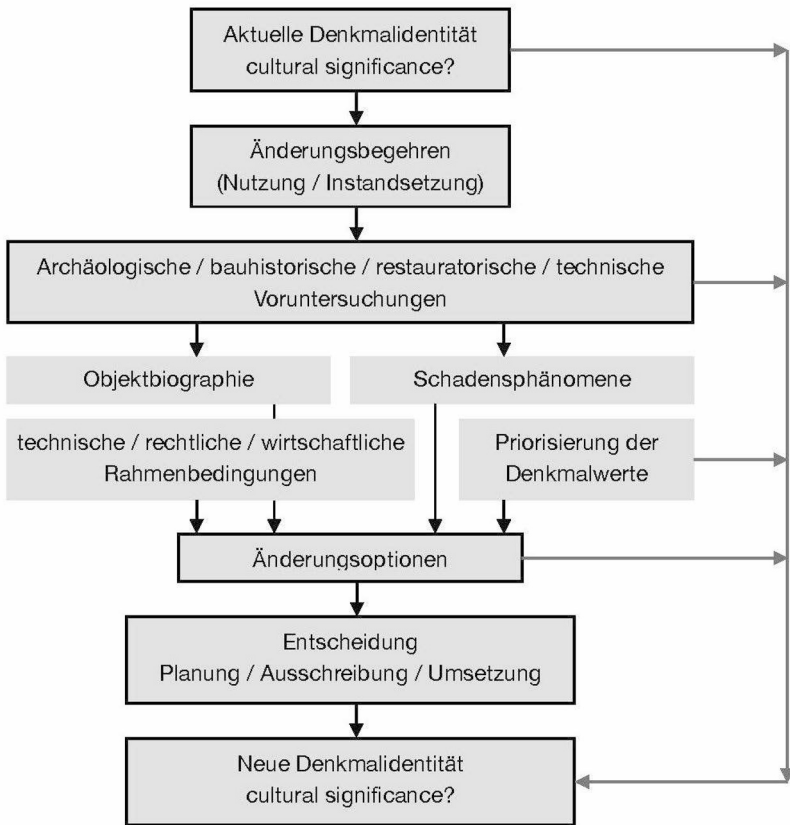
29 Meier, Hans-Rudolf: Denkmalpflegepraxis im baukulturellen Kontext – oder: Die »Fälscherzunft« zwischen »Lebenslüge«, Wunsch und Wirklichkeit, in: Wunschtraum und Wirklichkeit?, Denkmalpflegepraxis im baukulturellen Kontext. Tagung des Amtes für Kultur und Denkmalschutz der Landeshauptstadt Dresden 6.–8. März 2013, Dresden 2013, S. 9–13.

30 Kerr, James Semple: The Conservation Plan. A Guide to the Preparation of Conservations Plans for Places of European cultural Significance, The National Trust of Australia 1982; Worthing und Bond, Managing Built Heritage, S. 183.

31 ABC. Standards der Baudenkmalpflege, hg. vom Bundesdenkmalamt, Wien 2014.

32 Hauser, Walter: ABC. Standards der Baudenkmalpflege, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 69, H. 1/2, 2015, S. 141–145; Euler-Rolle, Bernd: Standards der Denkmalpflege – Substanziell oder substanzlos?, in: Denkmalpflege braucht Substanz, Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland 7.–10. Juni 2015 in Flensburg, Beiträge zur Denkmalpflege in Schleswig-Holstein 6, Kiel 2017, S. 113–120.

Abb. 2: Denkmalpflegerischer Prozess



Handeln am Denkmal und Handeln am Erbe, soweit es sich um materielles Kulturerbe handelt, hat im Grunde genommen ganz genau die gleichen Voraussetzungen, nämlich den Umgang mit Materie sowie mit den Handlungsoptionen des Denkmaleigentümers und aller Beteiligten. Der Umgang mit Materie erfordert operative Konkretheit. Nach dem Kräftespiel der Schutzinteressen der institutionellen Denkmalpflege und der Erbegemeinschaften bleibt das Handeln eine praktische Herausforderung, für welche die »praktische Denkmalpflege« Systematik und Methodik mitbringt. Diese ist dem Erbediskurs *per se* keineswegs fremd, sofern sich auch die sogenannte »praktische Denkmalpflege« bei der Handhabung der Denkmalwerte auf die Dialektik des Rieglschen Wertesystems versteht.

Für den konkreten Umgang mit dem materiellen Erbe sind präzise Entscheidungsmuster erforderlich, die auf Substanzfragen tatsächlich anwendbar

sind. Wenig überraschend sind diese in der denkmalpflegerischen Methodik entwickelt worden und bewegen sich daher auch und insbesondere entlang der Denkmaldiskurse um Bild und Substanz sowie um Monument und Dokument. Die Gewichtung der jeweiligen genannten Pole führt in jedem Einzelfall zu einem Handlungsziel, das in einer Balance zwischen zeugnishafter Substanz und ästhetischer Präsenz das Erscheinungsbild bestimmt. Dieser Antagonismus liegt in der Natur der Sache und ist unabhängig davon, ob man das Objekt als Denkmal oder als materielles Erbe ansprechen will.³³ Daraus ergibt sich wiederum eine Matrix für Restaurierungsziele, die dann letztlich darüber bestimmen, ob die Erzählung des Denkmals beziehungsweise des materiellen Erbes verlässlich und glaubwürdig aus der überlieferten Substanz entwickelt wurde und schließlich in der Wahrnehmung nachvollziehbar ist. Die daraus entstehenden Narrative bilden fraglos das zentrale Potenzial der Denkmale, welches die Aneignung als Erbe ermöglicht.³⁴ Das Wahrnehmen von Erzählungen erfordert jedoch die Lesbarkeit der Materie, zum Beispiel von Zeitschichten, und benötigt somit ganz klar ein qualifiziertes denkmalpflegerisches beziehungsweise restauratorisches Entscheiden und Handeln. Durch das Ausponderieren von Bild und Substanz wird die Lesbarkeit überhaupt erst gewährleistet, die für eine Erzählung erforderlich ist.³⁵ Das schließt verschiedene Lesarten für unterschiedliche Rezipienten nicht aus. Gerhard Vinken stellt zu Recht die Frage, welche Erzählungen etabliert werden, wenn Interventionen neue Deutungen und Umdeutungen herbeiführen.³⁶ Markus Pescoller definiert in seiner Interpretation von »Restaurierung und Erzählung« ein »Ausbalancieren der Narrative«.³⁷ Dieses Ausbalancieren von Bild und Substanz als denkmalpflegerische Methodik hat also erbepolitische Implikationen und liefert ein Steuerungsinstrumentarium für die Konstituierung von Erzählungen, und zwar am Denkmal ebenso wie am Erbe.

Somit sind Denkmal und Erbe keine Antipoden, sondern befinden sich in einem Antagonismus, der mit einer großen Schnittmenge hinterlegt ist und eine

33 Vgl. Euler-Rolle, Bernd: Substanzwert und Schauwert. Der Zusammenhang in Theorie und Geschichte der Denkmalpflege, in: Meier, Scheurmann und Sonne, Werte, S. 132–157.

34 Vgl. Vinken und Selitz, Kommunales Denkmalkonzept, S. 25.

35 Vgl. Schmidt, Das Denkmal als Prozess, S. 108.

36 Vinken, Gerhard: Vom Denkmal zum Erbe. Ein Plädoyer, in: Denkmal – Erbe – Heritage. Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur, Veröffentlichung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Band 27, hg. v. Simone Bogner, Birgit Franz, Hans-Rudolf Meier und Marion Steiner, Holzminden 2018, S. 238–241, hier S. 238.

37 Pescoller, Markus: Das Konditional in Restaurierung und Denkmalpflege, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 71, H. 2/3, 2017, S. 212–222, hier S. 220ff.; vgl. Pescoller, Markus: Restaurierung und Erzählung. Vom Ablauf einer Restaurierung, hg. v. Matthias Knaut und Alexandra Jeberien, Berlin 2010.

»Balance« zwischen den beiden Begriffen erlaubt.³⁸ Handeln am Denkmal und Handeln am Erbe sind nicht grundsätzlich unterschiedlich und erfordern in beiden Fällen neben Empathie und Teilhabe eine nachvollziehbare Methodik. Im Idealfall ist dies eine denkmalpflegerische Methodik, die durch den Erbediskurs geschärft worden ist und erneut mit der schon lange bestehenden, auf Alois Riegl zurückgehenden Wertesystematik arbeitet. Es kann nicht oft genug gesagt werden, dass die Theorie der Denkmalpflege eben kein Lehrgebäude ist, sondern Prozesswissen. Unter diesen Vorzeichen ist die denkmalpflegerische Entscheidungsmatrix ein Instrument eines wohlverstandenen »Management of Change«, welches dazu dient, die Bedeutungsebenen des Denkmals durch nachhaltige Maßnahmen zu bewahren und zu erschließen.

Bildnachweis

1 Bernd Euler-Rolle; 2 Bernd Euler-Rolle/Walter Hauser

38 Scheurmann, Konturen und Konjunkturen, S. 473; vgl. Schädler-Saub, Ursula: Preserving tangible and intangible values. Some remarks on Theory and Practice in Conservation and Restoration and the Education of Conservators in Europe, in: Lipp, Štulc, Szmygin und Giometti, Conservation Turn, S. 111–121, hier S. 121.

»Herrschaftslandschaft« und »Klosterlandschaft«. Anmerkungen zum Verständnis von Kulturlandschaft im UNESCO-Welterbe und beim Europäischen Kulturerbe-Siegel

Thomas Gunzelmann

The area around the city of Naumburg, at the mouth of the Saale and Unstrut rivers and including the Pforte Monastic Landscape, has been the subject of a lengthy and intensive application process for inscription on the World Heritage List as a cultural landscape. This process has been a failure, even though the core element of the application, Naumburg Cathedral, was indeed added to the List in 2018. This essay investigates the reasons for this failure as well as the theses being developed for a new application for listing, this time under the European Heritage Label as one of a group of eighteen Cistercian monastic landscapes to be collectively known as “Cisterscapes”.

The concept of a mediaeval “*Herrschaftslandschaft*” – somewhat awkwardly translated in the first application as a “Territory of Power in the High Middle Ages” – did not meet with the understanding of ICOMOS and UNESCO, for whom the authentic and untouched survival of the historic landscape character is the standard of evaluation. It was not possible to persuade these bodies that cultural landscapes are at once material substrates and also constructs of human perception.

With the European Heritage Label, in contrast, the material elements and structures of the cultural landscape play a less prominent role from the outset. Landscapes are to be presented more as vehicles for the concept of Europe. Thus local actors must ascertain for themselves which landscape they wish to describe, understand and communicate. Only in this process does the ‘cultural landscape’ as such emerge, namely as a conscious construct in the minds of people. Cistercian monastic landscapes are not immediately readable or understandable for the uninitiated, but must be investigated and then also experienced in a continuous process. Part of this also involves constant mutual affirmation among those concerned that they are the heirs of a process – one distant yet still vitally important

for the emergence of Europe, with all its flaws and shortcomings but also with its traditions and heritage – that is still manifest in the landscape today.

Innerhalb weniger Jahre beteiligte sich die Klosterlandschaft des ehemaligen Zisterzienserklosters Pforte,¹ oder besser gesagt die Akteure,² die sich heute für diese Landschaft verantwortlich fühlen, an zwei unterschiedlichen internationalen Zertifizierungsprozessen für Kulturlandschaften, zunächst an dem für das UNESCO-Welterbe, dann am immer noch laufenden Prozess für das Europäische Kulturerbe-Siegel (EKS, *European Heritage Label*). Im ersten Prozess war sie Teil eines größeren Antragsgebiets unter dem Titel *Der Naumburger Dom und die hochmittelalterliche Herrschaftslandschaft an Saale und Unstrut*, in der Antragsprache *The Naumburg Cathedral and the Landscape of the Rivers Saale and Unstrut – Territories of Power in the High Middle Ages*. Dieser Antrag wurde 2015 von der UNESCO zur Überarbeitung zurückgereicht, wohingegen die Stellungnahme von ICOMOS sogar die vollständige Ablehnung empfohlen hatte.³ In der überarbeiteten Form unter dem Titel *Naumburg Cathedral and the High Medieval Cultural Landscape of the Rivers Saale and Unstrut* fand der Antrag 2017 ebenfalls keine Gnade. Erst der Antrag mit dem schlichten Titel *Der Naumburger Dom (Naumburg Cathedral)* brachte 2018 den Erfolg, dafür musste aber die Thematik der Kulturlandschaft weitgehend aus dem Antrag entfernt werden. Ironischerweise landete man damit wieder beim Ausgang der Überlegungen, denn schon 1998 war der Naumburger Dom in die Tentativliste der Bundesrepublik Deutschland aufgenommen worden. Im Jahr 2005 wurde, nach eingehender Beratung und Anraten durch ICOMOS, die Kulturlandschaft zum Schwerpunkt des Antrags gemacht, unter anderem mit der Begründung, dass mittelalterliche Kathedralen schon mehr als ausreichend in der Welterbeliste vertreten seien.

Seit 2019 ist nun die Klosterlandschaft Pforte Teil des Projektes *CISTER-SCAPES – Cistercian landscapes connecting Europe*. Dieses befindet sich gerade mitten

-
- 1 Zuerst als solche untersucht durch ein Graduiertenkolleg der Universität Bamberg und der TU Berlin; vgl. Fechter, Sabine/Rogacki-Thiemann, Birte/Schöpfbeck, Tilo/Valeriani, Simona/Zajonz, Michael: Die Kulturlandschaft um Schulpforta, in: Forschungen zum Kloster Schulpforta. Ergebnisse eines Arbeitsprojektes im Rahmen des Graduiertenkollegs Kunstwissenschaft, Bauforschung, Denkmalpflege der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der Technischen Universität Berlin, hg. v. Achim Hubel und Johannes Cramer, Halle a. d. Saale 2003, S. 11–26.
 - 2 Dazu zählen vor allem die Stiftung Schulpforta, der Burgenlandkreis, die Stadt Naumburg, das Land Sachsen-Anhalt mit der Landesschule Pforta, aber auch zahlreiche Bürger, die insbesondere im Förderverein Welterbe an Saale und Unstrut organisiert sind.
 - 3 Evaluations of Nominations of Cultural and Mixed Properties ICOMOS report for the World Heritage Committee 39th ordinary session, Bonn, June–July 2015, darin: The Naumburg Cathedral and the Landscape of the Rivers Saale and Unstrut (Federal Republic of Germany), No 1470, S. 200–214, [https://whc.unesco.org/archive/2015/whc15-39com-inf8B1-en.pdf\(20.10.2020\)](https://whc.unesco.org/archive/2015/whc15-39com-inf8B1-en.pdf(20.10.2020)).

im Antragsprozess für die Erlangung des Europäischen Kulturerbe-Siegels. Dabei beschreiten 18 Partnerlandschaften aus sechs europäischen Ländern einen komplexen, durchaus anstrengenden und mühseligen Weg, der sehr viel inhaltlichen Austausch und zwischenmenschliche Kommunikation erfordert, insbesondere unter den derzeitig erschwerten und für alle neuen Rahmenbedingungen einer Pandemie. Dieser Weg ist aber auch erkenntnisreich, spannend und von vielen positiven Begegnungen erfüllt, die jetzt schon ahnen lassen, was das Europäische Kulturerbe-Siegel erreichen will: ein Verständnis für die Vielfalt der Geschichte Europas und seiner Werte, die seine Menschen über die Jahrhunderte hinweg erarbeitet haben.

So bietet es sich am Beispiel der Klosterlandschaft Pforte geradezu an, die Ansätze der Antragsteller mit den Erwartungen der Gutachter auf der Welterbe-Ebene abzugleichen und damit die Ursachen des Scheiterns zumindest auf der sachlich-fachlichen Schiene nachzuvollziehen und daraus zugleich Schlüsse für eine Bewerbung auf der europäischen Ebene abzuleiten. Einschränkend muss festgehalten werden, dass beide Prozesse zwar den Gegenstand »Kulturlandschaft« als Antragsthema zulassen, aber nicht direkt vergleichbare Zielrichtungen besitzen. Zweitens ist einschränkend zu bemerken, dass die Haltung des Berichterstatters keine völlig unparteiische sein kann, da er in beiden Prozessen beratend tätig war, beziehungsweise ist. Man mag daher nachsehen, dass möglicherweise für Auslober, Gutachter und »Konkurrenten« provokante Positionen geäußert werden, die Widerspruch oder zumindest Diskussionen auslösen mögen. Dies ist aber durchaus so gewünscht.

Sowohl bei der *Herrschaftslandschaft an Saale und Unstrut* wie bei den *Cisterscapes* geht es um Konstruktionen von Kulturlandschaften, die ihre wesentliche Prägung im Hochmittelalter erhalten haben. Daher lassen sich möglicherweise Erfahrungen gewinnen, wie ein komplexes Konzept einer spezifischen historischen Kulturlandschaft bei Fachgutachtern, Jurymitgliedern und schließlich von den Bürgern und Akteuren vor Ort aufgenommen wird. Auch wenn beide Prädikatisierungsprozesse das »Kulturerbe« im weitesten Sinne zum Gegenstand haben, sind ihre Zielsetzungen doch unterschiedlich. Beim Welterbe steht die einmalige, authentische und integre materielle Überlieferung im Vordergrund, beim europäischen Kulturerbe stellt die materielle Überlieferung eher die Basis für den darin angelegten europäischen Gedanken dar. Dennoch lässt sich der Erfahrungsschatz über Auffassungen von Kulturlandschaft im Zusammenhang mit dem Welterbe durchaus auf den Ansatz des europäischen Kulturerbe-Siegels transferieren.

So sollen zunächst Zielsetzung und Inhalt des auf die Herrschaftslandschaft an Saale und Unstrut bezogenen Antrags rekapituliert werden.⁴ Das Gebiet stellte sich

4 Die Grundthesen des Antrags wurden in einem dem Nominierungsdossier beigefügten Gutachten des Berichterstatters noch einmal konzentriert zusammengefasst, worauf sich

aus der Sicht der Antragsteller als Modellregion hochmittelalterlicher Raumorganisation dar, in der alle Kräfte tätig waren, die die Siedlungsentwicklung wie auch die politischen und kirchlichen Organisationsstrukturen zu begründen und zu steuern vermochten. Auf engstem Raum wird hier das gesamte Instrumentarium mittelalterlicher Landerschließung, Landnutzung und herrschaftlicher Durchdringung deutlich. Dazu kommt auf der Zeitachse der typische Wandel von der Königsmacht über den Einsatz kirchlicher Institutionen als regionales Herrschafts- und Erschließungsinstrument und das Aufkommen regionaler konkurrierender Mächte bei gleichzeitigem Rückzug der königlichen Macht bis zur endgültigen Durchsetzung der stärksten Regionalmacht. Dies alles konzentriert sich auf den Zeitraum zwischen dem späten 10. und dem späten 13. Jahrhundert. Diese Prozesse sind charakteristisch für das zentrale Europa, aber es gibt sonst kaum eine Region, in der man die angesprochenen Vorgänge auf so engem Raum und in solcher Dichte und Qualität ihrer baulichen und kulturlandschaftlichen Zeugen nachvollziehen kann, wie in diesem Gebiet.

Die beiden Städte Naumburg und Freyburg können exemplarisch für die beiden hochmittelalterlichen Stadtgründungsphasen der ottonisch-salischen und der staufischen Zeit, der Mutterstädte und Gründungstädte stehen. Natürlich besitzen sie nur noch wenige bauliche Reste aus dem Hochmittelalter, aber ihre städtebaulichen Strukturen aus dieser Zeit sind weitgehend erhalten. Auch die Dörfer des Gebietes besitzen hervorragend erhaltene Dorfstrukturen, die erst in dieser Epoche geformt wurden, wozu etliche Rundlinge in unterschiedlichen Formvarianten als auffälligste Ortsform in dieser Kontaktzone slawisch-deutscher Siedlung gehören. Die Verkehrsachsen in dieser Brückenlandschaft, insbesondere die der *Via Regia* von Naumburg nach Leipzig, sind an den Hängen durch meist unter Wald gelegene, dichte Hohlwegbündel, auf der Hochfläche teils als Feldwege erhaltene Reststücke repräsentiert. Aus dem Hochmittelalter sind Reste von persistenten Landnutzungen überliefert, so vor allem der Weinbau, seit dieser Zeit auf identischen Flächen, oder die Wald-Feldverteilung. Die Flurstrukturen des Mittelalters allerdings haben die jüngeren Zeiten, insbesondere die der Kollektivierung, nicht überlebt. Am stärksten prägend in dieser Kulturlandschaft bis heute sind die Zeichen der

Folgendes inhaltlich bezieht; vgl. Gunzelmann, Thomas: The Landscape of the Central Middle Ages on the Rivers Saale and Unstrut, in: Nomination for Inscription on the UNESCO World Heritage List »The Naumburg Cathedral and the landscape of the rivers Saale and Unstrut – territories of power in the High Middle Ages«, D. Annexes, Naumburg 2014, S. 398–414, <https://whc.unesco.org/document/165549> (19.10.2020); informell publiziert Gunzelmann, Thomas: Herrschaftslandschaft an Saale und Unstrut. Die hochmittelalterliche Herrschaftslandschaft an Saale und Unstrut – Modellregion für Mitteleuropa und Geburtsstätte des Konzepts der Kulturlandschaft. Gutachten zum Welterbeantrag Saale-Unstrut, 2014, <https://thomas-gunzelmann.net/themen/herrschaftslandschaft-an-saale-und-unstrut> (26.10.2020).

Herrschaft. Burgen (Saaleck, Rudelsburg, Neuenburg, Schönburg), Klöster (Pforte, Zscheiplitz, Goseck – erst Kloster, dann Burg) und Kirchen (Dom, Naumburger Stadtkirchen, St. Marien Freyburg) sind es, die als dicht gesetzte Landmarken schon früh als das offensichtliche Merkmal dieser Region erkannt wurden.

Für die Klosterlandschaft Pforte sollen beispielhaft wenige Elemente im engeren Umfeld angeführt werden. Das 1132 gegründete und wie so viele andere Zisterzienserklöster bald danach an den jetzigen Standort verlegte Kloster Pforte wurde zwar schon 1540 aufgehoben, hat aber als Landesschule und damit mit vergleichbaren Nutzungsansprüchen die klösterlichen Bauten wie auch die landschaftliche Einbindung gut bewahren können. Für jene steht etwa die sogenannte kleine Saale, ein um 1180 angelegter Seitenarm der Saale, der die Wasserver- und -entsorgung des Klosters und seiner Fischteiche sicherstellte und bis zu acht Mühlen antrieb, darunter auch die im Klosterareal mit mittelalterlichen Bauteilen noch erhaltene. Dieser Flusslauf wurde in Bad Kösen mittels eines großen Wehrs aus der Saale abgezweigt und zwar genau dort, wo sich seit dem 12. Jahrhundert ein Pforter Wirtschaftshof befand. Das Erdgeschoss dieses heute als *Romanisches Haus* bezeichneten Gebäudes lässt sich in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts datieren, womit er einer der ältesten noch erhaltenen Bauten eines klösterlichen Wirtschaftshofes in Deutschland ist. Im Jahr 1209 verfügte Pforte über insgesamt zwölf Grangien, von denen vier (Kösen, Wenzendorf, Kukulau und Flemmingen) ganz in der Nähe des Klosters im Antragsgebiet lagen. Letzt genannter Ort ist ein hervorragendes Beispiel für die zisterziensisch geprägte Teilnahme am Siedlungswesen, das eben eher seltener in der Anlage von eigenen Rodungssiedlungen bestand, sondern häufig auch in der Absiedlung bestehender Siedlungen und der Einrichtungen von Grangien dort oder in der Übernahme und Umformung bereits existierender Dörfer.

Der Weinbau gehört bis heute zu den prägenden Nutzungen des Raums, auch daran hatte Pforte einen nachweislichen Anteil. Dem Kloster gehörte der älteste nachzuweisende Weinberg im Gebiet, der in der Mitte des 12. Jahrhunderts genannte Köppelberg knapp 1 km westlich des Klosters, der noch heute weinbaulich genutzt wird. Bei der Auflösung besaß das Kloster 167 Weinberge, darunter 63 in unmittelbarer Nähe, wie den an den Saalbergen liegenden, heute vom Landesweingut Kloster Pforta bewirtschafteten.

Nicht zuletzt aus diesem Beispiel geht hervor, dass die mittelalterlichen Elemente der Kulturlandschaft an Saale und Unstrut immer noch die identitätsstiftenden des Raums sind, auch wenn sie umgeformt und neu bewertet wurden. Das alles reichte nicht. Obwohl 720 erlebbare Elemente aus dem Hochmittelalter festgestellt werden konnten, die in einer kosten- und zeitaufwendigen Inventarisierung in den Jahren von 2008-2012 kartiert wurden – das bis dahin bundesweit größte zusammenhängende Gebiet, das in dieser Eindringtiefe untersucht wurde –, genügte dies den Gutachtern von ICOMOS nicht, um darin eine »Herrschaftslandschaft« oder mindestens Kulturlandschaft mit universeller Bedeutung anzuer-

kennen. Um dies nachvollziehen zu können, muss man sich mit dem Kulturlandschaftsverständnis der UNESCO und dem von ICOMOS vertraut machen. Eigentlich genügt auch das nicht, man muss sich mit dem Verständnis von Kulturlandschaft überhaupt und in völlig unterschiedlichen Themenfeldern und Sichtweisen vertraut machen, um zu verstehen, wie schwer es sein kann, sich auf eine Auffassung annähernd zu verständigen. Aber beginnen wir bei der UNESCO-Definition.

Die UNESCO sieht die Kulturlandschaft als gemeinsames Werk von Natur und Mensch.⁵ So allgemein und grundsätzlich, so gut. Sie hat damit das klassische Verständnis der Kulturgeographie aufgegriffen. Letztendlich begreift dies unsere ganze Welt in sich, oder wie es Tilmann Breuer einmal ausgedrückt hat, dass dies »zu dem ja auch nicht unberechtigten Ergebnis [führt], dass unser ganzer blauer Planet des Schutzes bedarf«.⁶

Anstatt aber dann herauszuarbeiten, auf welche Weise ein universeller Wert im Zusammenhang mit diesem holistischen Kulturlandschaftsverständnis festgestellt werden sollte, zerlegt die UNESCO-Definition das Phänomen Kulturlandschaft in drei Unterkategorien, die in der Realität kaum voneinander getrennt werden können.⁷ Danach gibt es:

- a) Designed landscapes (Entworfene, bewusst gestaltete Landschaften)
- b) Organically evolved landscapes (organisch entwickelte Landschaften)
Subtypen: fossile Kulturlandschaften; gewachsene, fortdauernde Kulturlandschaften
- c) Associative landscapes (assoziative Landschaften)

Damit wird der holistische, ganzheitliche Ansatz von Kulturlandschaft, den auch die UNESCO grundsätzlich verfolgt, unnötigerweise zerlegt in Kategorien, die so in der Realität nur selten auftreten. Im Regelfall haben alle Kulturlandschaften geplante, sich entwickelnde oder assoziative Elemente.⁸ Landschaften, in denen einer dieser Faktoren bestimmend ist, sind – kulturgeographisch betrachtet – Sonderfälle.

5 Rössler, Mechtild: World Heritage Cultural Landscapes. A UNESCO Flagship Programme 1992–2006, in: *Landscape Research* 31, H. 4, 2006, S. 333–353.

6 Breuer, Tilmann: Das Weltkultur- und -naturerbe und Bamberg, in: *Bericht des Historischen Vereins Bamberg* 136, 2000, S. 15–31, hier S. 22.

7 Zur Definition und zur Kritik vgl. Eidloth, Volkmar: Oberes Mittelrheintal. Erfahrungen mit dem präventiven Monitoring einer Kulturlandschaft, in: *UNESCO-Welterbe in Deutschland und Mitteleuropa. Bilanz und Perspektiven*, ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees 57, 2015, S. 136–145, hier S. 136.

8 Volkmar Eidloth hat dies beispielhaft am Mittelrheintal vorgeführt; vgl. Eidloth, Oberes Mittelrheintal, S. 136.

In der Tendenz führt dies zur Beachtung von Regionen mit einem »Alleinstellungsmerkmal«, das in seiner Genese noch dazu auf einen eng begrenzten Blütezeitraum beschränkt ist, wie etwa die vielfach vertretenen Weinbau-Kulturlandschaften oder tatsächlichen »Kunstlandschaften«, die ebenfalls häufig ausgewählten Gärten und Parks, die in aller Regel museal konserviert werden. Man kann solche Kulturlandschaften auch als »Dominantenlandschaften« bezeichnen.⁹ Weitgehend ausgeschlossen werden Kulturlandschaften vielschichtiger Tiefe und solche mit landschaftswirksamen Brüchen in ihrer Entwicklung. Missachtet wird die Tatsache, dass dynamische Entwicklung ein zentrales Merkmal der Kulturlandschaft ist. So wird es in der Regel schon positiv zu werten sein, wenn die historischen Werte als Basis oder wenigstens wesentlicher Faktor der Weiterentwicklung Beachtung finden. Die Alternativen sind die museale Konservierung oder die rücksichtslose Fortentwicklung.

Für die Herrschaftslandschaft an Saale und Unstrut bedeutete dieses Verständnis von Kulturlandschaft freilich das Aus. Es sind zwar zahlreiche Elemente aus dem Hochmittelalter mit dem Bezug zu den damaligen Machtverhältnissen erhalten. Sie setzen auch weite, durchaus landschaftsprägende Akzente wie der Naumburger Dom und die zahlreichen Burgen dieser Zeit. In der Fläche aber, als einheitlich durch eine Epoche geprägte Kulturlandschaft, konnte dies nicht überzeugen. Zu stark sind die Überprägungen, die diese Landschaft seit dem Hochmittelalter erfahren hat. Selbst die wirklich europa- und damit eigentlich auch weltweit in ihrer historischen Prägung herausragenden Weinberge gehen in ihrer Grundstruktur auf die frühe Neuzeit, in der Substanz ihrer Trockenmauern allenfalls zwei Jahrhunderte zurück. Dass sie dennoch in ihrer Nutzungskontinuität bis in das Mittelalter zurückzuverfolgen sind und für die damaligen Herrschaftsträger, so auch für das Kloster Pforte, von hoher Bedeutung waren, interessierte eher nicht. Auch nicht, dass die materielle Substanz der Weinberge anderer Weinbaukulturlandschaften, auch solcher in der Welterbeliste, geradezu zwangsläufig einem intensiven Erneuerungsprozess unterworfen ist.

Neben diesem inhaltlichen Problem ist ganz zweifelsohne ein fast gleichgewichtiges semantisches Problem zu benennen. Antragstitel werden oft in der jeweiligen Wissenschaftssprache der Antragsteller und -schreiber formuliert. Schon

9 Der Begriff wurde wohl erstmals verwendet von Weichhart, Peter: *Geographie im Umbruch. Ein methodologischer Beitrag zur Neukonzeption der komplexen Geographie*, Wien 1975, S. 36; in der kulturlandschaftsorientierten Denkmalpflege eingeführt von Breuer, Tilmann: *Denkmäler und Denkmallandschaften*, in: *Jahrbuch, Bayerische Akademie der Schönen Künste in München* 2/2, 1988, S. 577–610; zum Konzept siehe auch Gunzelmann, Thomas: *Abgrenzungen II. historische Kulturlandschaft – Denkmallandschaft*, in: *Historische Kulturlandschaft und Denkmalpflege*, hg. v. Birgit Franz und Achim Hubel, Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege 19, Holzminden 2010, S. 41–50, hier S. 43–44.

für den kulturell Interessierten ist der Begriff »Herrschaftslandschaft« schwer verständlich, in der englischen Übertragung ist die Vermittlung eines Begriffes wie »territories of power« doppelt schwierig. Im Hinblick auf seine materiellen kulturlandschaftlichen Auswirkungen hat den Begriff »Herrschaftslandschaft« wohl erstmals Tilmann Breuer 1979 in seiner wegweisenden Abhandlung über »Landdenkmale« verwendet,¹⁰ während er sonst – und das auch nicht besonders häufig – eher in landesgeschichtlichen und territorialgeschichtlichen Zusammenhängen gebraucht wird.

Das Kulturlandschaftsverständnis der UNESCO und damit von ICOMOS fokussiert sich damit auf nutzungsmäßig eindimensionale, oberflächlich materiell authentische und integre Landschaften, meist das Ergebnis entweder herrschaftlicher Repräsentationen wie großflächige Gärten oder über Jahrhunderte bewährter und damit erfolgreicher Landnutzungsformen, in beiden Fällen liegt deren Überzeugungskraft im leicht Erkennbaren. Ein Bündel komplexer und dennoch landschaftlich auch materiell ablesbarer Prozesse, deren Entwicklungsgeschichte und deren Brechungen, schließlich ihre bestätigenden oder ablehnenden Rezeptionen liegt außerhalb des Kulturlandschaftsmodells der Entscheidungsträger im Welterbe-Geschäft.

Doch wie will man das Phänomen Kulturlandschaft im Bereich des kulturellen Erbes sonst fassen? Mit der Bedeutung von Kulturlandschaft mit ihrem breiten semantischen Hof tut man sich seit je schwer. Es wurde mehrfach versucht, Struktur in diese Vielfalt zu bringen. So ermittelte Ludger Gailing 25 belegte und systematisierte Verständnisse von Kulturlandschaft, die alle aktuell mehr oder weniger virulent sind.¹¹ Es gibt durchaus begründete Vorschläge, auf eine allgemeine Definition überhaupt zu verzichten.¹² Andere Autoren meinten gar, es sei unmöglich, Kulturlandschaft zu definieren.

Eine Möglichkeit besteht darin, die positivistische und konstruktivistische Sichtweise zusammenzuführen und damit ein hybrides Konzept von Kulturlandschaft zu entwickeln, eine Raumvorstellung mit einer materiellen wie einer Wahrnehmungsebene.¹³ Es kann kein Zweifel darin bestehen, dass Kulturland-

10 Breuer, Tilmann: Land-Denkmale, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 37, 1979, S. 11–24, hier S. 18f.

11 Gailing, Ludger: Kulturlandschaftspolitik. Die gesellschaftliche Konstituierung von Kulturlandschaft durch Institutionen und Governance, Detmold 2014.

12 Gailing, Ludger/Leibenath, Markus: Von der Schwierigkeit »Landschaft« oder »Kulturlandschaft« allgemeingültig zu definieren, in: Raumforschung und Raumordnung 70, 2012, S. 95–106.

13 Dies kann als Annäherung an ein »Verständnis des gemäßigten Sozialkonstruktivismus« betrachtet werden, das einen Dualismus von physischem Realobjekt im Sinne eines Container-raumes und Landschaft als Konstrukt im Sinne eines Erlebnis- bzw. Handlungsraumes beinhaltet, so Kühne, Olaf: Landschaftstheorie und Landschaftspraxis, Wiesbaden 2018, S. 139.

schaft materiell fassbar ist und sich in materieller, baulicher und landschaftlicher Überlieferung manifestiert, die die Geschichte des Raumes speichert. Mit diesen materiellen, sichtbaren und für die Bewohner scheinbar leicht erkennbaren Elementen scheint sie in der Lage, Identität zu stiften. Zugleich ist sie aber auch soziale und geistige Konstruktion und muss also gelesen, erarbeitet und gelebt werden. Daraus ergibt sich die Aufgabe, die Beziehungen zwischen beiden Ebenen offenzulegen oder erst herzustellen.

Die Nichtbeachtung dieser Dualität sowohl von Seiten der Antragsteller als auch von Seiten der gutachtenden Akteure darf im Nachhinein als die Sollbruchstelle des ersten kulturlandschaftlich orientierten Naumburger Antrags gesehen werden. Die Gutachter hätten eine einfach lesbare, substantiell weitgehend unversehrte überlieferte, möglicherweise auf der ganzen Fläche durch hochmittelalterliche Elemente deutlich geprägte Kulturlandschaft vorfinden müssen, um überzeugt zu sein. Die Antragsteller dagegen hatten sich, intellektuell durchaus durchdacht und anspruchsvoll, eine Kulturlandschaft konstruiert, die zwar in einzelnen und durchaus landschaftsprägenden Elementen sogar für den Laien lesbar, im Zustand ihrer Überlieferung aber nur mit hoher interpretativer Leistung für Eingeweihte als zusammengehöriges Ganzes erkennbar war. Diese Leistung hatten die Antragsteller – um es etwas pathetisch auszudrücken – erstmals auf aktuellem erkenntnistheoretischem Niveau erbracht. Seit mehr als hundert Jahren war das auf emotionaler und wissenschaftlicher Ebene an Saale und Unstrut vorgedacht worden. Die Ironie der Geschichte ist, dass gerade hier die Geburtsstätte des Kulturlandschaftsbegriffs der UNESCO zu finden ist, genauso wie der Ursprung des Gedankens von der Kulturlandschaft als Schutzgut.¹⁴

Was bedeutet dies alles für den Antrag im Rahmen des Projekts *CISTER-SCAPES – Cistercian landscapes connecting Europe* für das Europäische Kulturerbesiegel? Zunächst einmal, dass man sich mit den Erwartungshaltungen der Auslober und der Gutachter intensiver auseinandersetzen muss, als es im Falle des Herrschaftslandschafts-Antrag geschehen ist. Das ist zugleich herausfordernder, aber auch einfacher als im Welterbeumfeld. Herausfordernder, weil es nur wenige Aussagen zum Umgang mit Kulturlandschaften beim EKS gibt, einfacher gerade auch deswegen, weil der Fokus viel weniger auf der Materialität der Überlieferung liegt, sondern weil die Vorgaben ohnehin ein Konstrukt fordern. Wenn sich beide Seiten, Antragsteller und Gutachter, dessen bewusst sind, umso besser.

14 Die beiden Protagonisten sind dabei Otto Schlüter, Geograph in Halle sowie Paul Schultze-Naumburg, dazu Gunzelmann, Herrschaftslandschaft; und Vogel, Kerstin: Landschaft an der Saale. Der kulturlandschaftliche Blick bei Otto Schlüter und Paul Schultze-Naumburg, in: Kulturreformer. Rassenideologe. Hochschuldirektor. Der lange Schatten des Paul Schultze-Naumburg, hg. v. Hans-Rudolf Meier und Daniela Spiegel, Heidelberg 2018, S. 61–70.

Zunächst geht es dabei um die Semantik. Das Projekt postuliert einen europaweit verbreiteten Typus der zisterziensischen Klosterlandschaft, der heute noch materiell wahrnehmbar und bestenfalls im Bewusstsein der dort lebenden Menschen verankert sei.¹⁵ Doch hier hat man den Begriff der Klosterlandschaft durch einen Kunstbegriff ersetzt. Der Terminus Klosterlandschaft ist zwar weiter verbreitet als der der Herrschaftslandschaft, aber ebenso ambivalent wie dieser. Auch ihn verwendet man im landesgeschichtlichen Zusammenhang zur Charakterisierung einer dicht mit Klöstern besetzten Region oder noch allgemeiner zur Beschreibung der in einem bestimmten Raum vorhandenen Klöster.¹⁶ Ebenso lässt sich darunter die Prägung eines bestimmten Ausschnitts der Kulturlandschaft durch die Aktivitäten eines Klosters im Lauf der Jahrhunderte verstehen.¹⁷ Immerhin diskutiert man diese Ambivalenz seit einiger Zeit bewusst.¹⁸ Auch eine Übertragung ins Englische mit vergleichbarer Bedeutung scheint mit dem Begriff »monastic landscape« zumindest auf wissenschaftlicher Ebene gesichert.¹⁹ Dennoch wäre es zu riskant, bei einem vielsprachigen Projekt auf einen mehrdeutigen Leitbegriff zu setzen. So wurde ein Kunstbegriff kreiert, der jedoch viele Parallelen besitzt und daher fast modisch zu nennen ist.²⁰ Mit diesem Kunstbegriff wird jedoch deutlich, dass die »Cisterscapes« erst konstruiert werden müssen. Aufgabe des Projekts ist es also,

-
- 15 Gunzelmann, Thomas/Kastner, Birgit: Vielfalt in der Einheit. Zisterziensische Klosterlandschaften in Mitteleuropa, Ausstellung zum Europäischen Kulturerbejahr, 1. Juni–9. September 2018, ein Beitrag zum Europäischen Kulturerbejahr 2018, Sharing Heritage = Diversité dans l'unité = Rozmanitost v jednotě, Bamberg 2018.
- 16 Vgl. Klosterlandschaften. Methodisch-exemplarische Annäherungen, hg. v. Roman Czaja, Heinz-Dieter Heimann und Matthias Wemhoff, *MittelalterStudien* 16, München 2008; Felten, Franz J.: Klosterlandschaften, in: *Landschaft(en). Begriffe, Formen, Implikationen*, hg. v. Franz J. Felten, Harald Müller und Heidrun Ochs, Stuttgart 2012, S. 157–194.
- 17 Systematisch erstmals dargestellt in Schenk, Winfried: *Mainfränkische Kulturlandschaft unter klösterlicher Herrschaft. Die Zisterzienserabtei Ebrach als raumwirksame Institution vom 16. Jahrhundert bis 1803*, Würzburg 1988.
- 18 Heimann, Heinz-Dieter/Schneider, Jens: Zur Einleitung. Kloster – Landschaft – Klosterlandschaft. Annäherungen und Ausblick?, in: Czaja, Heimann und Wemhoff, *Klosterlandschaften*, S. 9–22.
- 19 Vgl. jüngst Procter, Edward: *The topographical legacy of the medieval monastery. Evolving perceptions and realities of monastic landscapes in the southern Welsh Marches*, Exeter 2018.
- 20 Mit dem »spatial turn« der Kulturwissenschaften wurden »-scapes« zu schlagwortartigen »Raumformeln«. »Townscapes« existierten schon lange vor dem spatial turn, so etwa bei Cullen, Gordon: *Townscape. Das Vokabular der Stadt*, Basel 1961; »cityscapes« folgten, die Reihe lässt sich geradezu endlos fortsetzen mit »soundscapes«, »smellscapes« und »sense-scapes« bis hin zu »knowledgescapes«, »experiencescapes«, »ethnoscapes«, »brandsapes«, gar »theoryscapes«, vgl. Leimstättner, Max: *Vom Landschaftsbegriff zur Begriffs-Landschaft. Empirisch-kulturwissenschaftliche Überlegungen zu hybriden Raumkonzepten*, Wien 2009, S. 3.

die Verbindung zwischen den materiell existierenden Elementen der zisterziensischen Klosterlandschaften und ihren Bewohnern herzustellen, wie auch die einzelnen Landschaften und damit ihre Bewohner zu vernetzen und damit eine spezifische lokale und europäische Identität zu produzieren. Diese wiederum kann nicht als andere ausschließende gedacht werden, sie muss als eine von vielen möglichen in den jeweiligen Räumen verstanden werden.

Kulturlandschaften werden ausdrücklich als mögliche Stätten des Europäischen Kulturerbe-Siegels genannt:

»Für die Zwecke des Beschlusses zur Schaffung des Europäischen Kulturerbe-Siegels gelten als ›Stätten‹: Denkmäler, natürliche Stätten, Unterwasser- und archäologische Stätten, Industriestätten, Stätten im städtischen Raum, Kulturlandschaften, Gedenkstätten, Kulturgüter und -gegenstände sowie mit einem Ort verbundenes immaterielles Kulturerbe, einschließlich zeitgenössisches Kulturerbe [Herv. i. O.]«²¹

Aber es gibt noch kaum Erfahrungswissen, ebenso wenig detailliertere Aussagen oder Definitionen zur Position von Kulturlandschaft in den Vorgaben der Europäischen Union. Unter den 48 bisher mit dem Siegel ausgezeichneten Stätten gibt es nur eine einzige, die den Begriff im Titel führt und auch da spielt er nur eine Nebenrolle: die *Heiliggeist-Gedenkkirche Javorca und ihre Kulturlandschaft, Tolmin, Slowenien*. Seit dem 14.10.2020 ist tatsächlich eine echte Kulturlandschaft im Rennen, das Oderbruch.²² Die Bewerber setzen zu Recht auf die Mitwirkung vieler Akteure, worauf das europäische Kulturerbe-Siegel abzielt.

Man darf gespannt sein, inwieweit die gutachtenden Kommissionen das Urteil des britischen Historikers David Blackbourn einbeziehen, der in seinem wirkmächtigen Buch *The Conquest of Nature. Water, Landscape and the Making of Modern Germany* die Trockenlegung und Besiedlung des Oderbruchs geradezu als den Beginn eines typisch deutschen, eher gewaltsamen Umgangs mit der Landschaft beschreibt.²³ Dennoch ist mit Blick auf die europäische Bedeutung dieser Kulturlandschaft zu konstatieren, dass die grundlegenden Konzepte auf niederländisches Fachwissen zurückgehen und die Siedler nicht nur aus Deutschland, sondern in einigen Fällen auch aus der Schweiz und Österreich stammten.

Zentral ist aber dennoch die Aussage, dass es beim Europäischen Kulturerbe-Siegel auf die Mitwirkung der Akteure ankommt. Aber im Welterbeumfeld spielt

21 https://ec.europa.eu/programmes/creative-europe/actions/heritage-label/apply_de (26.10.2020).

22 Vgl. die publizierten Antragsunterlagen: Das Oderbruch. Menschen machen Landschaft. Bewerbung auf das Europäische Kulturerbe-Siegel, 2020, <https://oderbruchmuseum.de/wp-content/uploads/2020/08/Bewerbung-Kulturerbesiegel.pdf> (26.10.2020).

23 Blackbourn, David: *The Conquest of Nature. Water, Landscape and the Making of Modern Germany*, London 2006.

das sogenannte »community involvement« seit einiger Zeit eine zunehmend gewichtigere Rolle.²⁴ Das wurde auch in der Bewerbungsphase der »Herrschaftslandschaft an Saale und Unstrut« meines Erachtens ziemlich gut umgesetzt. Nicht nur Broschüren, ein Fotowettbewerb und Imagefilme, sondern auch eine qualitätvolle Ausstellung erhöhten das Bewusstsein vor Ort und darüber hinaus. Für die Außenwirkung eindrucksvoll war auch die Aktion *Meine Welt. Mein Erbe*, wo sich Institutionen und Einzelpersonen deutlich sichtbar hinter ihre Kulturlandschaft und hinter den Antrag stellten.

So gilt es als auch bei den *Cisterscapes* vorzugehen. Natürlich müssen die materiellen Zeugnisse des baulichen und landschaftlichen Erbes der Zisterzienser erfasst, dokumentiert und bewertet werden – das geschieht gerade mit den Kulturlandschaftsinventarisierungen bei allen Projektpartnern.²⁵ Trotz all dieser fassbaren Objekte sind die *Cisterscapes* eben ein Konstrukt; sie werden analytisch aus der aktuellen Kulturlandschaft herausgeschält. Sie müssen dann aber zum »Ausweis regionaler Selbstwahrnehmung«²⁶ werden, das heißt die jeweils lokale Gemeinschaft muss über ihre Wahrnehmung die Klosterlandschaft für sich erzeugen. Nur über ein solches Bewusstsein können diese Werte des Kulturerbes schließlich bewahrt werden.²⁷ Beim Projekt *Cisterscapes* kommt dann noch hinzu, dass die lokalen Gemeinschaften wahrnehmen müssen, dass »ihre« Landschaft in ihren grundlegenden Elementen auch woanders und zwar in ganz Europa wiederzufinden ist. Dazu müssen sich die Projektteilnehmer gegenseitig versichern, Träger dieses gemeinsamen europäischen Erbes zu sein.

Es wird im Zuge der Bewerbung zum Europäischen Kulturerbe-Siegel zwar auch darauf ankommen, dass man die Elemente der Klosterlandschaften erfasst und dokumentiert. Zisterziensische Klosterlandschaften sind eben nicht für jedermann sofort lesbar, sondern sie müssen erforscht und vermittelt werden. Dazu ist das Projekt mit der gemeinsamen Webdatenbank der *Cisterscapes* auf einem gu-

24 Vgl. Community involvement in heritage, hg. v. Koen van Balen und Aziliz Vandesande, Antwerpen 2015; Göttler, Monika/Ripp, Matthias: Community Involvement in Heritage Management, Regensburg 2017.

25 Bereits 2018 wurden die Klosterlandschaften von Morimond, Ebrach, Waldsassen, Plasy, Rein und Zwettl erfasst und dokumentiert, vgl. Vielfalt in der Einheit. Zisterziensische Klosterlandschaften in Mitteleuropa, hg. v. Thomas Gunzelmann und Birgit Kastner, Schriftenreihe des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 19, München 2019. Die weiteren Partnerstätten in Deutschland Maulbronn, Altenberg, Pforte, Loccum, Bronnbach und Langheim, in Polen Wągrowiec/Łekno, in Tschechien Velehrad, Vyšší Brod und Žďár nad Sázavou, in Slowenien Stična und Kostanjevica na Krki führen die Erfassungen in der zweiten Jahreshälfte 2020 durch.

26 Heimann und Schneider, Klosterlandschaften, S. 19.

27 Sonkoly, Gábor/Vahtikari, Tanja: Innovation in cultural heritage research for an integrated European research policy, Brüssel 2018, S. 12.

ten und zeitgemäßen Weg.²⁸ Allerdings braucht es dann noch eine Reihe weiterer »tools«, um die Wahrnehmung in den lokalen Gemeinschaften zu verstärken. Vorgedacht und teilweise ausprobiert sind diese Instrumente schon im ECHY-Projekt des Jahres 2018 *Vielfalt in der Einheit*, so etwa in einer an allen Teilnehmerstätten zugleich gezeigten Ausstellung zur zisterziensischen Klosterlandschaft und ihren einzelnen Beispielen,²⁹ der Ausbildung von Klosterlandschaftsführern oder der gegenseitigen Besuche, um die Landschaft der anderen Projektpartner und die Menschen kennenzulernen. Dazu zählen auch die in den Partnerstätten jeweils geplanten Landschaftsmodelle, die sich modernen Darstellungsmöglichkeiten wie etwa der Augmented Reality bedienen sollen. Aber natürlich sind auch traditionelle Formen der Landschaftsvermittlung sehr sinnvoll, und bestens jene, wo man mit eigenen Sinnen Kulturlandschaft erfahren kann, wie Wanderungen, Besichtigungen, Führungen. Lucius Burckhardt, der Vordenker und Erfinder der Promenadologie war sich sicher, dass Kulturlandschaft konstruiert, also in den Köpfen der Menschen erzeugt werden muss: »Die Wiederherstellung der Kulturlandschaft ist also die Erzeugung ihrer Wahrnehmung durch die Anlage von Wegen durch die Zeiten, ist also Spaziergangswissenschaft.«³⁰ So ist es die Aufgabe auf dem Weg zum Europäischen Kulturerbe-Siegel, Wege durch die zisterziensische Klosterlandschaft im Wandel der Geschichte vorzubereiten und die Menschen zu animieren, sie zu gehen und sich darüber auszutauschen. Wenn das im bereits bestehenden europäischen Rahmen gelingt, sollte das Konzept welcher Jury auch immer zu vermitteln sein.

28 Öffentlich einsehbar unter <https://cisterscapes.geoway.de/> (26.10.2020).

29 Gunzelmann und Kastner, *Vielfalt in der Einheit*.

30 Burckhardt, Lucius: Landschaft ist transitorisch, in: *Topos. European Landscape Magazine*, 1994, S. 38–44; hier S. 43.

Soziale Praktiken des Erbens städtischer Communities

Partizipation in der Denkmalpflege. Wunsch, Wirklichkeit oder Bedrohung?

Ingrid Scheurmann

Taking as its starting point the Black Lives Matter movement and its demands for a correction of history as well as access to cultural heritage, the essay examines the significance of 'participation' as a theme in recent German discourses on conservation. It refers to selected positions within the Anglo-Saxon discourse (John Schofield, Raimund Karl) and the discourse on postcolonialism (Laurajane Smith, Jürgen Zimmerer) in order to discuss the questioning of traditional narratives and structures of interpretational authority that is evident in the current wave of spectacular attacks on public monuments and memorials, and to address its implications for an institutionalized conservation field that sees itself as representing the "public interest". The essay makes clear that demands for greater participation are often accompanied by criticism of the concept of 'master narratives', and by attempts to foreground diversity and intangible heritages or cultural practices instead. This understanding of heritage is not protected under the conservation laws of Germany's federal states, yet it is possible to invoke international declarations that present participation in cultural heritage as a human right (*Nairobi* 1976, *Faro* 2005). Most German conservation institutions have reacted with reserve if not opposition to demands for greater participation (Dimitrij Davydov) and have attributed these to a lack of acceptance or to failures in the communication and presentation of heritage (Ulrike Wendland). Taking as an example the project to preserve the earliest example of workers' housing in the Ruhr region in Oberhausen (after 1970), the essay argues that demands for participation do not in fact represent criticism of presentation strategies, but (can) in fact express visions of an 'other conservation'. To this extent they make a critical exchange of views and a careful consideration of one's own assumptions indispensable.

Im Frühjahr 2020 hat die Debatte über Postkolonialismus nach dem gewaltsamen Tod des US-Amerikaners George Floyd eine zuvor ungeahnte Dimension erreicht und sich unter dem Label »Black Lives Matter« zu einem globalen Protest ausgedehnt. Er verbindet sich mit Forderungen zur Revision nationaler Geschichtserzählungen und artikuliert sich in Angriffen auf die Denkmale »unserer Helden«

(Donald Trump), die von den Opfern des Kolonialismus indes als Symbole ihrer Entrechtung angesehen werden. Attackiert, gestürzt, bemalt oder kritisch kommentiert werden die Standbilder von Christopher Kolumbus, Cecil Rhodes und Leopold II. genauso wie die Erinnerungen an den englischen Sklavenhändler Edward Colston oder die deutschen Kolonialherren Paul von Lettow-Vorbeck und Carl Peters. Die ungeahnte Heftigkeit dieser *damnatio memoriae* macht deutlich – und das ist für das vorliegende Thema von Interesse – dass etablierte Deutungen und Deutungshoheiten von den ›Mehrheitsgesellschaften‹ offensichtlich als gegeben und die keineswegs neue Rede von Multiperspektivität der Dinge bislang lediglich als Denkübung betrachtet worden ist. Vielerorts unerwartet stehen nun mit einem Mal die vermeintlich »universal values« des kulturellen Erbes auf dem Prüfstand (Abb. 1).

Abb. 1: Projekt des Künstlers Rudolf Herz zu einer Vor-Ort-Dekonstruktion des Dresdner Lenin-Denkmal von G. D. Jastrebenzki, 1991



Der gesellschaftliche Protest lässt auch die akademischen Diskurse nicht unberührt, tangiert er doch das Selbstverständnis der ›Erbebewahrer‹ in Museen, Archiven, Bibliotheken und nicht zuletzt in der Denkmalpflege. Historische Homogenitätsvorstellungen und jedwede Meistererzählungen scheinen sich endgültig aufzulösen, stattdessen rücken Teilhabe, kulturelle Vielfalt und gleichberechtigter Erbezugang auf die kulturpolitische Agenda. Sie werden zum Zankapfel zwischen

Neuerern und Bewahrern.¹ Dabei sind die Institutionen international unterschiedlich gut auf das Teilen von Verantwortungen eingestellt. Während etwa die *Australia ICOMOS Charter for Places of Cultural Significance*, kurz *Burra Charter*, Teilhabeprozesse ausdrücklich voraussetzt und ihre Verabredungen regelmäßig aktualisiert (zuletzt 2013), überwiegen in der bundesrepublikanischen Denkmalpflege – um die Argumentation darauf zu konzentrieren – nach wie vor entsprechende Vorbehalte. Als exemplarisch ist ein Statement von Dimitrij Davydov aus dem Jahr 2017 anzusehen, der betont, dass

»die Grenze einer sinnvollen Partizipation [...] überschritten sein [dürfte], wo durch die mit der Einbindung Privater verbundene Entlastung der Denkmalbehörde in eine Belastung umschlägt, weil ein Ausbildungs- und Belastungsaufwand generiert wird, der zu ihrer primären Aufgabe – für eine geordnete und wissenschaftliche [Boden-]Denkmalpflege zu sorgen – in keinem vernünftigen Verhältnis mehr steht. Wegen der grundsätzlichen Konzeption des deutschen Denkmalrechts [werde] es daher auch künftig der fachbehördlichen Entscheidung überlassen bleiben, Art und Maß der mit der Gefahrenabwehr verträglichen Partizipation im Einzelfall zu definieren.«²

Da die Denkmalschutzgesetze der Bundesländer Partizipationsformen nicht vorsehen, liegt es laut Davydov im Ermessen der Behörden, Teilhabe zu gewähren oder zu verwehren und ihre mögliche Zielrichtung ausschließlich aus Behörden-sicht zu beschreiben. Diese Perspektive ignoriert nicht nur die Bestimmungen der UN-Menschenrechtserklärung von 1948 (Art. 27, Abs. 1), derzufolge Teilhabe an Kultur ein Menschenrecht darstellt, sondern auch die *Nairobi Recommendation on Participation by the People* der UN von 1976 und die *Convention on the Value of Cultural Heritage for Society* des Europarats, kurz *Faro-Konvention* von 2005. Letztere bekräftigt das Recht jedes/r Einzelnen auf Teilhabe an dem Kulturerbe seiner/ihrer Wahl und fordert die Behörden in ihrem Artikel 11 auf, innovative Wege bei der Gestaltung des Verhältnisses von Experten und Laien zu beschreiten.³ Zahlreiche Forscher/-innen aus dem englischsprachigen Raum beziehen sich auf dieses Dokument und wenden sich von dem »autorisierten Denkmaldiskurs« (Laurajane Smith) westeuropäischer Prägung beziehungsweise der »epistemischen Dominanz des globalen

1 Siehe z.B. den Streit um den Museumsbegriff im Weltverband ICOM, <https://icom.museum/en/news/icom-announces-the-alternative-museum-definition-that-will-be-subject-to-a-vote/> (29.10.2020); siehe auch <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/streit-um-den-museumsbegriff-im-weltverband-der-museen-16613815.html> (26.07.2020).

2 Davydov, Dimitrij: »Jeder kann graben?« Archäologisches Erbe im Spannungsfeld zwischen Partizipation und Gefahrenabwehr, https://lfd.hessen.de/sites/lfd.hessen.de/files/Davydov_Jeder%20kann%20graben_o.pdf (29.10.2020), S. 10.

3 www.dnk.de/_uploads/media/184_2005_Europarat_Rahmenkonvention.pdf (28.07.2020).

Nordens« (Jürgen Zimmerer) ab.⁴ Im Unterschied dazu konzentrieren sich die Diskussionen im denkmalfachlich einst so fortschrittlichen deutschsprachigen Raum nach wie vor nicht auf das »Wie« von Partizipation, sondern noch immer auf das »Ob« und das »Warum«.

Im Rahmen der Critical Heritage Studies wird diese Zurückhaltung seit längerem kritisiert und auch die langjährigen Restitutionsdebatten der Museen zielen auf ein Umdenken der Kultureinrichtungen. Vor diesem Hintergrund und mit Blick auf latente Akzeptanzprobleme der Denkmalpflege setzte sich die vormalige sachsen-anhaltinische Landeskonservatorin Ulrike Wendland 2016 für »verlässliche Formate der Partizipation zur Festlegung denkmalpflegerischer Oberziele« ein, zog aber sogleich in Erwägung, dass ihre Forderung noch »zu viel Utopie« beinhalten könnte. Als Argument für eine Öffnung machte sie geltend, dass »durch punktuelle Organisationsanpassungen manche Reibungen« zu entschärfen wären.⁵ Ähnlich wie Davydov fokussiert auch Wendland auf die Praktikabilität und den Nutzen von Partizipation für die institutionalisierte Denkmalpflege. Vergleichbar argumentiert ICOMOS 2019 in seinen europäischen Qualitätsgrundsätzen. Unter den Stichworten »Zugänglichkeit und Teilhabe« findet sich hier zwar der Hinweis auf »weitere Akteure«, verstanden werden diese jedoch ebenfalls lediglich als »Zielgruppe« von Vermittlungsanstrengungen.⁶ Im englischsprachigen Diskurs stehen hingegen die Kultur-Erben und ihr Recht auf Teilhabe im Zentrum. »Heritage is about people, not about monuments«⁷, so der Archäologe Cornelius Holtorf. Deshalb fördert die Association of Critical Heritage Studies (ACHS) »the active participation of people and communities who to date have been marginalised in the creation and management of ›heritage‹«⁸.

Die unterschiedlichen rechtlichen Prämissen sind es vor allem, die vergleichbare Anpassungsprozesse hierzulande erschweren. So sind die in den 1970er und 80er Jahren vereinbarten Denkmalschutzgesetze der deutschen Bundesländer nach der

4 Smith, Laurajane: *Uses of Heritage*, London/New York 2006, S. 29ff.; Smith ist Gründungspräsidentin der Association of Critical Heritage Studies, <https://www.criticalheritagestudies.org/presidents-welcome> (27.07.2020); Zimmerer, Jürgen (Hg.): *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, Frankfurt a.M./New York 2013, S. 14.

5 Wendland, Ulrike: *Denkmalpflege 2018. Transparenz, Partizipation, Allianzen*, in: *Denkmalpflege als Zukunftsprinzip* (Forum Stadt 43. Jg., H.2), hg. v. Hans-Rudolf Meier, 2016, S. 207–216, hier S. 207, 216, 209.

6 »Es sollte alles unternommen werden, um den verschiedenen Zielgruppen die Werte und die Bedeutung der Stätte zu vermitteln (kognitive Zugänglichkeit)«, in: *Europäische Qualitätsgrundsätze für EU-finanzierte Maßnahmen und ihre potenziellen Auswirkungen auf das Kulturerbe* (2019), hg. v. Deutschen Nationalkomitee von ICOMOS, o.O. 2020, S. 26.

7 Holtorf, Cornelius: *Conservation and Heritage as future making*, S. 6, in: *Icomos University Workshop on Authenticity and Reconstructions*, Paris 2017, [http://openarchive.icomos.org/1857/\(28.07.2020\)](http://openarchive.icomos.org/1857/(28.07.2020)).

8 [https://www.criticalheritagestudies.org/history\(27.07.2020\)](https://www.criticalheritagestudies.org/history(27.07.2020)).

politischen Wende von 1990 ohne partizipative Ergänzungen auf die damals sogenannten neuen Länder übertragen worden. Auch deshalb offenbart sich inzwischen eine Diskrepanz zwischen dem im Gesetz garantierten öffentlichen Interesse und dem Interesse der Öffentlichkeit, das im 21. Jahrhundert verstärkt auf Kommunikation, Netzwerke, Identität, Pluralität und eben auch auf Teilhabe am kulturellen Erbe orientiert ist. Das Beharren der Institutionen auf einem legislatischen Grundverständnis von Denkmalpflege – Kritiker sprechen auch von einem »Hier stehe ich und kann (und will) nicht anders!«⁹ – wird deshalb als ein wesentliches Hindernis für die Zukunftsfähigkeit des Faches wahrgenommen. Aus diesem Grund problematisierte der frühere schleswig-holsteinische Landeskonservator Johannes Habich das »trügerische Bewusstsein der rechtlichen Überlegenheit«¹⁰. Das »öffentliche Interesse« im Munde führend, habe die Denkmalpflege, so Adrian von Buttlar, »stillschweigend Minderheiten«, das heißt die Interessen des Bildungsbürgertums und damit ein Spezialinteresse, bedient.¹¹

Dass diesen Erkenntnissen bis dato keine veränderte Praxis folgt, unterstreichen die aktuellen Proteste. Auch wenn immer wieder auf die räumliche und zeitliche Begrenztheit des deutschen Kolonialismus hingewiesen wird,¹² ist die Relevanz der Debatte dennoch nicht von der Hand zu weisen – auch in Leipzig, Berlin, Hamburg oder Frankfurt wird die »Black Lives Matter«-Debatte geführt, werden Fragen nach vorherrschenden Geschichtsbildern, nach Diskriminierung und Erbeverweigerung gestellt. Vermittlung allein bietet langfristig keine Garantie für die Kommunikationsfähigkeit der Denkmalpflege als einer für die Definition und die Bewahrung des kulturellen Erbes maßgeblichen Institution. Demokratisierung wird stattdessen gefordert und damit eine Option für das Heraustreten der Namenlosen aus dem (ihnen zugewiesenen) Schatten der Geschichte (Abb. 2).

Der Anspruch von Minderheiten auf Respekt vor ihrem kulturellen Gedächtnis adressiert die Institution Denkmalpflege in dreifacher Hinsicht: Zum einen betrifft er die Auswahl der Schutzobjekte und die mit ihnen verbundenen Narrative, zum anderen berührt er das Tableau der Denkmalwerte und zuletzt das Feld der Akteure. Deutlich wird, dass Teilhabe mehr beinhaltet als organisatorische Fragen,

-
- 9 Rossmann, Rainer: Lebendige und tote Denkmale. Vom Recht der Denkmale auf Veränderung, in: www.kunsttexte.de, 2/2002, S. 1.
- 10 Habich, Johannes: Wohin steuert die Denkmalpflege. 17 Jahre nach der Kieler Jahrestagung, in: *Die Denkmalpflege* 58, H. 2, 2000, S. 116–121, hier S. 120.
- 11 Buttlar, Adrian von: Denkmalpflege und Öffentlichkeit, in: *Auf dem Weg ins 21. Jahrhundert. Denkmalschutz und Denkmalpflege in Deutschland*, Dokumentation der Tagung des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz am 25. und 26. Februar 1999 in Berlin, Bonn 1999, S. 18–19, hier S. 19.
- 12 Etwa: Gegendenkmäler statt Zerstörung. Ulrike Wendland im Gespräch mit Eckhard Roelcke, 15.06.2020, https://www.deutschlandfunkkultur.de/kunsthistorikerin-ueber-umstrittene-monumente.1013.de.html?dram:article_id=478710 (28.07.2020).

Abb. 2: Das seit langem kritisch diskutierte Askari-Relief des sog. Schutztruppenehrenmals von Walter von Ruckteschell (1939), Tansania-Park Hamburg



mit der Forderung verbinden sich auch inhaltliche Schwerpunktsetzungen und elementare Wertvorstellungen. Alle Kulturwissenschaften sind gefordert sich dazu zu positionieren. Auch deshalb scheint es sinnvoll zu prüfen, ob und inwiefern die Denkmalpflege für einen solchen Prozess auf Impulse aus ihrer Fachgeschichte zurückgreifen kann.

Denkmalschutz – nicht vor, sondern mit den Menschen

Teilhadediskussionen sind in der Denkmalpflege nicht voraussetzungslos, dennoch treffen sie das Fach in seiner Gesamtheit unvorbereitet. Das überrascht, da das Interesse aller auf der einen und das berechtigte Interesse jedes Individuums auf der anderen Seite seit den Tagen des ersten österreichischen Generalkonservators Alois Riegl als Bezugsrahmen der Denkmalpflege (an)erkannt sind. Riegl war bekanntlich der erste, der über Gefühls- und Stimmungswerte nachdachte und damit über Denkmalzugänge jenseits kunst- beziehungsweise architekturhistorischer Expertise. Für ihn sollte die Denkmalpflege des 20. Jahrhunderts eine »gemeinsame Gefühlssache für alle« werden. Deshalb begrüßte er die »Lust aller, in den Denkmalkultus dreinzureden« und ermahnte die Kollegen, mit der öffentlichen Meinung

in »Führung« zu kommen.¹³ Mit diesem Plädoyer blieb er jedoch weitgehend allein. Die Mehrheit seiner Kollegen bemühte sich stattdessen darum, durch eigenes Knowhow den Abstand zu den »privaten Denkmalfreunden« zu betonen und die Vorrangstellung der Kunstwissenschaft zu behaupten.¹⁴ Warnungen vor »Amtsstubengeist« (Gurlitt) beziehungsweise vor einem Entrücken der Konservatoren in ihre »Bureaux« (Clemen) verhalten. Deshalb hat der Schweizer Soziologe Lucius Burckhardt 1974 im Rückblick auf die Tradition der wissenschaftlichen Denkmalpflege auch zum Umdenken aufgefordert und verlangt, dass Denkmale nicht länger vor den Menschen, sondern *mit ihnen* und *für sie* geschützt würden.¹⁵

Gewissermaßen als Bekräftigung seines Plädoyers ist das Ringen um den Erhalt der Arbeitersiedlung Oberhausen-Eisenheim anzusehen – des ersten Partizipationsprojekts in der deutschen Denkmalpflege, das dieses Attribut verdient. An der Reformuniversität Bielefeld setzte sich Roland Günter um 1970 mit Studierenden der Kunstgeschichte für den Erhalt der in ihrem Bestand bedrohten ältesten Arbeitersiedlung des Ruhrgebiets ein. Das Ensemble aus der Mitte des 19. Jahrhunderts liegt in unmittelbarer Nähe der Gute-Hoffnungs-Hütte und diente mit seinen Kleingärten und Nebengelassen der Unterbringung und weitgehenden Selbstversorgung von Hüttenarbeitern und ihren Familien. Anlass des koordinierten Protests waren Pläne, die Bewohner in Hochhäuser umzusiedeln und die historische Siedlung aufzugeben (Abb. 3).

Die Studierenden stellten in ihrer Studie nicht nur die architektonische Besonderheit der Anlage heraus, sie beschäftigten sich auch mit Formen der Gemeinschaftsbildung und den sozialen Lebensverhältnissen. Ihre Publikation *Rettet Eisenheim* fügte die vielfältigen Erhaltensaspekte zusammen und wurde begleitet von Bürgerseminaren und Hilfestellungen in der Kommunikation eigener Anliegen. Verbunden war der Einsatz für Eisenheim zudem mit Kritik an den herkömmlichen Prioritätensetzungen der Denkmalpflege. Günter sprach von einem »Mangel an Reflexion«, einer »weit verbreitete[n] Selbstgenügsamkeit« und einer »naive[n] Geborgenheit in einem System von Absprachen«. Im Unterschied dazu erprobten die Beteiligten in Eisenheim einen partizipativen Zugang zur Denkmalpflege und überschritten die Grenzen einer ihrer Meinung nach »längst überholten normativen Ästhetik«.¹⁶

13 Riegl, Alois: Bestimmungen zur Durchführung des Denkmalschutzgesetzes, in: *Kunstwerk oder Denkmal? Alois Riegls Schriften zur Denkmalpflege*, hg. v. Ernst Bacher, Wien/Köln/Weimar 1995, S. 121–144, hier S. 144.

14 Dvořák, Max: Korreferat zu Paul Clemen, in: *Gemeinsame Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz*, Salzburg 14.–15. September 1911, Stenographischer Bericht, Berlin 1911, S. 64–74, hier S. 71f.

15 Vgl. *Fragen an die Denkmalpflege 1974*, in: *archithese* 11, 1974, S. 37–54, hier S. 41.

16 Günter, Roland: *Glanz und Elend der Inventarisierung*, in: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 28, 1970, S. 109–117, hier S. 109–111.

Abb. 3: Die Broschüre stellt in zahlreichen Abbildungen das Leben in der Siedlung der Anonymität der Großstadt gegenüber



Rückenwind erhielten sie nicht zuletzt durch den Zeitgeist und den Abbau von Schwellen zwischen Kunst und Alltag (Joseph Beuys), aber auch durch das seinerzeitige Nachdenken über die Konstruktion beziehungsweise Konstruiertheit von Geschichte (Reinhart Koselleck). Darüber diskutierten die Reformer auf dem Kunsthistorikertag 1970 in Köln, desgleichen über das »bewußtlose Tradieren alter Gewohnheiten« in den Geisteswissenschaften.¹⁷ Sie forderten eine Öffnung der Denkmalpflege für Alltags- und Gegenwartsarchitekturen, immaterielle Werte und heterogene Lebensräume.

Auch um 1970 waren Teilhabeforderungen insofern mit inhaltlichen Kurskorrekturen in der Auswahl und Bewertung von kulturellem Erbe verbunden. Zielten die Öffnungsimpulse vor 50 Jahren auf sozial- und alltagshistorische Themen und die Aufwertung der Erinnerung sogenannter Unterschichten, so fokussieren die Proteste gegenwärtig auf die Geschichte von ethnisch diskriminierten Gruppen und die Unterdrückung ihrer kulturellen Identitäten – auf Opfergeschichten und deren komplexe internationale Verknüpfungen. Sie verbinden sich mit Reformforderungen, die seit längerem virulent und auf eine Demokratisierung der etablierten Institutionen ausgerichtet sind.

17 Vgl. Scheurmann, Ingrid: Konturen und Konjunkturen der Denkmalpflege. Zum Umgang mit baulichen Relikten der Vergangenheit, Köln/Weimar/Wien 2018, S. 256f.

Die Debatten der 1970er Jahre haben Kultur und Denkmalpflege nicht nachhaltig verändern und Teilhabestrukturen nicht in die Praxis der Denkmalpflege integrieren können. Die seinerzeitigen »kritischen Impulse« hätten sich vielmehr nur wenig später »wie Brausepulver in dem pluralistischen Mix einer kulturellen Szene, die zugleich alles lizenziert und alles entschärft«¹⁸ aufgelöst. Spätestens da, so der Stadtkritiker Dieter Hoffmann-Axthelm, habe Denkmalpflege aufgehört, Teil eines lebendigen kulturellen Prozesses zu sein.¹⁹ Insofern blieb Eisenheim Episode – mit einem WDR-Film über die taubenzüchtenden *Helden von Eisenheim* (2000) als Postskriptum und einem erfolglosen Antrag des Landes NRW (2018), das inzwischen rückläufige Taubenzüchten im Ruhrgebiet als nationales immaterielles Erbe anzuerkennen, als spätem Nachklang.

Denkmale der Fachleute, Erinnerungen der vielen

Nach diesem Auftakt spielte das Thema Partizipation für längere Zeit keine Rolle mehr in der deutschen Denkmalpflege. Zwar konstatierten Wilfried Lipp und Michael Petzet 1993 einen *postmodernen Denkmalkultus* mit partikularen Erinnerungsbedürfnissen und Wertsetzungen – Konsequenzen daraus und aus dem kontinuierlichen Erstarken der pluralen Erinnerungskultur blieben jedoch erneut aus. Das, was die Reformer der 1970er Jahre *innerhalb* der Denkmalpflege hatten erreichen wollen, prägte seither die Debatten *außerhalb* der Denkmalpflege und schwerwiegender noch: Diese Debatten erfolgten weitgehend *ohne* sie.

Das betrifft unter anderem die rasche internationale Rezeption von Pierre Noras Erinnerungsorte-Konzept aus den 1980er Jahren, dem die Multiperspektivität von Geschichte und Erinnerungen ebenso wesentlich ist wie die Bedeutung von Rezeptionsleistungen und Symbolgehalten des Historischen.²⁰ Historiker, Sprachwissenschaftler und Soziologen waren an dem Projekt beteiligt, allerdings keine Denkmalpfleger. Auch deshalb ist zu konstatieren, dass in den 1970er und 1980er Jahren entscheidende Weichenstellungen *nicht* erfolgt sind, materielle und immaterielle Bedeutungsschichten von Denkmalen – im Unterschied zur internationalen Entwicklung – nach wie vor nicht als zusammengehörig betrachtet und die *Erweiterung des Denkmalbegriffs* (Willibald Sauerländer) nicht im Sinne der Integration anderer

18 Sauerländer, Willibald: Retrospektive 90, in: kritische berichte, Bd. 18, Nr. 3, 1990, S. 66–70, hier S. 66.

19 Hoffmann-Axthelm, Dieter: Plädoyer für die Abschaffung der Denkmalpflege (aus: Arch+ 54, 1980), in: Ders.: Wie kommt die Geschichte ins Entwerfen? Aufsätze zu Architektur und Stadt (Bauwelt Fundamente, 78), Braunschweig/Wiesbaden 1987, S. 181–197, hier S. 182 und 196.

20 Les Lieux de Mémoire, hg. v. Pierre Nora, 7 Bde., Paris 1984–1992; Einzig die Zürcher Tagung *Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege* von 1998 hat das Thema zeitnah diskutiert.

Akteure verstanden wurden.²¹ Das gilt in ähnlicher Weise für die Denkmalpflege in der DDR, die der Arbeitergeschichte aus politischen Erwägungen zwar breiten Raum gewährte, an konkurrierenden Akteuren, konkurrierenden Narrativen, unterschiedlichen Erinnerungsbedürfnissen und demokratischen Teilhabestrukturen aber ebensowenig interessiert war beziehungsweise – wie es Miles Glendenning formuliert – »state oversight of conservation« als selbstverständlich betrachtete und mit dem »interest of the people« identifizierte.²²

Affektive Zugänge zu historischen Bauwerken sollten insofern nicht in der Denkmalpflege, sondern im Bereich der Erinnerungskultur, in Film und Fernsehen, Re-Enactment-Projekten, Rekonstruktionen und Retro-Design ihre Wirksamkeit entfalten und aus der Werteskala der Denkmalpflege – Alois Riegl zum Trotz – einstweilen verbannt bleiben. Dabei spielen Emotionen anerkanntermaßen eine wesentliche Rolle bei der Denkmalwahrnehmung.²³ Dennoch unterblieb eine klare Positionsbestimmung, stattdessen wurden der Primat der Kunstgeschichte, der Wert der materiellen Geschichtsspuren und das Expertentum auch im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 bekräftigt. Willibald Sauerländer bemerkte, dass die Denkmalpflege just in dieser Zeit aufgehört habe, gesellschaftlich relevant zu sein und stattdessen begonnen habe, ein »Eigendasein« zu führen.²⁴

Denkmale schützen oder Kultur erben?

Die Frage nach dem gegenwärtigen Stand von Partizipation in der Denkmalpflege lenkt den Blick über den deutschsprachigen Raum hinaus auf den diesbezüglich avancierteren angelsächsischen Bereich. Dort ist unter anderem der streitbare österreichische Archäologe Raimund Karl tätig und engagiert in Projekten wie »Heritage Together« oder »Community Archeology«. Karl artikuliert seine Teilhabeforderungen vor allem in seinem Blog *Archäologische Denkmalpflege*.²⁵ Dabei kritisiert er den denkmalpflegerischen Diskurs in seinem Heimatland Österreich als obrigkeitlich und verhaftet in einem »autoritär-hierarchischen Gesellschaftsmodell«. Den Ämtern gehe es um die Durchsetzung ihres Partikularinteresses »gegenüber dem

21 Vgl. Scheurmann, Konturen und Konjunkturen, S. 254–261.

22 Glendenning, Miles: *The Conservation Movement. A History of Architectural Preservation, Antiquity to Modernity*, London/New York 2013, S. 359; Siehe auch *Erbe und Tradition in der DDR. Die Diskussion der Historiker*, hg. v. Helmut Meier und Walter Schmidt, Berlin 1988.

23 Siehe dazu die Tagung *Denkmal: Emotion. Mobilisierung, Bindung, Verführung* des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege, Bamberg, Oktober 2020.

24 Sauerländer, Willibald: Erweiterung des Denkmalbegriffs?, in: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 33, H. 1/2, 1975, S. 117–130, hier S. 123.

25 <http://archdenk.blogspot.de/> (27.07.2020).

Rest der Bevölkerung«, sie schlüpfen allzu leicht in die »Rolle der Obrigkeit. Ihr angeblich »richtige[s] Expertenwissen wiederum fuß[e] auf einem fachlichen Konsens, der seit etwa zweihundert Jahren weitgehend gleich und auch weitgehend undiskutiert geblieben«²⁶ sei. Ähnlich wie die australische Anthropologin Laura Jane Smith kritisiert Karl den »autorisierten Denkmaldiskurs«. Dessen Eigenheit sei es, dass »Fachleute« sich selbst als die einzig legitimen Vertreter der »Interessen der Vergangenheit« und ebenso einzig legitimen Sachwalter für die Interessen zukünftiger Generationen (an der Vergangenheit) betrachten (und aufgrund ihrer anerkannten Stellung als wissenschaftliche Expert/-innen auch von staatlichen Institutionen als solche gesehen und mit besonderen Machtbefugnissen ausgestattet werden [...]).« In der Summe fordert Karl eine Grundlagendiskussion sowie demokratischere Zugänge zu Denkmälern und zu Denkmalwissen. »Auch Bürger/-innen ohne einschlägigen archäologischen Studienabschluss [sollten] nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte zur selbstbestimmten Durchführung archäologischer Feldforschung haben.« Die EU-Grundrechtecharta garantiere Wissenschaftsfreiheit, die *Europaratskonvention von Faro* das Recht auf kulturelle Teilhabe.²⁷

In dieser Konvention aus dem Jahr 2005 haben derzeit in Europa nahezu alle Überlegungen zu Kulturerbe und Partizipation ihre Referenz. Der Text nimmt Bezug auf die Europaratserklärung *Heritage, Identity and Diversity* vom Mai 1996,²⁸ die eine Reaktion auf den zerstörerischen Balkankrieg der 1990er Jahre mit seinen ethnischen Säuberungen darstellt. Daraus erklären sich auch die Schwerpunktsetzungen von *Faro*: kulturelle Vielfalt, Nachhaltigkeit, Identität, Partizipation und interkultureller Dialog. *Faro* postuliert, dass jeder Mensch das Recht auf Teilhabe an einem Kulturerbe seiner Wahl hat und fordert die Institutionen auf, Sorge dafür zu tragen, dass die bürokratischen Schwellen um die Kulturgüter eingeebnet und Formen der Teilhabe ermöglicht werden. Dabei sind die Bestimmungen nicht rechtsverbindlich, sie stellen lediglich einen übergreifenden Rahmen für die kulturelle Praxis der europäischen Staaten dar. Bis heute haben lediglich 19 Staaten die Konvention ratifiziert: einige Balkanstaaten, Finnland, Österreich, Ungarn, aber weder Deutschland noch Frankreich oder Großbritannien.²⁹

26 Karl, Raimund: Obrigkeit und Untertan im denkmalpflegerischen Diskurs. Standesdenken als Barriere für Citizen Science?, in: Forum Kritische Archäologie 5, 2016, S. 1–15, hier S. 5, 6 und 12.

27 Raimund, Karl: Ich bin Hobbychirurg und Hobbypolizist, in: Archäologische Informationen 40, 2017, S. 73–86, hier S. 79, 73 und 75.

28 Vgl. Explanatory Report to the Council of Europe Framework Convention on the Value of Cultural Heritage for Society, S. 2; <https://rm.coe.int/CoERMPublicCommonSearchServices/DisplayDCTMContent?documentId=09000016800d3814> (28.07.2020).

29 <https://www.coe.int/en/web/conventions/full-list/-/conventions/treaty/199/signatures199> (23.07.2020).

Ungeachtet der nur schleppenden Umsetzung hat sich die Denkmaldebatte in Europa in der Nachfolge von *Faro* verändert. Partizipation als demokratisches Recht auf Teilhabe an Kultur ist seither nicht mehr aus den Diskursen gewichen. Desgleichen bekommt die Rolle des Expertentums Risse. Nach Laurajane Smith und ihrer Kritik an den »elite western values« hat daran auch der englische Archäologe John Schofield seinen Anteil. In seinem Buch *Who needs experts?* von 2014 fordert er im Einklang mit *Faro* eine Kulturerbepraxis, die nicht länger experten- und objektorientiert ist, sondern das gesamte Spektrum der gesellschaftlichen und kulturellen Vielfalt abdeckt. Seine Vision ist der moderierende »humble expert«, der keinen normativen Ideen folgt.³⁰ Kulturerbe so verstanden, bedeutet nicht länger nur Pflege des materiell Überkommenen, sondern »social action«, Prozess- und Handlungsorientierung. Nur konsequent, dass für Schofield *preservation* weniger wichtig ist als *change management*.

An diesem Punkt treffen sich die Neuerer von heute mit den Kritikern von gestern. Schon 1975 hatte der hessische Konservator Reinhard Bentmann unter Bezug auf Jürgen Habermas Denkmalpflege als »Teil einer kritisch[en], d.h. gesellschaftlich und politisch ausgerichteten [...] Handlungswissenschaft«³¹ charakterisiert.

Wege zu einem neuen Denkmal- und Kulturerbeverständnis

Die Forderung Denkmalpflege weniger »autoritär«³² und stattdessen demokratischer zu gestalten, greift an den Kern des institutionellen Selbstverständnisses und stößt im deutschsprachigen Raum nach wie vor auf Widerstände. Dabei haben sich, wie zu zeigen war, die Akteure und inhaltlichen Zielsetzungen von Partizipationsforderungen zwar geändert, der Anspruch selbst ist jedoch aus den Fachdiskursen seit den 1970er Jahren nicht mehr verschwunden. Er verbindet sich mit Vorstellungen einer *anderen* Denkmalpflege und Forderungen nach Respekt für *andere* Geschichten und Erinnerungen, nach *anderen* Verfahren und Organisationsstrukturen. Die Stichworte lauten Alterität, Multiperspektivität, Bottom-Up- anstelle von Top-Down-Verfahren, Transparenz von Entscheidungen und Zugänglichkeit von Informationen.

Um den Stand von gesellschaftlicher Teilhabe qualifizieren zu können, hat die Kommunikations- und Bildungsexpertin Sherry Arnstein bereits im Jahr 1969 ein

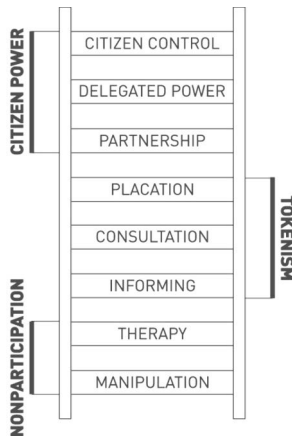
30 Vgl. *Who Needs Experts? Counter-mapping Cultural Heritage*, hg. v. John Schofield, London 2014, S. 5f., 25 und 43.

31 Bentmann, Reinhard: Der Kampf um die Erinnerung. Ideologische und methodische Konzepte des modernen Denkmalkultus, in: *Denkmalräume – Lebensräume* (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, N. F. 2/3), hg. v. Ina-Maria Greverus, Gießen 1976, S. 213–246, hier S. 240.

32 Wendland, *Denkmalpflege* 2018, S. 210.

Modell entwickelt, eine *Ladder of Citizen Participation*. Sie nimmt dabei Bezug auf den seinerzeitigen Umgang mit sozialer Ungerechtigkeit in Amerika beziehungsweise mit dem Wunsch der »have-nots« nach demokratischer Beteiligung.³³ Das Bild der Leiter dient zur Differenzierung von acht Beteiligungsstufen, die sich den drei übergeordneten Gruppen Nicht-Beteiligung, Alibi-Beteiligung und Beteiligung zuordnen (s. Abb. 4). Demzufolge bewegt sich die Denkmalpflege mit ihrem Vermittlungsfokus gegenwärtig im unteren Segment der von ihr sogenannten Alibi-Beteiligung. Darin kommt nicht zuletzt ihr Selbstverständnis zum Ausdruck, »als Kulturbringerin mit einem entsprechenden Bildungsauftrag« zu agieren. Deshalb, so Hans-Georg Lippert, würde »Denkmalvermittlung [...] meist mit Wissensvermittlung gleichgesetzt, und diese Wissensvermittlung geschieht [...] aus einer spürbaren erzieherischen Haltung heraus«³⁴. Mit Partizipation hat diese Praxis laut Arnstein nichts zu tun, sie ist noch weit entfernt von einem Mitgestalten und »Dreinreden« im Sinne Riegls und gleichermaßen weit entfernt von einer Denkmalpflege *für die und mit den* Menschen, wie sie Lucius Burckhardt vorschwebte.

Abb. 4: Sherry Arnsteins Partizipationsleiter von 1969



In der globalisierten Welt geht es heute nicht mehr nur um die Integration interessierter Laien in die Prozesse rund um das Kulturerbe, sondern auch – und das

33 Arnstein, Sherry R.: A Ladder Of Citizen Participation, in: Journal of the American Planning Association, 35, H. 4, 1969, S. 216–224.

34 Lippert, Hans-Georg: Fünf Thesen zum Problem der Denkmalvermittlung, in: Kommunizieren – Partizipieren. Neue Wege der Denkmalvermittlung, Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 82, Rheinbach 2012, S. 20f., hier S. 20.

machen die gegenwärtigen Proteste deutlich – um »non-Western cultural heritage traditions« und »heritage insights of people«;³⁵ das heißt im besten Sinne geht es um die Multiperspektivität von Kultur und Geschichte. Zukünftige Aufgabe der Institutionen wird es nicht zuletzt sein, die Artikulation von Erinnerungs- und Erbebedürfnissen mit Bezug auf die historische Faktizität und im Ringen um (neue) Deutungshoheiten zu moderieren. Dafür bedarf es zu verabredender Regeln. Dies umso mehr, als das Teilen von Kulturerbe und Erinnerungen, die Akzeptanz von Vielfalt und grenzüberschreitendem Denken zwar den Wunsch des politischen Europas darstellen, vielerorts aber auf eine gegenteilige Realität treffen, auf ein »sich Verschließen gegenüber dem Anderen, eine egoistische, zuweilen verheerende Anspruchshaltung«³⁶. Sinnvoll wäre deshalb das Nachdenken über eine »Denkfabrik« für Partizipation,³⁷ wo das Aushalten von Unterschieden erprobt werden könnte.

Bildnachweis

1 In: Rudolf Herz: *Lenins Lager. Entwurf für eine Skulptur in Dresden*, Berlin 1992, S. 6f; 2 2015, CC BY-SA, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ex_Lettow-Vorbeck-Kaserne_Hamburg_06.jpg; 3 *Rettet Eisenheim*, hg. Projektgruppe Eisenheim, Bielefeld 1973 (Cover); 4 https://www.researchgate.net/figure/Sherry-Arnsteins-ladder-of-citizen-participation-Arnstein-1969-The-ladder_fig1_28333053

Nach Fertigstellung dieses Beitrags ist das Nike-Bulletin 4/2020 zum Thema Partizipation erschienen, s. <https://www.nike-kulturerbe.ch/de/bulletin/archiv/bulletin-2020/bulletin-42020/>

35 <https://www.criticalheritagestudies.org/history> (27.07.2020).

36 Nora, Pierre: *Erinnern und kollektive Identität*, in: *Zukunft des Gewesenen. Erinnern und Vergessen an der Schwelle des neuen Milleniums*, Bad Homburg 1999, S. 20–22, hier S. 22.

37 Vgl. <https://www.bipar.de/think-tank-fuer-partizipation-das-projekt/> (27.07.2020).

Zone Heimat 2.0? Heimat und Beheimatung unter dem Berliner Fernsehturm

Stephanie Herold

Since the beginning of the 1990s, the former center of East Berlin has been in a state of constant change. On the site where the Palace of the Republic once stood, the Humboldt Forum is now reaching completion, and buildings such as the Ahornblatt or the former Palace Hotel have had to give way to other structures. Meanwhile, one of the central spaces of the city, the open ground between the Fernsehturm and Spandauer Strasse, remains largely unchanged. This does not mean that different visions of what could be done with this space have not been discussed and indeed hotly debated over the past 30 years. This essay traces those discussions, drawing on work such as Gerhard Vinken's investigation of reconstructed old towns in his *Zone Heimat* (2008) in order to set them in relation to different concepts of Heimat and heritage. The question thereby arises of whether it is not precisely these discussions and debates – over what exists and what does not exist (anymore), over history and memory, over 'monuments' and 'heritage' – that open new possibilities for creating Heimat on this site.

Ost-Berlin als Heimat

Von Mai bis November 2019 wurde im Stadtmuseum Berlin die Ausstellung *Ost-Berlin. Die halbe Hauptstadt* gezeigt. Die Ausstellung hatte zum erklärten Ziel, »das urbane Leben und den städtischen Alltag«¹ in Ostberlin zu zeigen mit einem Schwerpunkt auf die »lebensgeschichtlichen Erfahrungsräume«² ihrer Bewohner. Die Räume des Stadtmuseums widmeten sich jeweils unterschiedlichen Themen, die beispielsweise unter dem Motto »Wohnen« oder »Konsum« standen, aber auch

1 Aus dem Ankündigungstext für den Besuch der Ausstellung im Rahmen des Tags des offenen Denkmals, <https://www.stadtmuseum.de/aktuelles/tag-des-offenen-denkmals-2019> (13.08.2020).

2 <https://www.stadtmuseum.de/ausstellungen/ost-berlin> (13.08.2020).

persönliche Perspektiven von Zeitzeug/-innen wiedergaben. Die Besuchenden wurden somit dazu angeregt, das Lebensgefühl einer Stadt nachzuvollziehen.

Im Internet wurde die Ausstellung begleitet durch eine weiterhin freigeschaltete Seite mit zusätzlichen Informationen, historischen Fotos, Tonspuren und einem Blog (*OstBlogBerlin*). »Ost-Berlin ist meine Heimat, meine Hosentasche.«³ So formuliert es die Ausstellungsmacherin Ines Hahn in einem hier zu findenden Trailer. Unterlegt mit dem Song »Ostberlin – Wahnsinn« von der Band *Lilli Berlin* aus dem Jahr 1982 wird hier historisches Filmmaterial von Bauten und Alltagsszenen gezeigt, dazwischengeschoben historische und aktuelle Statements zu persönlichen Ost-Berlin-Bildern.

Berlin wird hier nicht nur als Erinnerungsort, sondern ganz explizit als persönliche Heimat thematisiert und in den Fokus genommen. Die Möglichkeiten, die sich durch eine emotionale Herangehensweise an den persönlichen Lebensalltag in Ostberlin ergeben, werden so kombiniert mit dem Konzept von Heimat. Damit liegt die Ausstellung durchaus im Trend. Das Konzept der »Heimat« erlebt aktuell eine Renaissance, die sich sowohl in einer steigenden Anzahl mehr oder weniger wissenschaftlicher Publikationen zu dem Thema widerspiegelt, als auch in der Aufnahme in unterschiedliche politische (Heimatministerium), kommerzielle und populärkulturelle Kontexte (Abb. 1).⁴ Auch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz schloss sich bereits diesem Trend an. Im Jahr 2016 rief sie anhand einer Plakatkampagne unter dem Motto »Schön. Aber ein Stück Heimat fehlt« dazu auf, für den Erhalt von Denkmalen zu spenden.⁵ Auf den Plakaten sind verschiedene Motive zu sehen, bei denen das jeweils zentrale Objekt – das Denkmal – als Leerstelle dargestellt wird. Das Gefühl »Heimat« wird hier also konkret genutzt, um die Relevanz kulturellen Erbes zu vermitteln. Dabei sind Heimat und Erbe, beziehungsweise Heimat und Denkmalpflege, auch historisch eng miteinander verwobene Konzepte. Diese Verquickung ist allerdings historisch betrachtet nicht ganz

3 <https://ost.berlin/ueber-die-ausstellung> (21.08.2020).

4 Für eine aktuelle umfassende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Konzept siehe Scharnowski, Susanne: *Heimat. Geschichte eines Missverständnisses*, Darmstadt 2019; auf ein breiteres Publikum angelegt sind die Publikationen von Reinhold Weber (im Gespräch mit Mutharem Aras und Hermann Bausinger) sowie die von Fatma Aydemir und Hengameh Yaghoobifarah herausgegebene Streitschrift, die sich beide auf ganz unterschiedliche Weise kritisch mit dem Konzept von Heimat auseinandersetzen (Aras, Mutharem/Bausinger, Hermann/Weber, Reinhold: *Heimat. Kann die weg? Ein Gespräch*, Tübingen 2019; *Eure Heimat ist unser Albtraum*, hg. v. Fatma Aydemir und Hengameh Yaghoobifarah, Berlin 2019.) Stehen diese beiden Publikationen in einem dezidiert politischen Kontext, zeigen Bücher wie das von Ilka Peemöller, dass Heimat auch ganz anders (unkritisch) betrachtet werden kann (Peemöller, Ilka: *Heimat. Wo das Herz zu Hause ist*. 35 Prominente erzählen ihre ganz persönliche Geschichte, München 2019).

5 <https://www.denkmalschutz.de/service/heimatkampagne.html> (21.08.2020).

unbelastet – eine Tatsache, die im Rahmen dieser Kampagne ganz offensichtlich außer Acht gelassen wurde.

Abb. 1: »Haymat« als Verkaufsargument. Werbekampagne der Telefongesellschaft Ay Yildiz im Herbst 2019



Heimat, als emotionaler und räumlicher Bezugspunkt, erstarkte als Konzept vor allem in der Zeit der letzten Jahrhundertwende, als sich die Heimatschutzbewegung explizit gegen die Veränderungen durch die Industrialisierung und den damit verbundenen – wahrgenommenen – Verlust von Heimat richtete.⁶ In seinem Buch *Zone Heimat* veranschaulicht Gerhard Vinken eindrücklich, wie der Begriff der Heimat genutzt wurde als Projektionsfläche imaginierter gesellschaftlicher Zustände und als Blaupause für die Konstruktion eines idealisierten städtischen Umfelds – der Altstadt. Gleichzeitig entwickelte das Konzept Heimat hier, verstärkt in der Zeit des Nationalsozialismus, auch seine gesamte exkludierende Kraft. Schließlich wurde in diesem Kontext nicht nur festgelegt, welche Räume in welcher Form diese Heimat verkörpern sollten, sondern auch, wer Zugang zu und Anrecht auf diese Heimat hatte – und wer nicht.⁷ Die Imaginationen von Altstadt machen darüber hinaus klar, dass Heimat kein konkreter, existierender Ort sein muss, sondern

6 Ausführlich dazu sowie zur Verbindung zwischen Heimatschutz und Denkmalpflege vgl. He- rold, Stephanie: »Nicht, weil wir es für schön halten«. Zur Rolle des Schönen in der Denkmal- pflege, Bielefeld 2018.

7 Vgl. Vinken, Gerhard: *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*, München 2010.

seine Kraft oft gerade aus der emotionalen Imagination etwas vermeintlich Verlorenen bezieht, unabhängig davon, ob dieses Verlorene selbst erlebt und erfahren wurde.⁸ Auch das Heraufbeschwören Ost-Berlins als Heimat trägt dieses Verlustempfinden in sich – und tatsächlich sind viele der Bauten und Spuren der ehemaligen Hauptstadt der DDR inzwischen aus dem Berliner Stadtraum verschwunden, insbesondere im Zentrum der Stadt. Das eigens geprägte Wort »Ostalgie« kann dabei vieles umfassen: eine belächelte Vorliebe für DDR-Produkte und die Erkundung der Stadt in einem Konvoi von Trabis; aber auch die Erinnerung an Ost-Berlin als persönlichen Erfahrungsraum.⁹

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Frage formulieren, ob den anhaltenden Diskussionen um den Umgang mit der Berliner Stadtmitte nicht auch unterschiedliche Imaginationen von Heimat zugrunde liegen, versteckt hinter der Fassade von Begriffen wie »Bürgerstadt« und »Ost-Moderne«. Liegt darin auch ein Schlüssel für die große Emotionalität und Hartnäckigkeit, mit der die Debatte seit nunmehr fast 30 Jahren geführt wird? Und wenn dem so wäre: macht das nicht alles im Grunde noch schlimmer und komplizierter oder gibt es einen Ausweg aus der Heimat-Falle?

»Marienviertel« oder »Rathausforum«?

Seit den 1990er Jahren wurde und wird der Umgang mit dem ehemaligen Zentrum Ost-Berlins kontrovers diskutiert. Scheint diese Diskussion bezüglich des Stadtraums westlich der Spree durch den Bau des Humboldt-Forums zu einem – wenn auch nicht unumstrittenen – vorläufigen Ende gekommen zu sein, so ziehen sich die Kontroversen um den gegenüberliegenden Teil der Ost-Berliner Zentrumsplanungen vom ehemaligen Marx-Engels-Forum bis zum S-Bahnhof Alexanderplatz weiter hin.

Das hier thematisierte Areal in seiner heutigen Gestaltung geht in großen Teilen zurück auf ein Kollektiv unter dem Landschaftsarchitekten Hubert Matthes,¹⁰

8 Zur engen Verbindung zwischen dem Begriff der Heimat und dem der Nostalgie als Gefühl des Heimatverlustes bzw. Heimwehs vgl. Boym, Svetlana: *The Future of Nostalgia*, New York 2001.

9 Zu dem breiten Spektrum, das unter diesem Begriff zusammengefasst wird vgl. Neller, Katja: *DDR-Nostalgie. Dimensionen der Orientierung der Ostdeutschen gegenüber der ehemaligen DDR, ihre Ursachen und politischen Konnotationen*, Wiesbaden 2006.

10 Neben Hubert Matthes waren an Entwurf und Planung auch die Architekten Manfred Prasser und Dieter Bankert beteiligt, sowie Rolf Rühle für die Durchführung und Fertigstellung der Planung. Für eine ausführliche Darstellung vgl. Zutz, Axel: *Der Park am Fernsehturm. Entwurfsgeschichte, Elemente und Verfasser*, in: *Freiraum unterm Fernsehturm. Historische Dimensionen eines Stadtraums der Moderne*, hg. v. Paul Sigel und Kerstin Wittmann-Englert, Berlin 2015, S. 94–120.

Abb. 2: Luftaufnahme des Areal, 2008



das den Freiraum 1970–73 als repräsentatives städtisches Zentrum im Rahmen des Ost-Berliner Zentrumsbandes plante (Abb. 2).¹¹ Kernstück der Planung bildete der 1965–69 erbaute Fernsehturm als gesetzte Großstruktur. Die Planer griffen für die Strukturierung der Freifläche auf das von Werner Herzog und Rolf Lindner für die Fußsymbauung des Turms entworfene hexagonale Grundraster als Gestaltungselement zurück, das sie für die gesamte Platzanlage übernahmen. Das hexagonale Raster sollte dazu dienen, zwischen den unterschiedlichen vor Ort vorhandenen geometrischen Strukturen zu vermitteln, nämlich dem Rund des Fernsehturmschafts, der linearen Abgrenzungen des Platzes durch die flankierenden Hochhaus scheiben und der Marienkirche, mit ihrer scheinbar aus dem Rahmen fallenden Nord-Ost-Ausrichtung. Die Planungen schließen direkt an die Fußsymbauung des Fernsehturms an, die von Walter Herzog entworfenen Kaskaden bilden ein Bindeglied zwischen Architektur und Platzgestaltung. Die dreieckigen Formen der Rosenbeete beziehen sich direkt auf diese Kaskaden und nehmen das Motiv des Hexagonalen auf. Die runde Form des Neptunbrunnens (ursprünglich besonders hervorgehoben durch eine kreisförmige Pflastergestaltung) fungiert als Gegenpol zum Fernsehturm und bildet, von der Galerie der Fußsymbauung des Turms betrachtet, eine

11 Zur Entwicklung des Zentrumsbandes als zentrale Achse der Hauptstadtplanungen der DDR vgl. Flierl, Bruno: Vom Münzturm zum Fernsehturm. Höhendominanten in der Stadtplanung von Berlin, in: Studien zur Berliner Kunstgeschichte, hg. v. Karl-Heinz Klingenburg, Leipzig 1986.

Blickachse, die schließlich zum erst später erbauten Palast der Republik (beziehungsweise heute zum Humboldtforum) verlängert wird. Trotz ihrer modernen Gestaltungselemente verweise die Anlage so in ihrer Struktur mit geometrischen und mit Blumen bepflanzten Parterres in der Nähe des zentral liegenden Gebäudes und den flankierenden Bosketts als schattigen Orten der Ruhe und des Rückzugs auf barocke Parkanlagen und unterstreicht so ihren repräsentativen Anspruch.¹²

Nach der Wende 1989 war es politisches und städtebauliches Ziel, ein neues Zentrum für die vereinte Hauptstadt zu schaffen, das sich dezidiert von den architektonischen Inszenierungen als Hauptstadt der DDR absetzen sollte. Dazu sollte das historische Zentrum Berlins als »Bürgerstadt« und neuer Identifikationsort an dieser Stelle räumlich wieder ablesbar werden.¹³ Vor diesem Hintergrund stellte der damalige Senatsbaudirektor Hans Stimmann 1996 das Planwerk Innenstadt in einer ersten Version als Grundlage für die weiteren städtebaulichen Planungen im Zentrum Berlins vor.¹⁴ Unter dem Schlagwort der »kritischen Rekonstruktion«¹⁵ sollte der Freiraum östlich der Spree in Anlehnung an die Blockstrukturen der Vorkriegszeit bebaut werden. Sowohl die Marienkirche als auch der Fernsehturm wären nach diesem Entwurf durch Blockstrukturen umbaut worden, wohingegen auf dem Gebiet des Marx-Engels-Forums einzelne Baukörper die ehemaligen Blockränder wiederaufnehmen sollten. Die vorhandene Gestaltung des Platzes wurde dabei nicht berücksichtigt und teilweise im Diskurs auch gar nicht als solche thematisiert: Stimmann selbst hatte das Berliner Zentrum 1992 als »große Leerstelle« bezeichnet.¹⁶ Dabei betont er im Rahmen der Vorstellung des Planwerks die Notwendigkeit der Rückkopplung an einen städtebaulichen Diskurs, da es derzeit »keinen Konsens über die Ziele, als da sind ›Sehnsucht nach der alten Stadt‹, ›Verteidigung der DDR-Moderne und ihre [sic!] sozialistischen Hauptstadtplanun-

12 Vgl. auch Dolff-Bonekämper, Gabi/Herold, Stephanie: Der Berliner Fernsehturm. Ansichten und Aussichten, in: Sigel und Wittmann-Englert, Freiraum unterm Fernsehturm, S. 71–93.

13 Zu den Auseinandersetzungen in den frühen 1990er Jahren vgl. ausführlich Hertweck, Florian: Der Berliner Architekturstreit. Stadtbau, Architektur, Geschichte und Identität in der Berliner Republik 1989–1999, Berlin 2010.

14 Zur ausführlichen Erläuterung dieses ersten Entwurfs des Planwerks vgl. Burg, Annegret: Planwerk Innenstadt Berlin. Ein erster Entwurf, Berlin 1997.

15 Der von Hans Stimmann in diesem Kontext wieder aufgegriffene Begriff wurde ursprünglich von Josef Paul Kleihues für das Vorgehen der IBA '87 in West-Berlin in weit differenzierterer Form geprägt. Zu den Unterschieden zwischen diesen beiden Konzepten der kritischen Rekonstruktion vgl. ausführlich Hennecke, Stefanie: Die kritische Rekonstruktion als Leitbild. Stadtentwicklungspolitik in Berlin zwischen 1991 und 1999, Hamburg 2010.

16 Stimmann, Hans: »Wiederaufbau ohne Zerstörung«, in: Städtebaulicher Strukturplan. Kritische Rekonstruktion des Bereichs: Friedrichswerder, Friedrichsstadt, Dorotheenstadt, hg. v. Hans Stimmann, Berlin 1993, S. 32. Zwar bezog sich Stimmann mit dieser Aussage nicht nur auf das hier behandelte Areal, dennoch kann man den Ausspruch stellvertretend für den Umgang mit dem Bestand betrachten, der das Vorhandene völlig zu ignorieren schien.

gen«, ...« gäbe.¹⁷ Somit sind hier die Linien, die auch den weiteren Diskurs bestimmen sollten, erstmalig klar benannt: die ›Alte Stadt‹ versus das DDR-Stadtzentrum. Dieses Motiv der Kontrastierung von Befürwortern einer ›historischen‹ Stadtmitte und denen eines sozialistischen Städtebaus etablierte sich als Grundkonstellation der sich weiter hinziehenden Debatte.

Aufgrund starker Proteste wurde der erste Entwurf des Planwerks an dieser Stelle noch einmal überarbeitet, so dass die 1999 beschlossene Variante hier den Erhalt der Freiflächen vorsieht.¹⁸ Dennoch wurden die Diskussionen stetig weitergeführt. Im Juli 2000 diskutierten Expert/-innen im Rahmen des sogenannten Berliner Stadtforums die Zukunft des nun »Marienviertel« genannten Areals unter dem Titel *Rathaus, Kirche, Fernsehturm, Marktplatz. Was bedeutet uns die Mitte der Stadt*. Die Veranstaltung hatte zum Ziel, Wege zu diskutieren und vorzuschlagen, um »an den Quellen der eigenen Geschichte anzuknüpfen« und »Geschichte in einen Dialog zur Gegenwart zu bringen«.¹⁹ Vor diesem Hintergrund sollte der Raum weiterqualifiziert werden als städtisches Zentrum. Gemäß der Vorgaben des Planwerks Innenstadt sollte nun allerdings nicht mehr gebaut werden, sondern das Areal als Freifläche zumindest teilweise offen bleiben. Die Benennung des Areals als »Marienviertel« gibt jedoch implizit eine Stoßrichtung vor, suggeriert sie doch Bilder eines traditionellen Stadtraums an dieser Stelle, mit der Kirche und dem sie umgebenden Marktplatz als Zentrum eines städtischen Lebens.

Nach diesen zunächst zurückhaltenden Vorschlägen entflammte die Diskussion in neuer Heftigkeit erst im Zusammenhang mit dem vollendeten Abriss des Palasts der Republik 2008 wieder. Der Verlust des städtebaulichen Bezugspunktes und baulichen Abschlusses der Anlage führte erneut zu einer Bemängelung der großen Leere vor Ort. So schrieb Gerd Nowakowski im April 2009 im *Tagesspiegel*:

»Seit dem Abriss des Palasts der Republik wird die gewaltige städtebauliche Aufgabe erst richtig sichtbar; es geht [...] um die Wiedergewinnung des leeren Herzens der Stadt zwischen Deutschem Historischen Museum und Fernsehturm.«²⁰

17 Zitiert aus der Dokumentation der 60. Sitzung des Stadtforums zum Thema Planwerk Innenstadt I, vom 29.11.1996, S. 19, <https://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/stadtforum/download/archiv/60.pdf> (21.08.2020).

18 Ausführlich zu den damaligen Prozessen vgl. Pfeiffer-Kloss, Verena: Die Macht der Abwesenheit. Zur städtebaulichen Gestaltungsdebatte um den Stadtplatz unter dem Berliner Fernsehturm, Berlin 2015, S. 65, doi.org/10.14279/depositonnce-4303.

19 <https://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/stadtforum/download/archiv/78.pdf> (21.08.2020).

20 Gerd Nowakowski: Berlins Mitte. Hier baut der Chef, *Tagesspiegel*, 24.04.2009, <https://www.tagesspiegel.de/meinung/klaus-wowereit-berlins-mitte-hier-baut-der-chef/1796392.html> (17.08.2020).

Zuvor hatten sich sowohl der amtierende Kulturstaatssekretär André Schmitz als auch der regierende Bürgermeister Klaus Wowereit für eine Bebauung des Platzes ausgesprochen.²¹ Im selben Jahr meldete sich auch der inzwischen nicht mehr amtierende ehemalige Senatsbaudirektor Hans Stimmann mit seinem Buch *Berliner Altstadt. Von der DDR-Staatsmitte zur Stadtmitte* zu Wort, in dem er sich nochmals für eine – mehr oder weniger kritische – Rekonstruktion des historischen Zentrums Berlins einsetzt. Demnach will das Buch angesichts der »großen namenlosen Leere« auf der dem Humboldtforum gegenüber liegenden Seite der Spree »zur Beschäftigung mit der historischen und zukünftigen Rolle und Gestalt der Straßen und Plätze der Altstadt Berlins« anregen.²² Der Architekt Bernd Albers, der schon an der Entwicklung des Planwerks Innenstadt beteiligt war, liefert darin einen Beitrag, in dem er Visualisierungen für eine Bebauung des Platzes unterm Fernsehturm präsentiert, die sich in der Gestaltung der Blöcke am Straube-Plan von 1910 orientieren.²³ Somit wurden in der wieder neu aufflammenden Diskussion um die Berliner Stadtmitte zunächst visuelle Fakten geschaffen, die von der Presse freudig aufgegriffen und breit diskutiert wurden.

Gleichzeitig berief sich die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt mit der seit 2007 amtierenden Senatsbaudirektorin Regula Lüscher auf die fortlaufende Gültigkeit des Planwerks, das an dieser Stelle nach wie vor eine Freifläche vorsah. Auch hier sprach man sich für eine Weiterentwicklung des Ortes aus, jedoch unter Erhalt der Freiflächen. Darüber hinaus sollte die Zeit der anstehenden U-Bahnarbeiten vor Ort für eine öffentliche Diskussion genutzt werden.²⁴ Auffällig ist, dass dabei auf die Kennzeichnung der vorhandenen Architektur als DDR-Bauten verzichtet wurde und der Diskurs stattdessen um neue Aspekte, wie die stadtklimatischen Vorteile von Grünräumen, erweitert wird. Man kann darin einen gezielten Versuch sehen, den oben bezeichnete Konflikt zwischen ›Historisten‹ und ›DDR-Befürwortern‹ gezielt aufzubrechen und zu entschärfen. Was folgte, war ein gesteuertes öffentliches Dialogverfahren unter Beteiligung verschiedener Akteure, das bereits im Dezember 2009 mit dem *Workshop Visionen* einen ersten Höhepunkt fand. Dort wurden fünf »Visionen« für den seitens der Senatsverwaltung nun »Rathausforum« genannten Platz vorgestellt und öffentlich diskutiert, die die Architekturbüros David Chipperfield und Graft sowie das Landschaftsbüro Kiefer im Auftrag der Senatsverwaltung entwickelt hatten. Die gestalterischen Vorschläge, die von einem archäologischen Park bis hin zu einer Flutung des gesamten Platzes durch die Spree gingen, sollten dabei weniger realistische Szenarien für einen

21 Vgl. Pfeiffer-Kloss, *Macht der Abwesenheit*, S. 72.

22 Stimmann, Hans: *Berliner Altstadt. Von der DDR-Staatsmitte zur Stadtmitte*, Berlin 2009, S. 7.

23 Albers, Bernd: *Rund um den Neuen Markt. Zwischen Rotem Rathaus und Berliner Dom*, in: Stimmann, *Berliner Altstadt*, S. 141–157.

24 Vgl. Pfeiffer-Kloss, *Macht der Abwesenheit*, S. 77f.

weiteren Umgang darstellen, als vielmehr plakative Grundideen als Anregungen für die weitere Diskussion liefern. Tatsächlich durchgeführt wurden landschaftsarchitektonische Maßnahmen zur qualitativen Verbesserung der vorhandenen Strukturen, womit ebenfalls noch im gleichen Jahr nach einem Wettbewerbsverfahren das Landschaftsarchitekturbüro Levin/Monsigny beauftragt wurde.²⁵

Daneben wurde die Diskussion um das Gebiet weitergeführt, wobei sich die Aufmerksamkeit zwischenzeitlich auch anderen Orten im Berliner Stadtzentrum zuwandte. Nach längerer Vorbereitung fand schließlich 2015 die öffentliche Stadtdebatte *Alte Mitte – Neue Liebe* statt, die sich abermals mit der Frage des Stadtzentrums und seiner Gestaltung beschäftigte. Im Rahmen eines öffentlichen Diskussionsprozesses wurden hier schließlich zehn sogenannte Bürgerleitlinien entwickelt, die 2016 vom Senat als verbindlich für die Weiterentwicklung des Areals akzeptiert wurden. In diesen Leitlinien ist abermals die Erhaltung als Freifläche vorgesehen, sowie eine Qualifizierung des Platzes als Ort für Kultur, Kunst und Politik.²⁶ Das Ergebnis dieses Beteiligungsverfahrens wurde jedoch grundsätzlich in Frage gestellt. Am 7. Januar 2016 richteten die »vier großen Bürgervereine für Stadtgeschichte«, wie sie sich selbst bezeichnen, also die *Gesellschaft Historisches Berlin e.V.*, *Berliner Historische Mitte e.V.*, *StadtBild Berlin* und die *Planungsgruppe Stadtkern* eine Kritik am abgelaufenen Verfahren und seinem Ergebnis in Form eines offenen Briefes an das Berliner Abgeordnetenhaus. Dort wurde unter anderem bemängelt, dass durch die Zusammensetzung des begleitenden Kuratoriums und die Formen der Beteiligung von vornherein ein Ausschluss bestimmter Akteursgruppen stattgefunden habe. Demnach wurde von der Senatsbaudirektorin Regula Lüscher als »bekenkende[r] Anhängerin der Moderne« das begleitende Kuratorium unausgewogen zusammengesetzt.²⁷ Die hier praktizierte Gegenüberstellung der beiden Interessensblöcke orientiert sich also nach wie vor an einem ähnlichen Muster wie bereits in den 1990er-Jahren – mit dem auffallenden Unterschied, dass nun explizit nicht mehr von einer DDR-Moderne die Rede ist.

25 Ausführlicher zu allen Entwürfen s. Butenschön, Sylvia/Herold, Stephanie: Der »Platz ohne Namen«. Zur Wahrnehmung der Ostmoderne im Zentrum Berlins, in: *Denkmal Ost-Moderne. Aneignung und Erhaltung des baulichen Erbes der Nachkriegsmoderne*, hg. v. Mark Escherich, Berlin 2012, S. 166–179.

26 https://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/staedtebau-projekte/alexanderplatz/downloads/altemitte-neueliebe/AMNL_Ausstellung-Buergerleitlinien.pdf (17.08.2020).

27 Einzusehen ist das Schreiben auf der Seite der *Gesellschaft Historisches Berlin*, <https://www.ghb-online.de/images/stories/stadtdebatte/160108-Brief-ACH-Stadtdebatte.pdf> (17.08.2020).

Heimat und Beheimatung

Die Wahrnehmung des Ortes als zentralen Raum der sozialistischen Hauptstadt Ost-Berlin scheint so an Relevanz zu verlieren, während sich zur gleichen Zeit das Feld der beteiligten Akteure weitet. In Bezug auf den Umgang mit städtebaulichen Strukturen der DDR stellten Fabian Reinbold und Mirjam Novak bereits 2007 in ihrer Studie zu den Akteurskonstellationen bei der Abrissdebatte um den Palast der Republik fest, dass das Engagement für den Erhalt von Architektur und städtebaulichen Strukturen aus der DDR-Zeit längst nicht mehr nur von DDR-Bürgern betrieben wird.²⁸ Ähnliches zeigt sich bei der inzwischen mehrjährigen, wenn auch deutlich leiseren Debatte um das sogenannte Rathauszentrum. Tatsächlich haben sich im Laufe der inzwischen fast dreißigjährigen Auseinandersetzung um den Stadtraum im Berliner Zentrum zwischenzeitlich verschiedene Vereine formiert, die sich mit unterschiedlichen Positionen hervortun und unterschiedliche Ziele verfolgen. Diese reichen vom weitgehenden Erhalt der Freifläche und der vorhandenen Strukturen (*Initiative Offene Mitte Berlin*) bis zu einer Teilrekonstruktion des Vorkriegszustands (vorgeschlagen von der *Gesellschaft Historisches Berlin* und 2014 in einer Broschüre unter dem Titel »Neuer Markt und Marienviertel«²⁹ veröffentlicht).

Dabei änderten sich auch Wahrnehmung und Präsentation des Ortes. Im Oktober 2019 organisierte die Initiative *Offene Mitte Berlin* in Kooperation mit dem Landesdenkmalamt auf dem Platz die Ausstellung *50 Jahre Berliner Fernsehturm – zwischen Alltagsleben und Weltpolitik*. Auf Stelen, die auf dem Platz entlang der Rosenbeete platziert waren, wurde die Geschichte des Fernsehturms anhand von Bildern und Texten dargestellt. Bereits der Titel der Ausstellung verdeutlicht dabei, dass es hier nicht um die historische Aufarbeitung der Planungsgeschichte für das Zentrum der sozialistischen Hauptstadt Ost-Berlin geht, sondern um eine Darstellung des Ortes als Teil der Ost-Berliner Alltagskultur und persönlicher Erfahrungsraum. Das Ergebnis verdeutlichte die hohe Attraktivität, die der Stadtraum zu DDR-Zeiten als Erholungs- und Freizeitraum hatte. So beinhaltete die Fußumbauung unterschiedliche gastronomische Betriebe und darüber hinaus Ausstellungsräume, wo unter anderem die vom Künstlerverband ausgerichteten Bezirksausstellungen gezeigt wurden.³⁰ Insbesondere der Bereich um die Kaskaden wurde intensiv als Erholungsraum genutzt, die auskragenden Dächer der Fußumbauung dienten als Rutschbahn und Aussichtsplattform (Abb. 3) – Fotos von

28 Reinbold, Fabian/Novak, Mirjam: Leidenschaftliche Kämpfer. Die Abrissdebatte und ihre Akteure, in: Palast der Republik. Politischer Diskurs und private Erinnerung, hg. v. Alexander Schug, Berlin 2007, S. 67–82.

29 <https://www.ghb-online.de/images/downloads/GHB-Neuer-Markt.pdf> (21.08.2020).

30 Vgl. Dolff-Bonekämper und Herold, Der Berliner Fernsehturm.

diesem heute kaum noch vorstellbaren Zustand wurden auch im Rahmen der Ost-Berlin-Ausstellung bezeichnenderweise prominent platziert.³¹ Gleichzeitig wurde der Platz um den Fernsehturm auch zu einer Art Szenetreff, wo sich beispielsweise die Ost-Berliner Skaterszene traf.³² Die Architekturhistorikerin Simone Hain resümierte entsprechend bereits 1996 rückblickend:

»Das ab 1965 geplante, an den Alex anschließende Ensemble stellt den wohl schönsten und damals attraktivsten Stadtraum Ost-Berlins dar. Ein großer freier Raum mit klaren Kanten und poppig kontrastierenden historischen Relikten als verfremdend aufeinander bezogener Objekte schließen abermals an den Zeitgeist der 60er Jahre an. Hier auf der großen Bürgerwiese vor dem Roten Rathaus war endlich der Stadt ein Raum mit Bindungskraft wiedergegeben. Kirche und Künstlerverband wetteiferten mit Ausstellungen, Brautpaare schritten zur Trauung, Touristen aller Welt teilten sich den Neptunbrunnen mit Kindern aus der unmittelbaren Nachbarschaft.«³³

Wie bei der Ausstellung *Ost-Berlin* im Stadtmuseum ging es auch bei der Fernsehturm-Ausstellung um die Darstellung eines belebten Raumes, der durch die historische Distanz und die Auflösung der DDR, in deren Zentrum er sich befand, auch zum Erinnerungsort geworden ist. Gleichzeitig verdeutlicht die Initiative *Offene Mitte Berlin* als Veranstalterin, dass der Respekt vor dem Vorhandenen weitere Entwicklungen nicht ausschließen muss. Am 31. August 2019 veranstaltete der Verein gemeinsam mit dem ADFC und verschiedenen Umweltverbänden ein Picknick auf der angrenzenden Spandauer Straße, um für ihr langfristige Sperrung für den Autoverkehr zu demonstrieren.³⁴ Die Diskussion weitet sich also, gewinnt neue Facetten, neue Argumente; neue Allianzen werden geschmiedet.

In den 70er Jahren versuchte die Anthropologin Ina-Maria Greverus die hermetischen Vorstellungen von Heimat aufzubrechen, indem sie Heimat nicht als konkreten Ort, sondern als »Leistung des tätigen, sich Umwelt aneignenden Subjekts« definierte.³⁵ Sie betrachtete den Prozess der räumlichen Aneignung als menschliches Grundbedürfnis, das sich sowohl im direkten Wohnumfeld als auch im wei-

31 Ein entsprechendes Foto bildet beispielsweise den Hintergrund zum *OstBlogBerlin*, <https://ost.berlin/blog> (21.08.2020).

32 Vgl. Engler, Harald: Vaterfiguren, Einkaufsparadies, Subkulturen und »Alex-Verbot«. Der Freiraum unter dem Fernsehturm in Ostberlin als Ort sozialer Aneignung, in: Sigel und Wittmann, Freiraum unterm Fernsehturm, S. 149–179.

33 Simone Hain in: Engler, Wolfgang: Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land, Berlin 2000, S. 89.

34 <https://adfc-berlin.de/aktiv-werden/750-protestpicknick-fuer-eine-autofreie-innenstadt.html> (20.08.2020).

35 Greverus, Ina-Maria: Auf der Suche nach Heimat, München 1979, S. 17.

Abb. 3: Die begehbare Dachkonstruktion der Fußsummbauung des Fernsehturms in den 1970er Jahren



teren städtischen Kontext äußert und widerspiegelt. Die Voraussetzung für eine gelingende aktive und selbstbestimmte Rauman eignung nennt sie dabei »Heimatbedingungen«.³⁶ Ganz in diesem Sinne bezeichneten Nane Retzlaff und Gunter Weidenhaus Heimat 2015 als »Ergebnis eines gelungenen Heimischwerdens in der Welt, der tätigen Auseinandersetzung mit sich und seiner Umgebung.«³⁷ In diesem Sinne lässt sich beobachten, dass während der letzten dreißig Jahre längst neue »Heimaten« entstanden sind, die sich auf dem Platz unter dem Fernsehturm artikulieren.

Ina Maria Greverus verband ihre Überlegungen mit der politischen Forderung, Rahmenbedingungen zu schaffen, um diese positive, aktive Rauman eignung zu ermöglichen.³⁸ Zu diesen Bedingungen gehören neben der Möglichkeit zur Mitsprache auch die Ressourcen Zeit und Raum. Im Fall der Diskussionen um die Freifläche unter dem Fernsehturm wurde beides zur Verfügung gestellt – teils politisch gewollt, teils aufgrund äußerer Gegebenheiten. Betrachten wir Heimat in diesem Sinne nicht als unverrückbares, biologistisches, gesetztes Prinzip, sondern

36 Ebd., S. 16.

37 Retzlaff, Nane/Weidenhaus, Gunter: Heimat in der Fremde, in: Berliner Republik. Das Debattemagazin, H. 5, 2015, www.b-republik.de/archiv/heimat-in-der-fremde (21.08.2020).

38 Greverus, Heimat, S. 17.

als Teil und Ergebnis aktiver Prozesse, so lässt sich an dieser Stelle vielleicht auch in Bezug auf Erbe-Prozesse etwas daraus ableiten: die Erkenntnis, dass sich nicht nur Zielvorstellungen, sondern auch Zugehörigkeiten ständig ändern (können), die Notwendigkeit, Diskussionen und Kontroversen zuzulassen, und die Erfordernis, einen (Zeit-)Raum zu schaffen, in dem dies stattfinden kann.

Bildnachweis

1 Stephanie Herold; 2 Benjamin Janecke, <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:FernsehturmBerlinLuftbild.jpg>, Ausschnitt; 3 Rolf Heider, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Dachkonstruktion_Umbauung_Fernsehturm.jpg

Wem gehört die Stadt? Aneignung öffentlicher Räume, die man erben, nicht selbst schaffen kann

Thomas Will

Historic urban squares, the great theatre stages of the public realm, are at the same time places of private experience, settings for individual appropriation. These spatial experiences lie outside the categories of significance which can be applied to mark a place as heritage worthy of protection and conservation. A visit to the “royal” squares of Munich and Dresden reveals places open to interpretation, where individuals and groups can encounter one another in a special way, to the extent that these places really are strange to all; they can no longer belong to anyone in the sense in which they were originally laid out and used, and thus they belong to everyone. We can inherit them and take possession of them as historic artefacts, but we cannot create them ourselves. Alongside their public significance as monumental spaces of the history of power and architecture stands their meaning in the lifeworld of the private and the mundane, which is equally worthy and needy of memory. Taking the place of the sovereign, the nation, the city and other group identities, we find – just as in the modern novel – individuals and their inner lives. The background to these heritage places is not the state (anymore), but civil society. In Munich the former places of the monarchy have long since become the undisputed heritage of all. On Dresden’s Neustädter Markt, the process of appropriation and interpretation is well underway. Here the layers of two ‘absolutist’ urban concepts are superimposed: the baroque Neue Königsstadt and the socialist ‘City of the Working People’. While the problematic origins of the 18th-century ideal city have given way to general appreciation, the relics of East German modernism give rise to differing claims and forms of engagement. Here, urban society is faced with the task of leaving space for multiple individual interests, while establishing a formal planning framework that can prevent domination by any one side in a deregulated market of options.

Prolog: Bürgerfrühstück beim König

»Meine Bauten meinem Volk!« verfügte Ludwig I. von Bayern mit roter Tinte auf einem Schriftstück, das im Revolutionsjahr 1848 die bislang ihm vorbehaltenen Monumentaltreppe der Münchner Hof- und Staatsbibliothek (1831-1843, Friedrich von Gärtner) der gebildeten Öffentlichkeit zugänglich machen sollte.¹ Getreu der Anweisung, die nicht ohne Not erfolgte (und deren Umsetzung die baldige Abdankung infolge der Lola-Montez-Affäre nicht verhindern konnte), werden die vom König ererbten Bauten und Stadträume in München immer wieder neu in Besitz genommen – mal von oben, mal von unten, mal laut, mal leise. Nicht um die offiziellen Veranstaltungen soll es hier gehen, um Oktoberfest-Umzüge und Fronleichnamsprozessionen, nicht um martialische NS-Aufmärsche und auch nicht um die großen Open-Air-Events (Anna Netrebko am Königsplatz) oder Marathonläufe (Bill Clinton auf der Ludwigstraße). Sondern um die Aneignung der monumentalen fürstlichen Stadträume durch »Leute aus dem Volk«, um ihre temporäre Besetzung für Spielarten des Privaten: Raumnutzungen, die – so die Idee – näher an dem sind, was ihren Schöpfern einst vorschwebte.

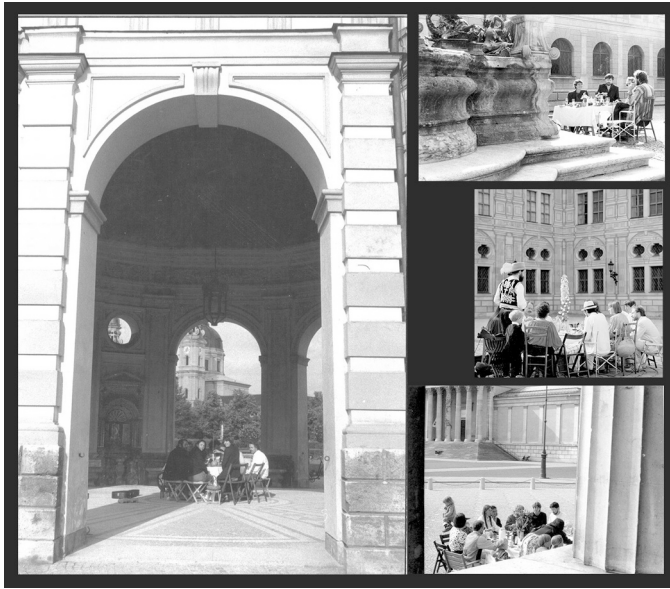
Es waren keine großen Anlässe, zu denen sich zwischen 1982 und 1991 erst kleinere, dann anwachsende Gruppen festlich gekleideter Menschen auf den schönsten Plätzen der ehemaligen Residenzstadt zu üppigen Frühstücksgelagen trafen. Geburtstage eines Kunstfreundes. Gelegentlich sprachen erstaunte Beamte, die in die nahen Ministerien eilten, Glückwünsche aus. Diskret auf Distanz bleibende Hofgärtner ließen sich zum Champagner einladen. Die vom König ausgefertigte »Pauschalgenehmigung« wurde nur einmal erfragt. Bevor sie dem Wachpersonal der Residenz nach längerer Suche vorgelegt werden konnte, hatte sich die bunte Festgesellschaft aufgelöst, war mitsamt der Tafel verschwunden.

In die Annalen der Umnutzung königlicher Räume sind die Happenings nicht eingegangen. Doch die, die dabei waren, fühlten sich kurzzeitig als rechtmäßige Erben und Besitzer und schrieben sich in die inoffizielle Geschichte der Plätze ein. Und sie erinnern sich genau, wann immer sie dort vorbeikommen.

Private Erinnerungen, die bei solchen Aktionen entstehen, gehören nicht zu den Kriterien für Denkmalwürdigkeit. Oft haben sie mit der bau- oder kunsthistorischen, der stadtgeschichtlichen Bedeutung nichts zu tun – oder doch? Welche Rolle spielte hier das königliche Erbe? Es ging nicht um historische Botschaften, gar um deren Authentizität oder Echtheit. Ausgewählt waren die Schauplätze aber sehr genau, nicht als Denkmale, wohl aber als Orte von architektonischer Gestimmtheit

1 Information bei der Ausstellung *Romantik und Restauration. Architektur in Bayern zur Zeit Ludwigs I., 1825-1848* (München 1987), deren Quelle nicht mehr eruierbar ist; womöglich eine Legende.

Abb. 1: München, Hofgarten mit dem 1615 von Heinrich Schön d. Ä. errichteten Pavillon, Besetzung 1982. – Brunnenhof der Residenz, Besetzung 1984. – Kaiserhof der Residenz, Besetzung 1986. – Propyläen am Königsplatz, Besetzung 1991



und monumentaler Wirkung, als ein kunstvolles Erbe der Monarchie, das die Bürger einst sehr bewusst angetreten hatten. Mit ihrer gebräuchlichen – oder missbräuchlichen – Inanspruchnahme leuchten sie immer wieder auf, verwandeln sich in Gefäße vielleicht naiv respektloser, doch absolut gegenwärtiger Lebensäußerungen. Die Erinnerungen, die Individuen und informelle Gruppen mit solchen Orten verbinden, können kaum für die Bestimmung eines schützenswerten kollektiven Erbes dienen. Ob Feiern in der Stille des leeren Residenzhofes oder am Grill auf dem belebten Grünstreifen, man kann auch im öffentlichen Raum in der Sphäre des Privaten verbleiben. Womöglich formt sich aber aus der Summe solch partikularer, unendlich vielfältiger, von den Erbauern weder intendierter noch konstruierter Erfahrungen eine überindividuelle Bindung, die tatsächlich für die Öffentlichkeit von Bedeutung sein kann. Die Expertise und Autorität der Fachleute als Instanz der Weihe zum Denkmal wird damit nicht entkräftet. Die Aufgabe der Erinnerungsbewahrung kann aber, wie einst Willibald Sauerländer forderte, »über die Kompetenz von Kunsthistorikern und Denkmalpflegern, von Architekten und Städtebauern« hinausreichen und »unser ganzes Gemeinwesen in Pflicht

nehmen«.² Auch die individuelle Aneignung des öffentlichen Raums ist Bestandteil jener Nutzung, die in allen kanonischen Texten als Voraussetzung erfolgreicher Denkmalpflege genannt wird. Man muss damit rechnen und dafür offen sein, dass das Potential architektonischer Orte in vielerlei Hinsicht gebraucht und eben auch missbraucht werden kann. Von einer immanenten Botschaft des Zivilisierten oder Humanen (oder des Gegenteils) sollte man nicht ausgehen. Es käme einem magischen Denken gleich, die Feinfühligkeit oder Gewalt, mit der große Bauwerke entstehen, diesen als Wirkkräfte einzuschreiben. Vermutlich gibt es aber eine natürliche Disposition, die uns jenseits kultureller Prägungen bestimmte Orte angenehm, feierlich oder anregend erscheinen lässt. Noch im spätesten, restlos verfremdeten Nachleben entfaltet die Baukunst ihre Wirkung. Kann sie emanzipatorischer Art sein? Es wäre nur recht, wenn die Werke kultivierter Eliten einen Teil dessen, was ihren wahren Erbauern, den Handwerkern, vorenthalten war, deren Nachfahren als Erbschaft erstatten könnten.

Platz für Könige, Werktätige, Bürger

»Ihre Kgl. Maj. hat diese Lindenallee nicht zur Kommodität der Bürgerschaft, sondern zu eigenem plaisir verfertigen lassen.«³ Mit seiner Anweisung von 1724 an den Rat machte der sächsische Kurfürst-König Friedrich August I. deutlich, dass es beim Wiederaufbau des 1685 durch einen Brand zerstörten Dorfs Altendresden nicht vorrangig um die Belange der Bürgerschaft ging, sondern um fürstlichen Gestaltungs- und Repräsentationswillen. Die Geometrie des absolutistischen Städtebaus (Wolf Caspar von Klengel, Matthäus Daniel Pöppelmann) diente dazu, die »Neue Königsstadt« effektiv mit der Residenzstadt am linken Flussufer zu verknüpfen – eine der wenigen realisierten Idealstadtplanungen der Zeit. Am Brückenkopf entstand der neue Neustädter Markt, ein raffiniert für das Dreistrahlssystem umgeformter, hochkultivierter Stadtraum mit repräsentativen Fassaden. Der Bereich zu den Uferwiesen bot mit Seitenflügeln, Gartenhäusern und Wäschehöfen weiter einen malerisch-kleinstädtischen Anblick, der mit dem monumental ausgestalteten Altstädter Ufer kontrastierte. Trotz der enormen Urbanisierung Dresdens im 19. Jahrhundert erfuhr der Neustädter Markt bis zu seiner Zerstörung im Februar 1945 keine größeren Veränderungen.

Schon 1946 beschloss die Stadt, beim Wiederaufbau eine Synthese von Alt und Neu unter »Wahrung der barocken Haltung« durch Sicherung des alten Stadt-

2 Sauerländer, Willibald: Erweiterung des Denkmalbegriffs?, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege, 33. Jg., H. 1/2, 1975, S. 117–130, hier S. 129.

3 Döring, Alfred: Die neue Königstadt, Dresden 1920, zit. n. Volk, Waltraud: Dresden. Historische Straßen und Plätze heute, 4. Aufl., Berlin 1984, S. 182.

grundrisses zu schaffen.⁴ Das scheiterte nicht nur am Berliner Planungsdirigismus. Auch in Dresden sehnte man sich »aus den Bombenkellern heraus [...] nach der neuen Stadt.«⁵ Die Ruinen wurden beräumt, 1967-1980 entstand das »Aufbaubereich Innere Neustadt« nach dem Ideal der gegliederten, autogerechten Stadt. Der Neustädter Markt öffnete sich nun mit großer Geste zum Fluss und zur Altstadt hin. In den flügelartig ausgefalteten Platzwänden verbinden sich die Zeitströmungen der internationalen Moderne, mit ihren typischen 60°-Abwinklungen, und die dafür ganz untypische Symmetrie, mit der die barocke Geometrie gewissermaßen in weltstädtischem Format neu interpretiert wurde. In den Sockelzonen fanden Fragmente zerstörter Häuser als Spolien Aufnahme. Fassaden mit plastisch gestalteten Sonder-Betonelementen und von namhaften Künstlern gestaltete Freianlagen demonstrierten den hohen Anspruch des neuen Platzraums als Auftakt der zum Fußgängerboulevard »Straße der Befreiung« umgewandelten Hauptstraße. Die uferparallele Große Meißner Straße wurde zur Verkehrsachse verbreitert, eine barrierefreie Fußgängerunterführung verband den Platz mit dem Brückenkopf.

Abb. 2: Dresden, Neustädter Markt und Innere Neustadt, Luftbild 2010



Mit der Wiedervereinigung erlebte die Dresdner Stadtentwicklung eine neue Dynamik und einen vollständigen, allerdings seit längerem vorbereiteten Wechsel der Leitbilder: von der funktionalistisch-sozialistischen, zuletzt eher planungs-

4 Dresden Aufbauplan von Stadtbaurat Herbert Conert, 1945/46.

5 Lerm, Matthias, zit. n. Kil, Wolfgang: Aufbruch ins Leichte und Lichte. Die Visionen des Sozialismus für Dresden, Dresden Hefte 25, H. 92 (4/2007), S. 64–67, hier S. 65.

technokratischen Stadt zurück zu räumlicher Dichte und Urbanität nach dem Vorbild der »europäischen Stadt«. ⁶ Zum Neustädter Markt hieß es im *Planungsleitbild Innenstadt* (1994): »die Chance für eine auch nur annähernde Wiederherstellung des städtebaulichen Charmes [ist] aufgrund der völligen Umdeutung der Situation nur durch einen Eingriff in die bestehende Bausubstanz gegeben.« Anders ließe sich »die Abriegelung der Inneren Neustadt durch die flügelartigen Bauten der späten 70er Jahre nicht aufheben.« Eine 2001 erlassene Erhaltungssatzung benennt als Ziel erstaunlicherweise »die Wiederherstellung des historischen Straßenbildes, die Rekonstruktion der Sicht- und Straßenachsen« und »die Wiederherstellung der städtebaulichen Maßstäblichkeit«. »Der Plattenwohnungsbau [ist] explizit nicht Schutzgut im Sinne der Erhaltungssatzung.« Zugleich ist von einer »harmonischen städtebaukünstlerischen Einheit [der] heutigen Inneren Neustadt« die Rede. Das war und ist sie mit den kriegsbedingten und den nachfolgenden bewussten Brüchen gerade nicht. Das Ziel der Satzung, die Erhaltung, bezog sich demnach auf einen nur noch als Idee und in der Erinnerung gegenwärtigen Stadtraum. Als Mittel dazu sollte die Wiederherstellung der verlorenen Bauwerke dienen – eine interessante Auslegung des Planungsrechts. In einem informellen Rahmenplan von 2003 setzt sich die stark wertende Unterscheidung zwischen allen Vorkriegsplannungen und denen des Wiederaufbaus fort: »Eine [...] respektierliche städtebauliche Haltung ist beim Aufbau der Inneren Neustadt im Zuge des Wiederaufbaus des ›Neuen Dresdens‹ [...] nicht feststellbar«, wohl aber eine »gravierende Verletzung der städtebaulichen Ordnung und der stadträumlichen Zusammenhänge.«

Bei einer Podiumsdiskussion (2010) mahnten Teilnehmer dann erstmals eine Würdigung der städtebaulichen Lösung der 1970er Jahre und ihres hohen Anteils an Wohnungen an. »Keine vergleichbare Stadt in den alten Bundesländern habe so viele Wohnungen in ihren zentralen Bereichen wie Dresden. Zudem werden die hohe stadtgestalterische Qualität und Freiraumgestaltung von Hauptstraße und Neustädter Markt hervorgehoben.« ⁷ Einzelne Kunstwerke und Reste älterer Gebäude um den Neustädter Markt sind als Kulturdenkmale geschützt. Das Platzensemble, in dem diese integriert sind, fand jedoch in kaum einem Text der letzten 30 Jahre Erwähnung, erst Recht keine Würdigung. Vielmehr führte die anhaltende Kritik daran dazu, dass seine Wert- und Bedeutungslosigkeit hervorgehoben wird, wie auf der renommierten Webseite *ostmodern – Nachkriegsarchitektur in Dresden*: »Die Neubebauung nach standardisierten Vorgaben stellt kein herausragendes architektonisch oder kunsthistorisch wertvolles Beispiel moderner Baukunst dar.« ⁸ Aus-

6 Zum Begriff vgl. *Die europäische Stadt*, hg. v. Walter Siebel, Frankfurt a.M. 2004.

7 »Weiterbauen in der Inneren Neustadt«, https://www.dresden.de/media/pdf/stadtplanung/stadtplanung/spa_rahmenpl_Podium_Weiterbauen_IN.pdf (01.08.2020).

8 https://www.ostmodern.org/code/Objekte/ensembles/hauptstrasse/FS_hauptstrasse.htm (01.08.2020).

nahmen von der über Jahrzehnte nahezu einhelligen Ablehnung durch die Fachwelt bildeten die Stimmen von Thomas Topfstedt, der den Neustädter Markt mit der Hauptstraße »zu den wenigen gelungenen Beispielen innerstädtischen Bauens während der 1970er Jahre in der DDR«⁹ zählte, und die Würdigung der Freianlagen durch die Gartenhistorikerin Erika Schmidt.¹⁰

Eine flüchtige Betrachtung des Bestands von seiner Entstehungsgeschichte her ergibt:¹¹ Der Neustädter Markt ist städtebaulich ein zentraler Baustein der mit großem Aufwand errichteten Hauptachse vom Bahnhof zum Albertplatz, er ist Auftakt einer der größten in der DDR errichteten Fußgängerzonen und bildet einen für diese Zeit singulären Stadtraum aus. Die Planung folgte den zeittypischen Prioritäten und Erfordernissen: Industrieller Wohnungsbau, repräsentative Gestaltung der Freiflächen im Sinne eines innerstädtischen Wohngebiets um einen zentral bedeutenden Stadtraum, Abkehr vom kleinteilig-bürgerlichen Stadtgefüge, aber Anlehnung an die zentralperspektivische Anlage der barocken Königsstadt, Integration historischer Reste und Anschluss an die erhaltenen Bauten im Norden. Mit der Geste der geöffneten Arme, die die achsiale Weitung der Hauptstraße aufgreift und auf das Format des Großtafelbaus überträgt, stellt der Neustädter Markt vermutlich das einzige Ensemble des funktionalistischen Städtebaus dar, bei dem die zur Raumbildung abgewinkelten Wohnzeilen (ein international beliebtes Motiv der Zeit) symmetrisch wie ein Stadttor angeordnet sind.¹²

Eine Beurteilung des aktuellen Bestands ist erschwert durch drei Umstände: Das Ensemble ist – wie auch die barocke Planstadt – städtebaulich Fragment geblieben. Der Raumabschluss zur Elbe hin, mit großmaßstäblichen, aber auf Höhendominanten verzichtenden »Gesellschaftsbauten« geplant, blieb weitgehend unausgeführt. (Die inzwischen baumbestandenen Kriegsbrachen am Königsufer sind als Parkplatz genutzt.) Der eklatante Mangel an Unterhalt und Pflege sowie Verunstaltungen durch technische und kommerzielle Einbauten lassen die einstigen Qualitäten des Platzes nur noch schwer erkennen. Schließlich verdunkelt eine fortdauernde oder nachträglich zugespitzte ideologisierende Deutung die praktische Realität. So wird das Ensemble, berechnete Kritik aus der Erbauungszeit

9 Topfstedt, Thomas: Gutachten zu S. Halfter: Die Planungen für die innere Neustadt nach 1945 und die Gestaltung der Straße der Befreiung 1974–1989 in Dresden, Mag.-Arbeit Univ. Leipzig, 2010.

10 Schmidt, Erika: Anpassung, Metamorphose, Verschwinden. Bedeutungswandel, -zuwachs oder -verlust infolge von Umwidmung bei Gartendenkmalen, in: Konversionen. Denkmal – Werte – Wandel. Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Hamburg 28, Hamburg 2014, S. 146–149.

11 Materialien dazu sind unter anderem die Arbeit von S. Halfter (Planungen für die innere Neustadt), die erwähnte Bewertung der Freianlagen (Schmidt, Anpassung, Metamorphose) sowie das im Auftrag der Stadt erstellte Gutachten von Thomas Will und Boris Harbaum: Königsufer Dresden. Rahmenbedingungen für eine Bebauung zwischen Hotel Bellevue und Finanzministerium, Dresden 2018. Hieraus sind die hier angeführten Zitate entnommen.

12 Näheres hierzu in Will und Harbaum, Königsufer, S. 58f.

verabsolutierend, als gezielte politische Maßnahme zur Auslöschung der Bürgerstadt und Ersatz durch ein autoritäres sozialistisches Stadtmodell dargestellt. Am Ergebnis lässt sich das nicht verifizieren. Die vergleichsweise kleinteiligen und niedrigen Plattenbauzeilen, mit ihrer technisch-industriellen Rasterstruktur, an den Fassaden plastisch gestaltet, finden Parallelen in westeuropäischen Ländern, ebenso die gegen den Widerstand von Denkmalpflegern durchgeführten Abrisse der Kriegsruinen.

Abb. 3: Dresden, Neustädter Markt, Stadtgrundriss 1758 – 1911 – 1989



Die Debatte kreist also nicht so sehr um den architektonischen Befund oder den sozialen Gebrauch des Platzes. Es geht um die Lesart zweier sich hier überlagernder, teils aber entgegensehender »absolutistischer« Planstadtfragmente. Die königliche Idealstadt, die in der Realität sehr wohl auch dem *Plaisir* und der *Commodité* der (sich zunächst dagegen sträubenden) Bürger diente, wurde beim Wiederaufbau nach dem Gestaltungs- und Repräsentationswillen im Sinne des sozialistischen Städtebaus zum Vorzeigeort der »Stadt der Werktätigen« umgeformt. Unter den damaligen Prioritäten und Möglichkeiten gelang diese Transformation nur unvollkommen. Es kam zu drastischen Bruchstellen zwischen Alt und Neu, ei-

ner Isolierung des restlichen Barockquartiers und es zeigen sich typische Schwachstellen des funktionalistischen Städtebaus (zum Beispiel Wohnerschließung nicht vom Platz, sondern von der rückseitigen Fahrstraße aus).

Während einige Wohnbauten am Markt und an der »Straße der Befreiung«, die nun wieder Hauptstraße heißt, saniert und modernisiert wurden und Pläne für große Kulturbauten am Königsufer entstanden, mehrten sich die Überlegungen für eine Neubebauung der in städtischem Eigentum befindlichen Platzfläche, um eine Wiederannäherung an den kleineren barocken Platzraum zu erreichen. Dass dies nicht nur die gesamte Freianlage, sondern auch das darauf bezogene Bauensemble in Mitleidenschaft ziehen und letztlich zur Disposition stellen würde, war einigen vielleicht nicht bewusst oder wichtig. Anderen sehr wohl, die genau darin den Zweck solcher Projekte sahen: nämlich einen ersten Schritt hin zur Beseitigung der Nachkriegsbauten.

Abb. 4: Dresden, Neustädter Markt, Alltagsnutzung im Sommer 2019



Als Meinungsführer agiert hier die seit den 1990er Jahren aktive Gesellschaft Historischer Neumarkt Dresden e.V. (GHND), die sich mit der absehbaren Fertigstellung des Neumarkts dem Neustädter Markt zugewendet hat. Der durch Sponsoren gut ausgestattete und bauhistorisch fachkundige Bürgerverein trat und tritt seit jeher laut und fordernd auf, im Stil einer kleinen, aber medienwirksam agierenden Lobbygruppe. Häufige, teils aggressive und ehrenrührige Angriffe auf Politik und Verwaltung haben ihm das Image unerschrockener »Neumarktwächter«

(ein Begriff der Lokalpresse) eingetragen. Mit dem Tenor, im Namen »der Dresdner« zu sprechen, findet der Verein viel Aufmerksamkeit und hat als erfolgreicher Akteur aus der Zivilgesellschaft weite, auch internationale Anerkennung gefunden. »Träger öffentlicher Belange« im planungsrechtlichen Sinn ist die Gruppe nicht, auch wenn sie sich erfolgreich so darstellt und entsprechendes Gehör in der Presse erhält.

Für den Neustädter Markt propagiert der Verein eine Wiederannäherung an den im Krieg und beim Wiederaufbau zerstörten Stadtraum. Ziel ist die Rekonstruktion der wichtigsten Barockgebäude, allen voran des Neustädter Rathauses, nach dem Muster des seit 2005 in der Altstadt wieder errichteten Neumarktgebiets. Trotz der Ähnlichkeit der Namen und mancher stadträumlichen und architektonischen Aspekte trägt der Vergleich nicht. Am Neumarkt war um die Frauenkirche auf einem vollständig freien Terrain mit unverändert erhaltenem Stadtgrundriss ein neues Quartier zu errichten; äußerlich rekonstruierte Häuser dienten, wie seit den 1980er Jahren von Denkmalpflegern konzipiert, als Leitbauten für Maß und Gliederung der neuen Bebauung. Am Neustädter Markt ist das Wohnquartier vorhanden. Jede Wiederherstellung früherer Zustände hieße, das bestehende Ensemble aufzugeben. Und darauf zielen die Vorschläge auch: auf den radikalen Austausch der sperrigen und problematischen Hinterlassenschaften der DDR-Moderne zugunsten einer künstlerisch präferierten Architektur, von der man sich eine bessere Stadt verspricht. (Damit stehen die Vorschläge in Beziehung zu den zerstörerischen Avantgarde-Projekten der 1920er Jahre). Rekonstruktion ist hier mehr als eine altgediente Kulturtechnik (die sie auch ist), sie dient einer traditionalistischen Utopie, für die das Abbild eines historischen Stadtgefüges errichtet wird. Das kann, wie das Beispiel Neumarkt zeigt, in mancher Hinsicht auch gelingen. Problematischer als die Gefahr einer möglichen Attrappenwirkung erscheint etwas Anderes: die weitere, gezielt betriebene Polarisierung der Stadt in eine repräsentativ inszenierte und touristisch verwertete »Altstadt« und »minderwertige« jüngere Bereiche.

Auf der Suche nach einem Kompromiss ließ die Stadt die *Rahmenplanung Innere Neustadt* fortschreiben, die sich nun weniger an den unbekümmerten Großplanungen der Nachwendejahre orientierte und das Ziel einer Annäherung an die verlorenen barocken Raumqualitäten sorgfältiger gegen die Berücksichtigung des Bestands abwog. Als der Entwurf (2015) noch vor einer öffentlichen Präsentation lautstarken Alarm der »Neumarktwächter« auslöste, stieg der Handlungsbedarf, zumal Grundeigentümer ihr Baurecht geltend machen konnten. Das Stadtplanungsamt bündelte die offenen Fragen und widerstreitenden Positionen in einem vielbeachteten, aufwendigen Wettbewerbsverfahren. Der Städtebauliche und freiraumplanerische Ideenwettbewerb Königsufer-Neustädter Markt wurde 2017-19 mit einer

ungewöhnlich umfassenden und erfolgreichen Bürgerbeteiligung durchgeführt.¹³ Das kam gut an, es trug zur Klärung von Positionen bei und machte den Planungsprozess transparenter, auch wenn am Rande ein Hang zum Populismus sichtbar wurde.¹⁴

Die siegreichen Wettbewerbsprojekte sahen eine Bebauung der Platzflächen vor, was nicht ausgeschlossen, aber auch nicht gefordert war. Zu prüfen war, ob ein räumliches Gefüge aus verkleinerter Platzfläche, Bauten und Gassen entstehen könne, das dem Zustand vor 1945 ähnelt. Zu den Ergebnissen meldeten sich Bürger und Gruppen mit konträren Ansichten, Interessen und Aktionsformen zu Wort. Die Gesellschaft Historischer Neumarkt Dresden e. V. (GHND) meinte in einer Pressemitteilung, die Stadt sei zur zügigen Umsetzung verpflichtet und stellte fest: »Dass der Platz eine Bebauung erhalten soll, ist seit den letzten drei Jahrzehnten durch zahlreiche vorangegangene Wettbewerbe zum Neustädter Markt unbestritten.« Es war allerdings, weil dies sehr wohl eine offene Frage war, ein Ideenwettbewerb ohne Realisierungsabsicht, der dem Stadtrat volle Wahlfreiheit lassen sollte.

Anders als bei dem unbewohnten Neumarktgebiet fanden sich am Neustädter Markt Anwohner und fachlich Betroffene zusammen, die vom Bestand her argumentierten und ihre Wertschätzung für das Ensemble der 1970er Jahre durch Eingaben an verantwortliche Stellen und spielerische Aktionen aktiv thematisierten. Anlässlich der Zwischenpräsentation des Wettbewerbs hatten sie sich als Initiative »Neustädter Freiheit« formiert. Die Ergebnisse nahm die Gruppe zum Anlass für öffentliche Ortstermine (»Barock und Ostmoderne – eine spannende Mischung«), Kunstaktionen und einen mit dem Stadtmuseum veranstalteten Spaziergang zu »Moderne und Tradition am Königsufer«. Beim Landeskonservator regte sie an, die Denkmalswürdigkeit der Gesamtanlage zu prüfen und an den Stadtrat richtete sie die Forderung, »den Platz als kommunales Eigentum in Gänze als Erholungsort,

13 www.dresden.de/koenigsufer (01.08.2020).

14 Im Wettbewerb konnten, wie es offiziell hieß, »erstmal Bürger in der Jury mitwirken«. Die Formulierung suggerierte, die vom Stadtrat bestimmten Preisrichter seien keine Bürger, sondern Repräsentanten einer Art Obrigkeit. Die gibt es nicht, die Bürger sind mit ihren gewählten Vertretern, den Stadträten, und von diesen berufenen Fachleuten dabei. Die besondere Legitimation oder Kompetenz hinzugeloster weiterer »Bürger« blieb unklar; betroffene Anwohner waren es nicht. Erhellend war das Argument eines Stadtrats (Die Linke), in der DDR habe die Obrigkeit behauptet, sie agiere im Interesse der Bürger, was damals nicht stimmte und auch heute nicht stimme – deshalb brauche es direkte Bürgervertreter. Man kennt die Diskreditierung der repräsentativen Demokratie von den politischen Rändern her (ein altes NPD-Anliegen). Das war natürlich vom progressiven Dresdner Stadtrat nicht gewollt. Ihm ging es um eine symbolische Geste, die, auf Kosten des Vertrauens in parlamentarische Prinzipien, auch ihr Ziel erreichte: Popularität bei einer Öffentlichkeit, die ihren gewählten Vertretern nicht über den Weg traut.

Spazierweg, Ort für spontane Nutzungen und wechselnde Veranstaltungen unterschiedlicher Gruppen der Stadtgesellschaft verfügbar zu halten.«¹⁵ Darüber wurde in der Presse nicht berichtet, ausführlich jedoch über den Wunsch der GHND, auf dem Neustädter Markt einen Informationspavillon des Vereins in Form der Turmhaube des ehemaligen Neustädter Rathauses zu errichten.¹⁶

Abb. 5: Dresden, Neustädter Markt, Aktion ›Fata Morgana‹ der ›Neustädter Freiheit, 13. April 2019



»Für einige Momente erscheint auf dem Platz, der den Goldenen Reiter umgibt, das Gespenst einer Bebauung« (Einladungstext). Flatterband und Ballons markieren die vorgeschlagene Überbauung des Platzes.

Im Juli 2020 einigte sich der Stadtrat über die Konsequenzen, die aus dem Ergebnis des Wettbewerbs gezogen werden sollen. Die zentrale Festlegung lautet:

»Die Bebauung im nördlichen Abschnitt des Siegerentwurfes [das heißt auf der Platzfläche] wird zurückgestellt, für den Neustädter Markt stattdessen eine freiraumplanerische Qualifizierung in Varianten erarbeitet und öffentlich diskutiert. Dabei sind die Brunnen an ihren Plätzen zu belassen [...]. Angestrebt wird für den Neustädter Markt eine Gestaltung als öffentlicher Freiraum und Veranstaltungsfläche mit hoher Aufenthaltsqualität.«¹⁷

Einigkeit bestand auch, dass der Verkehrszug Große Meißner Straße/Köpckestraße die Innere Neustadt vom Elbufer abschneidet und eine Reduzierung der Verkehrs-

15 Offener Brief an OB und Stadtrat, 8. Juli 2020.

16 Sächsische Zeitung und Dresdner Neueste Nachrichten vom 2. Juli 2020.

17 Dresdner Amtsblatt 30-31/2020 vom 30. Juli 2020, S. 15–16.

flächen wünschenswert ist. Andere Punkte der Beschlussvorlage, wie die (fachlich als unrealistisch und veraltet beurteilte Idee einer Untertunnelung) und der Wunsch nach einem Vereinspavillon auf der Platzfläche, wurden zur Prüfung zurückgestellt.

Dass die Beschlüsse deutlich im Sinne der *Initiative »Neustädter Freiheit«* ausfielen, überrascht nicht. Seit der Wende wurde die Innenstadt in erheblichem Umfang wieder bebaut und verdichtet, was städtebaulich auch eine Erfolgsgeschichte ist. Die radikale Infragestellung der Stadträume der (DDR)-Moderne weicht allmählich einer differenzierteren Bewertung. Sie sind seltener geworden und finden, wo sie nicht vom Verkehr dominiert werden, in ihrer offenen, grünen Gestaltung wieder mehr Zuspruch.

An der öffentlichen Diskussion gestalterischer Varianten werden die unterschiedlichen Sichtweisen und Vertreter weiter intensiv beteiligt sein. Die Gesellschaft Historischer Neumarkt e.V. lädt für Oktober 2020 zu einer Tagung ins Rathaus: *Der Neustädter Markt in Dresden – Geschichte, Gegenwart und Zukunft*. Und die *Initiative »Neustädter Freiheit«* plant für Februar 2021 gemeinsam mit dem Dresdner Geschichtsverein und dem Amt für Kultur und Denkmalschutz die Tagung *Platz für Fußgänger! Der Neustädter Markt in Dresden. Zeittypisch, ortsspezifisch, prominent*. Eine Gelegenheit, ganz nahe dran über das stadträumliche Erbe der Dresdner Neustadt zu diskutieren, bietet sich bereits am Tag des offenen Denkmals im September, wenn die *»Neustädter Freiheit«* zum *Picknick am Brunnen* einlädt.

Erben und Teilen

Die fürstlichen Münchner Plätze sind ein ganz und gar fremdes Erbe, das heute gerade in seiner Unzeitgemäßheit (einige würden sagen: seiner Zeitlosigkeit) unumstritten ist. Das Dresdner Erbe der »Ost-Moderne« ist noch nicht ganz so fremd – deshalb ist es umstritten: Anwohner, Stadtbürger, Politiker, Architektur-enthusiasten – ihre Ansprüche gehen weit auseinander. Wer soll sie wie modernisieren? Städtebau ist eine politische und fachliche Langzeitaufgabe, die zentrale Entscheidungskompetenz und die Berücksichtigung zahlreicher Belange in großer Breite und Weitsicht erfordert. Wenn der freie Markt der Meinungen nicht – wie der neoliberal deregulierte Wirtschaftsmarkt – einseitig und gemeinwohlschädlich dominiert werden soll, ist ein ordnungspolitischer Rahmen nötig. Die austarierte Kräfteverteilung der repräsentativen Demokratie wurde dafür erstritten und immer weiter ausdifferenziert, dass Gruppen, die sich im öffentlichen Diskurs nicht oder wenig Gehör verschaffen können – darunter die zukünftigen Erben – nicht den Kürzeren ziehen – eine Balance, die nie abgeschlossen und immer gefährdet ist. Grandiose (und oft gewaltsam durchgesetzte) Kunstwerke wie die des absolutistischen Städtebaus darf man unter diesen Bedingungen nicht erwarten. Ihre

Lehre ist eine andere: dass große, zu ihrer Zeit meist elitäre Stadtarchitektur eine nachhaltige Wertschöpfung darstellt und ihren Erben breite Teilhabe gewähren kann – anders als Konsum- und Luxusgüter, deren Wert kaum jemals dem Gemeinwohl zugutekommt.

Die Fürsten und absolutistischen Planer, die die monumentalen Räume in München, Dresden und anderswo errichten ließen, dachten an Schönheit, Zweckmäßigkeit und nicht zuletzt an Repräsentation. Woran sie nicht dachten, ist der Gebrauch, den diese Orte uns heute erlauben, den Nachgeborenen, die nicht in der Lage wären, sie selbst zu schaffen. Wie fast alles in der Stadt, ja auf der Welt, ist das Erbe nicht unser Werk. Jede Generation kann es »zu eigenem plaisir« in Gebrauch nehmen, bearbeiten, pfleglich behandeln oder aussondern. Nachdem das 20. Jahrhundert sich daran abarbeitete, die aus fremden Zeiten und Ordnungen vorgefundenen, von uns übernommenen Bauwerke und ihre Botschaften zu dezimieren, zu decodieren und delegitimieren, dekontextualisieren und dekonstruieren, liegt die Herausforderung heute eher darin, mit den Resten konstruktiv umzugehen.¹⁸ Eine Re-Konstruktion ist damit nicht gemeint, sie könnte auch nicht gelingen. Es werden andererseits die Ressourcen ausgehen, um weiter von der Konstruktion neuer Welten zu träumen. Was bleibt, ist ein kontinuierliches Umdeuten und Umformen der Erbstücke, mehr im ursprünglichen Sinn einer Bricolage als einer wissenschaftlich-technischen Großbaustelle. Noch sieht es nicht danach aus, doch der Streit um die ausgehenden Vorräte an Raum und Material wird auch die historischen Relikte erfassen, nicht nur im erbepolitischen Sinne. Statt an dem von der Kulturgeschichte gedeckten Tisch mit kulinarischer Distinktion die Kuchen auswählen, genießen oder zurückweisen zu können, wird es ein ständiges Umarrangieren, Neuaufteilen und Zank um die Stücke, ein Herunterfallen und sogar ein Aufheben der Krumen geben. Vielleicht auch ein solidarisches, freundlich-genügsames Teilen. Dazu beizutragen, könnte eine der vorrangigen Aufgaben einer Denkmalpflege sein, die, informiert durch eine Wissenschaft des Erbens, der Praxis des Bewahrens und Teilens zugetan bleibt.

Bildnachweis

1 Thomas Will; 2 Stadtplanungsamt Dresden; 3 Anna Jessen/TU Dresden; 4, 5 Marco Dziallas

18 Ein treffendes Beispiel liefert der Fall Palermo, vgl. Vinken, Gerhard: Palermo oder Überleben als Erinnern, in: Kultur – Erbe – Ethik. »Heritage« im Wandel gesellschaftlicher Orientierungen, hg. v. Reinhard Kren und Monika Leisch-Kiesl, Bielefeld 2020, S. 349–361.

New York Murals. Aneignung und Inszenierung von Stadträumen

Svenja Hönig

The challenges facing conservation in an increasingly globalized world – where cultural heritage must be negotiated in relation to pressing issues of postcolonialism and transnationality as well as constant shifts in the dominant disciplinary focus – are ones that Gerhard Vinken has addressed in many of his writings. In attending to the heritage concept, he has long pressed for the development of a new perspective which analyzes the culturalization of the past as a phenomenon of negotiation and appropriation, and which can also encompass that which is ephemeral and lies beyond institutional frameworks. At the same time, a perspective of this kind increases awareness of, and demands commitment to, the responsibility that comes with the officially legitimized and therefore discourse-shaping authority of heritage institutions such as state conservation agencies. The essay asks how the appropriation of the city and its built manifestations might function if the specific focus on heritage – and more precisely on authorized forms of heritage – is abandoned. What is it exactly that emerges through the appropriation and staging of urban spaces using other means, such as murals? There is no better setting for an examination of this question than New York City.

Walking New York City

»Das wahre revolutionäre Medium [...] waren die Wände mit ihren Parolen, die Siebdrucke oder handgemalten Plakate, die Straße, in der das Wort ergriffen und ausgetauscht wurde [...]. In diesem Sinne ist die Straße die alternative und subversive Form aller Massenmedien, denn anders als jene ist sie nicht objektiverer Träger von Botschaften ohne Antwort, nicht auf Distanz wirkendes Übertragungsnetz, sondern Freiraum des symbolischen Austauschs der ephemeren und sterblichen Rede, einer Rede, die sich nicht auf der platonischen Bildfläche der Medi-

en reflektiert. Wird sie institutionalisiert durch Reproduktion und zum Spektakel durch die Medien, muß sie krepieren.«¹

Wer sich touristisch dem Kulturerbe einer Stadt nähern will, greift gerne auf geführte Stadttouren zurück. In den letzten Jahren erfreuen sich – weltweit – so genannte Free Walking Tours großer Beliebtheit. Man erfährt Faktisches und Anekdotisches zum lokalen Kulturerbe, verbunden mit einem Stadtspaziergang, der in der Regel als Referenzpunkte historische und bedeutende Gebäude beinhaltet. Neben solchen klassischen Touren gibt es Führungen mit speziellen inhaltlichen Schwerpunkten: so zum Beispiel auch Graffiti- oder Street-Art-Touren, die als Zielgruppe vornehmliche ein ›junges‹ Publikum adressieren, das sich für das Subkulturelle, Alternative, Kurzweilige und Gegenwärtige in Städten wie Berlin, Paris oder New York interessiert.² So steht diese touristische Annäherung an die Stadt als zumindest ›gefühlter‹ Punk den konformistischen, kanonischen Erzählungen von Stadtgeschichte und -identität gegenüber.

Auch ohne die Teilnahme an einer solchen Tour und ohne die Street Art der Stadt als Ziel der Stadterkundung in New York verfolgt zu haben, stieß ich nahezu unumgänglich auf die großflächig bemalten Oberflächen, die Magnetpunkte des touristischen Blicks zu sein scheinen. Spaziert man etwa ausgehend vom neu errichteten und viel diskutierten Areal der Hudson Yards über den High-Line-Park Richtung Süden, kann man sich den Murals als Eyecatchern, die den Blick in die Stadt hineinführen, kaum entziehen – und das nicht nur, weil man sie als Hauptfokus der Stadtaufnahmen auf den Kamerabildschirmen der Touristen ausmachen kann. Neben der charakteristischen Großflächigkeit und Polychromie der Mauerbilder ist es zudem ihre offenkundige Inszenierung im Stadtraum, welche bewusst Sichtachsen bedient und produziert, die Aufmerksamkeit erzeugt (Abb. 1 und 2). Gleichermäßen scheint das bereits angesprochene Subkulturhafte einen besonderen Reiz auszumachen, der interessanterweise sowohl für die Eigenidentifikation der Bewohnerinnen als auch für die ›Außen‹-Identifikation der Besucher wirksam zu sein scheint und eine eigenartige Einstimmigkeit zu einem positiv besetzten Bild der Stadt hervorruft. Die Mechanismen dahinter lassen sich sowohl anhand der Kontextualisierung des Murals innerhalb der Street Art als auch in der beispielhaften Beschreibung dieser Oberflächengestaltung finden.

1 Baudrillard, Jean/Metzger, Hans-Joachim: *Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen*, Berlin 1978, S. 100–101.

2 Young, Alison: *Street Art, Public City. Law, Crime and the Urban Imagination*, Hoboken 2013, S. 160.

Abb. 1: Mural Mother Teresa and Gandhi, 2018, Blick vom High Line Park, Chelsea, New York City



Der flüchtige Geist der Stadt

Graffiti entstand in den Metropolen der USA, namentlich New York City, Philadelphia und Chicago, wobei Erstere die Idee der Graffiti und ihrer Styles wie keine andere Stadt repräsentiert.³ Als »American Graffiti Writing« entstand diese Kultur in den jugendlichen Milieus der New Yorker Ghettos der späten 1960er Jahre und drückte sich zunächst im Bekritzeln von Wänden mit Namenskürzeln und Gangnamen (Tagging) und damit als Selbstbehauptung und -repräsentation im öffentlichen Raum aus, in einer Welt, die diese Milieus ausgrenzte. Die Praxis breitete sich bald nicht nur über die Oberflächen der gebauten Stadt, sondern auch über die Metrozüge der New Yorker Untergrunds aus.⁴

Graffiti, Urban Calligraphy, Urban Art, Street Art sind nur einige Bezeichnungen für Kulturpraktiken dieser Art im öffentlichen Raum.⁵ Gebunden sind sie alle an die gebaute Umwelt, da sie Wände, Gebäude und andere immobile Objekte im öffentlichen Raum, genauer deren Oberflächen, als Träger benötigen. Die Formen

3 Young, *Street Art*, S. 62.

4 Lorenz, Annika: »Verboten ist verboten!« Kunsthistorische Perspektiven auf Street Art, in: *Street Art. Legenden zur Straße*, hg. v. Katrin Klitzke und Christian Schmidt, Berlin 2009, S. 34–51, hier S. 41.

5 Lorenz, »Verboten ist verboten!«, S. 34.

Abb. 2: Mural Mount Rushmore of Art, 2018, Ausschnitt mit Andy Warhol und Frida Kahlo, Blick vom High Line Park, Chelsea, New York City



der Straßenkunst sind nicht trennscharf, auch wenn Street Art eine Erweiterung des reinen Graffiti *Writings* bedeutet und weitere Praktiken wie das Plakatieren oder Schablonieren umfasst; sie beziehen sich aufeinander, bedingen und überlagern sich:

»Caught up in the dynamics of the contemporary city, graffiti and street art unfold as a series of dialectical tensions, crisscrossing between legality and illegality, visibility and invisibility, art and action, ephemerality and elongation. In the street,

the dynamics of the contemporary city are encoded in the dialectics of its art; to read one is to read the other.«⁶

Die spontane Ausführung der Graffiti sowie die Gefahr, dass sie jederzeit überschrieben oder entfernt werden können, sind wichtige Elemente ihrer Konstituierung. So ist das Flüchtige und Ephemere wichtiges Charakteristikum von Straßenkunst. Diese Flüchtigkeit subkulturellen Graffitis ist gebunden an die veränderliche Struktur der urbanen Umwelt und die Lebenszyklen der Stadt. Daher ist die konstante Unbeständigkeit des Bildes eine der wichtigsten Traditionen der Graffiti-Subkultur.⁷ Als »Phänomen des Moments«⁸ entzieht sie sich der Versteigerung und Konservierung. Auch Gerhard Vinken konstatiert, dass solche ephemeren Formen neben »klassische[n] Formaten von Heritage-Politics und Denkmalpflege«⁹ bestehen. Graffiti ist ein genuiner Ausdruck der Gegenwart und beschäftigt sich immer mit zeitgenössischen Themen, die von ihrer Leser- bzw. Anhängerschaft verstanden werden.¹⁰ Damit begründet sich die Authentizität dieser Praxis gerade in ihrer Vergänglichkeit, im Kontext des Gegenwärtigen. Sie steht damit anderen Authentizitätsbehauptungen wie etwa der Denkmalpflege, die auf Echtheit und Ursprünglichkeit oder Kontinuität rekurrieren,¹¹ gegenüber. Dennoch wird über diese (Sub-)Kulturpraxis als formales Erbe nachgedacht.¹² Interessant ist hierbei, dass Graffiti, als potentiell alternatives Heritage verstanden, gegenüber den meis-

-
- 6 Ferrell, Jeff: Graffiti, street art and the dialectics of the city, in: *Graffiti and street art. Reading, writing and representing the city*, hg. v. Konstantinos Avramidis und Myto Tsilimpounidi, Abingdon/Oxon/New York 2017, S. 27–38, hier S. 27.
 - 7 Merrill, Samuel: Keeping it real? Subcultural graffiti, street art, heritage and authenticity, in: *International Journal of Heritage Studies*, 21 Jg., 2015, S. 369–389, hier S. 372.
 - 8 Derwanz, Heike: Ephemeral. Mein Liebesbrief an die Vergänglichkeit, in: Klitzke und Schmidt, *Street Art*, S. 54–57, hier S. 57.
 - 9 Vinken, Gerhard: Palermo oder Überleben als Erinnern, in: *Kultur – Erbe – Ethik. »Heritage« im Wandel gesellschaftlicher Orientierungen*, Festschrift für Wilfried Lipp, hg. v. Reinhard Kren und Monika Leisch-Kiesl, Bielefeld 2020, S. 349–361, hier S. 360.
 - 10 Lüken, Heike: Street Art und der etablierte Kunstbetrieb. Szenen einer Entwicklung, in: Klitzke und Schmidt, *Street Art*, S. 58–65, hier S. 63.
 - 11 Mager, Tino: Schillernde Unschärfe. Der Begriff der Authentizität im architektonischen Erbe, Berlin/Boston 2016, S. 230–231.
 - 12 Hierzu gibt es bereits einige wenige Untersuchungen aus den Heritage Studies, auch innerhalb der Denkmalpflege wurde unter anderem die »Illegalität« als Denkmalwert andiskutiert. (Vgl. u.a. Merrill, *Keeping it real?*; Beyer, Dennis: *Der Denkmalwert von Illegalität. Streetart als visuelle Erinnerungskultur*, Diplomarbeit, Berlin 2012.) Es überwiegen allerdings negative Einschätzungen von Graffiti als Vandalismus und einer konflikthaften Beziehung zwischen den auf Gesetzesgrundlage arbeitenden Organen der Stadtplanung oder Denkmalpflege und der illegalen Kunstform, die sich über Besitzverhältnisse und Wertzuschreibungen »von oben« hinwegsetzt. (Vgl. u.a. NOFITTI 2005. *Erster Internationaler Anti-Graffiti-Kongress Berlin*, hg. v. Karl Hennig, Berlin 2006.)

ten Erbe-Narrativen gewissermaßen nicht durch ihren Verlust gefährdet wären, da die Möglichkeit des Verlusts Teil der Authentizität dieser Objekte ist.¹³

Als *side fact* erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass verblasste Graffiti-Spuren, entweder unerfolgreich entfernt oder einfach verwittert, in der Szene als *ghosts* bezeichnet werden.¹⁴ Im Palimpsest der Sprühfarben überlagert die Street Art ihre eigene Geschichte: sie wird sichtbar durch ihre Unsichtbarkeit. Sie ist Geist oder Gespenst¹⁵ der zeitgenössischen Stadt.¹⁶

Doch auch ein Geist braucht einen Raum, so sind Graffiti von ihrem Verbleib im Straßenraum abhängig: als herausoperiertes Stück Mauer zum Verkauf angeboten, wie bei einem BANKSY-Kunstwerk in London der Fall, verlieren sie ihre Gültigkeit.¹⁷ Trotzdem Graffiti eine Praxis ist, die per definitionem der Erhaltung generell widerspricht, gibt es einige seltene Versuche, sie zu konservieren. So werden in Europa einige Pieces geschützt: zum Beispiel steht die Arbeit von Klaus Paier *Lovers in Aachen* unter Denkmalschutz und ein BANKSY-Kunstwerk in London sollte hinter Plexiglas verewigt werden. Am bekanntesten sind aber wohl die Überreste der Berliner Mauer, bei denen der Erhalt der Graffiti wichtiges Element ihres Schutzes ist.¹⁸ Alice Nogueira Alves arbeitet heraus, dass es hier einen interessanten Unterschied im Umgang zwischen Nordamerika und Europa gibt. Den vereinzelt Schutzmaßnahmen der aufgeführten europäischen Beispiele stehe in Amerika eher raumbezogenes Denken entgegen, so wurde z. B. in Downtown-Manhattan ein Bezirk für Street Art freigegeben. Für Europa gelte eher eine »classification of isolated elements«, wohingegen der »sense of community« charakteristisch für den amerikanischen Kontinent sei, sodass dort Dinge, die eine Gemeinschaft als Ganze zu definieren scheinen, geeigneter für eine Bewertung seien.¹⁹

Dass sich US-amerikanische Schutzgedanken »ganzheitlicher« auf Nachbarschaften und den Einbezug diverser Communities stützen, wird auch am Beispiel der Schutzzonen der »historic districts« in New York deutlich, die als Zonierungs-Tool in die Städteplanung integriert sind und damit vor allem durch die Einbindung verschiedenster Akteursgruppen – zumindest potentiell – integra-

13 Merrill, *Keeping it real?*, S. 376.

14 Kindynis, Theo: *Excavating ghosts. Urban exploration as graffiti archaeology*, in: *Crime Media Culture*, 2017, S. 1–21, hier S. 3.

15 Zu Erbe als Gespenst, das sich unserer Kontrolle gewissermaßen entzieht, vgl. den Beitrag von Sophie Stackmann in diesem Band.

16 Ferrell, *Graffiti, street art and the dialectics of the city*, S. 33.

17 Lüken, *Street Art und der etablierte Kunstbetrieb*, S. 65.

18 Lorenz, »Verbieten ist verboten!«, S. 34.

19 Nogueira Alves, Alice: *Emerging issues of Street Art valuation as Cultural Heritage*, in: *Lisbon Street Art & Urban Creativity, 2014 International Conference*, hg. v. Daniela Simões und Pedro S. Neves, Lissabon 2014, S. 21–27, hier S. 23.

tiver erscheinen als etwa die deutsche Tradition des Ensembleschutzes, obgleich hier wie dort Homogenisierung und Gentrifizierung als Ziele angelegt sind.²⁰

Abseits von Schutzgedanken jedenfalls lassen sich Graffiti in New York City im Sinne der raumbezogenen kulturellen Praxis mit engem Bezug zu den »neighborhoods« und Milieus als sehr amerikanischen Phänomen begreifen, über das auch Identität konstruiert wird. Denn Stadtkultur ist Ergebnis kommunikativen Handelns und Stadtidentität etwas, das über die Zeit entwickelt wird, indem »typische Themen« und »charakteristische Topoi«²¹ regelmäßig wiederkehren. Graffiti können an diese Definition anbinden. Sie sind sowohl Praktiken der Kommunikation über das Medium Straße als auch als Praxis selbst ein typisches Thema der Stadt und verarbeiten in ihren Inhalten wiederkehrende zeitgenössische Topoi. Dass Graffiti selbst typisches Thema von »Stadt« sind und darüber hinaus sogar als Inbegriff des Städtischen gelten können, zeigt sich in der Forschungsliteratur:

»But above all it is a matter of the city; it is the urban character of street art and graffiti that guarantees their continued complexity and contradiction. Graffiti and street art are deeply urban phenomena, certainly the most visible forms of global urban culture and urban cultural transgression.«²²

Graffiti sind urban im Sinne einer großbaulichen Umgebung, deren Nutzung und Aneignung, urban im Sinne sozialräumlicher Strukturen und ihrer Ausprägungen, Milieus und Communities. In ihrer Raumbezogenheit, Flüchtigkeit und Spontaneität beschreibt Graffiti einen Geist der Stadt oder, atmosphärisch gesprochen, einen »sense of place«.²³

Ein Quäntchen Punk – Alteritätsbehauptung als Identität?

Die identitätsstiftende Wirkung von Graffiti als »das« Städtische wurde angeführt. Darüber hinaus lassen sich bei städtischen Identitätsbehauptungen über Graffiti weitere Mechanismen und Narrationen differenzieren. Ein besonderer Aspekt dieser Identität ist die Illegalität der Handlung:

»It's not »street art« if it isn't illegal. It is just art in the street. Street art is exciting because it is an attack on property, an attack on boredom and a reflection of the

20 Vinken, Gerhard: Vorbild Amerika? »Historic Districts« und städtebauliche Denkmalpflege in den USA, in: Forum Stadt, Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung, 44. Jg., 2017, S. 251–270, hier S. 268–269.

21 Löw, Martina: Soziologie der Städte, Frankfurt a.M. 2008, S. 90.

22 Ferrell, Graffiti, street art and the dialectics of the city, S. 27.

23 Siehe hierzu unter anderem das Konzept von »storyscapes« und »story sites«, vgl. Kaufman, Ned: Place, Race, and Story. Essays on the past and future of historic preservation, New York 2009, S. 42–43.

territorial power struggles hidden in plain view in the urban environment. This is why it may be nice to have legal walls and suchlike but it is always necessary to come back to street.«²⁴

Die Illegalität ist konstitutives Element von Graffiti, weshalb sich die Debatte, ob es sich um Kunst oder Vandalismus handelt, als roter Faden durch die Forschungslandschaft zieht.²⁵ Viel interessanter als die Beantwortung dieser Frage ist jedoch das Bild, das durch diese Definition transportiert wird, sowohl in der Selbst- als auch in der Fremdwahrnehmung der Akteure: Untrennbar gekoppelt ist diese Definition an die Vorstellung, dass es sich bei Graffiti und Street Art um subversive, alternative und ephemere Aneignungen von städtischen Räumen handle. So wird die Straße nicht nur zum Medium, Vermittelnden, sondern auch zu einer Selbstbehauptung, die mit der Vorstellung des Outlaws verbunden ist und so Hip-Hop- oder Punk-Kultur assoziiert.

Um nun die spezifische Wirkmacht zeitgenössischer urbaner Murals zu verstehen, muss der Blick auf ihre Stellung innerhalb der Street Art, bzw. der Graffiti gelenkt werden. Murals nehmen als Graffiti oder Street Art verstanden eine spannende Sonderrolle ein im »Massenmedium Straße«²⁶. Einerseits beziehen sie ihre Gültigkeit aus einer langen (kunst-)historischen Tradition, so gilt die Wand als älteste Massenmedium der Menschheitsgeschichte.²⁷ Die Wandmalerei hat darüber hinaus spätestens seit der Antike eine politische Dimension, so stehen insbesondere die Wandmalereien des 20. Jahrhunderts gleichsam für die Repräsentation staatlicher Macht oder ihrer kritischen Oppositionsbewegungen.²⁸

Das Mural stellt aber auch eine Sonderform des Graffitos (hier verstanden im Sinne der urbanen Straßenkunst) dar, die sich durch Maßstab, Flächigkeit und besonders inszenierte Interaktion mit dem Stadtraum abhebt und auszeichnet.²⁹ Eine weitere Besonderheit ist, dass Murals allein aufgrund ihrer Größe und dem künstlerischen Aufwand oft keine spontane Praxis mehr sind oder sein können, sie dadurch oft legal angebracht werden, also Genehmigungen im Vorhinein eingeholt werden.³⁰

An der Ecke Houston Street, Hudson Street im West Village befindet sich an einer Hausrückwand ein monumentales Mural, das die komplette Oberfläche der Mauer bedeckt (Abb. 3). Das Werk mit dem Namen *Ellis Island* entstand 2018 im

24 Shove, Gary/Banksy/Potter, Patrick: Banksy. You are an acceptable level of threat and if you were not, you would know about it, Darlington 2014, ohne Seitenangaben.

25 Merrill, Samuel: Graffiti at Heritage Places. Vandalism as Cultural Significance or Conservation Sacrilege?, in: Time and Mind, 4. Jg., 2011, S. 59–75.

26 Baudrillard, Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen, S. 100.

27 Lorenz, »Verbieten ist verboten!«, S. 34.

28 Ebd.

29 Merrill, Keeping it real?, S. 371.

30 Verelst, Patrick: Graffiti murals. Exploring the impacts of street art, Atglen 2015, S. 7.

Rahmen des Projektes *Colors of Liberty*, bei dem der brasilianische Künstler Eduardo Kobra und sein Team verschiedene Murals in New York City verwirklichten, welche durch ihre prägnante Vielfarbigkeit, ihr Formenspiel und ihre fotorealistischen Elemente von hohem Wiedererkennungswert sind.³¹ Das Mural an der Hudson Street ist in fünf vertikale Bildteile untergliedert, wobei in jedem ein Buchstabe des Wortes *ELLIS* in Leserichtung den oberen Abschluss bildet und gleichzeitig das obere Drittel der Wand einnimmt. Darunter befindet sich, in jedem Segment jeweils den übrigen Raum einnehmend, das ausschnittshafte Porträt eines Kopfes, das dem Betrachter *en face* zugewandt ist. Im mittleren Bildsegment wird der Ausschnitt des Porträts zentriert, sodass beide Gesichtshälften erkennbar sind. In den vier Bildteilen rechts und links von diesem wird der Bildausschnitt verschoben, sodass jeweils nur eine Gesichtshälfte eingefangen wird und der Eindruck eines sich auffächernden Bildes entsteht. Zentral inszeniert werden die Augen der Dargestellten durch eine farblich horizontale Rahmung, die wiederum in das vielfarbige geometrische Muster überleitet, das sich sowohl als Textur über die Gesichter spannt als auch den Hintergrund im oberen Bilddrittel bildet. Inhaltlich werden die Dargestellten durch Ihre angedeutete Kleidung und verschiedene Kopfbedeckungen als historische Figuren unterschiedlicher Herkunft charakterisiert. Letzteres wird durch die Physiognomien der Gesichter und die Farbe der Augen – die zentral abgebildete Person hat leuchtend blaue, die vier anderen Personen dunkle Augen – unterstrichen. Über die Kontextualisierung mit dem Schriftzug *ELLIS* wird klar, dass es sich bei den Dargestellten um (historische) Einwanderer handelt, die in New York üblicherweise in Ellis Island erstanlandeten.

Das Thema des Murals ist damit unmissverständlich Immigration und lässt sich sowohl über die Bildanalyse als auch über den Kontext des Projektes *Colors of Liberty* als kritische Auseinandersetzung mit einem Thema, das gegenwärtig in den USA hart umkämpft ist, lesen. So rekurriert die prägnante Buntheit des Bildes auf Vielfalt und zeigt ebenso, in ihrer Überschreibung der eigentlichen Hautfarben, die Gleichheit der Abgebildeten, was durch die Identifizierung als (Immigranten-) Gruppe unterstützt wird. Beispielhaft sei hier auch auf die Inszenierung der blauen Augen verwiesen, die durch ihre Zentralität einerseits das hegemoniale Narrativ der USA-Gründung durch die europäischen Einwanderer aufrufen und andererseits durch die Rahmung in eine Mehrheit von dunklen Augen gleichzeitig als Teil von Etwas und als Minderheit kontextualisiert werden. Auch definiert sich das Projekt *Colors of Liberty* selbst als Friedensprojekt, das ein Zeichen gegen Gewalt und Rassismus setzen möchte.³²

31 Interview mit Kobra über sein Peace Project *Colors of Liberty*, New York, 21.09.2018, <https://www.graffitistreet.com/interview-with-kobra-about-his-peace-project-colors-of-liberty-new-york-2018/> (10.08.2020).

32 Ebd.

Abb. 3: Mural Ellis Island, 2019, Fotografiert von der Hudson Street Ecke Houston Street, West Village, New York City.



Ein weiteres Mural, das in diesem Zuge entstanden ist, *Liberty Statue with Sombrero*, befindet sich im Stadtteil Soho (Abb.4). Auch hier wird das Thema der (Im-) Migration aufgegriffen: Zentraler Gegenstand ist eine in Halbfigur dargestellte Freiheitsstatue, die einen Sombrero trägt und auf deren emporgestrecktem Fackelhalter anstelle einer Flamme eine Friedenstaube thront. Die Taube erhebt sich vor einem schwarzen Hintergrund, der das obere Drittel des Wandbildes ausfüllt, wodurch die Taube optisch über den Rand des eigentlichen Bildes tritt. Dieses wiederum weist als Hintergrund einen flächenfüllenden bunten Strahlenkranz, ausgehend von der Fackel, auf. Im buchstäblichen Sinne eines Palimpsests ist das Werk, neben dem offiziellen signierenden »tag« des Künstlers, von einzelnen Graffiti-Pieces überschrieben.

Um seine Kunstprojekte legal umzusetzen, holt der Künstler Genehmigungen von Privateigentümern und Stadt mit teils hohem administrativen Aufwand ein. Diese Form der Street Art ist also alleine durch ihre Legalisierung bereits legitimiert, das heißt es besteht Konsens sowohl über das Ausüben der Praxis als Kunst als auch über die verbildlichten Inhalte. Über die Darstellung typischer Themen und damit die Einschreibung in einen Kanon von Identitätserzählungen werden

Abb. 4: Mural Liberty Statue with Sombrero, 2018, Hausrückwand 47 Thompson Street, SoHo, New York City



die Murals als offizielle Elemente der Stadt anerkannt.³³ So ist sowohl die Erzählung einer diversen migrantischen Gesellschaft als auch der Gedanke der Freiheit und Selbstbehauptung Teil der Identitätsbildung New Yorks (und als deren kultureller Hauptstadt auch der USA). So wie Paris die Stadt der Liebe ist, charakterisiert Daniel Bell New York City als *ambitious* und macht diese Ambition zur Stadtidentität. Aufgrund der Prägung als Einwanderer-Hafen, welche die Stadt zum Nährboden für Innovationen und Bewegungen gemacht habe, sei es der Clash der Perspektiven diverser Gruppen ambitionierter Menschen, der New York zur Haupt-

33 Murals als Teil von Identitätskonstruktionen lassen sich in vielen Städten nachweisen. So beschreibt Gerhard Vinken Murals als Brandings innerhalb aktiver Bestrebungen um eine neue Stadtidentität für Palermo; vgl. Vinken, Palermo oder Überleben als Erinnern, S. 359.

stadt der Welt mache.³⁴ Zudem begünstigt die Eigenschaft der Murals als großflächige, konsensuelle Kunst im öffentlichen Raum, welche ganz bewusst mit dem Stadtraum und typischen Sichtachsen in den Dialog tritt (Abb. 1 und 2), ihre Anerkennung und Aneignung. Das Mittel der Street Art ist in diesem Zusammenhang besonders effektiv, da es, wie der Künstler selbst anmerkt, für New York und damit das Städtische *per se* steht: »New York is where Street Art was born [...].«³⁵ So wird das in Szene gesetzte Mural als Träger von Identität und Stadtimage kommerzialisierbar:

»What is becoming evident however is that graffiti and street art have become established visual forms which cities both adopt and project as part of their destination marketing mix. Street art is now an emerging strategy for place-making and branding particular areas, which takes it out of its criminogenic roots.«³⁶

Auf diese Weise als typisches Merkmal in die Wahrnehmung der Stadt eingebrannt, wird das Mural zum City-Branding³⁷ und zum Träger eines Stadtbildes, das sich neben seiner Inszeniertheit auch dadurch auszeichnet, dass es einerseits Differenzen zwar nivelliert, andererseits und gerade aufgrund der hohen Akzeptanz auch Deutungsweisen thematisiert.³⁸

Als räumliche Praxis, die in Abhängigkeit von der gebauten Stadt existiert, lassen sich (legale) Street Art und insbesondere Murals im Sinne einer konsensfähigen Identitätsbildung auch als autorisierte Erbe-Formationen begreifen.³⁹ Das inhaltliche Anknüpfen an die Geschichte der Stadt, an Symbolfiguren und an die als identitätsstiftend empfundene Tradition der Street Art bildet eine Brücke zur Vergangenheit, über die die Murals in ihrer Aushandlung in der Gegenwart Teil eines *Heritage Making* werden. Diese Produktion lässt sich auch als Heritage Politics deuten, indem alternative Erbe-Narrative und neue Identifikationsangebote, die sich gegen ein politisches Klima der Ausgrenzung zur Wehr setzen, geschaffen werden.⁴⁰ Besonders in den USA werden postkoloniale Debatten um Race, Class und Gender als zentrale Fragen von Identität und Erbe begriffen.⁴¹ So wundert es auch nicht, dass den urbanen Murals größere Aufmerksamkeit als potentiell zu

34 Bell, Daniel/de-Shalit, Avner: *The Spirit of Cities. Why the Identity of a City Matters in a Global Age*, Princeton 2016, S. 261.

35 Interview *Colors of Liberty*, <https://www.graffitistreet.com>.

36 Evans, Graeme: *Graffiti art and the city. From piece-making to place-making*, in: *Routledge Handbook of Graffiti and Street Art*, hg. v. Jeffrey Ross, London/New York 2016, S. 168–182, hier S. 176.

37 Löw, *Soziologie der Städte*, S. 84–87.

38 Ebd.

39 Smith, Laurajane: *Uses of Heritage*, London 2006, S. 5.

40 Vinken, *Palermo oder Überleben als Erinnern*, S. 355.

41 Vinken, Gerhard: *Vom Denkmal zum Erbe. Ein Plädoyer*, in: *Denkmal – Erbe – Heritage. Begriffshorizonte am Beispiel der Industriekultur*, Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theo-

bewahrendes Kulturerbe entgegengebracht wird, da sie als Sonderform einer (ehemals) ephemeren Kunst mittlerweile einen anderen gesellschaftlichen Stellenwert haben.⁴²

Doch was bleibt dann überhaupt von der Einordnung der urbanen Murals in den subkulturellen, alternativen Graffiti-Kontext? Zunächst zeigt nicht nur das Beispiel der *Liberty Statue with a Sombrero* (Abb.4), dass beide Ausprägungen von Street Art, hier das legale Mural, dort das illegale Graffiti, sich überlagern und miteinander verwoben bleiben. Auch lässt sich außerhalb der ausgeführten Beispiele keine eindeutige Zuordnung vornehmen: so gibt es durchaus Murals, die illegal entstehen, nicht beachtet werden oder flüchtig bleiben und schnell überschrieben sind. Andersherum wird auch das Graffiti Writing bisweilen stark kommodifiziert, also warenförmig oder etwa an freigegebenen Flächen praktiziert:

»Then again, as already seen, street art and graffiti in the contemporary city can just as well bend the other way, becoming harbingers of the gentrification and consumerism to come. Yet even in their incorporation into an emerging consumerist urban culture their ghostly mysteries remain. [...] [I]llegal graffiti is now likely to be interwoven with and largely indistinguishable from corporate-sponsored pseudo-graffiti and street art; legal murals are likely to sit side by side with illegal ones, each a funhouse mirror of the other [...]. Here the emerging political economy of the city, and its dialectics of legality and illegality, become another ghost of visibility and invisibility. Over there – is that a billboard or a piece of street art? Didn't there used to be a mural on this block? What sort of neighborhood is this, anyway?«⁴³

Was besonders spannend und wichtig erscheint bei den Beobachtungen, die zu den Kobra-Murals gemacht wurden, ist, dass der ›Geist‹ der Graffiti sich auch in die ›autorisierte‹ Praxis der urbanen Murals eingeschrieben hat: Die Faszination, Wirkmächtigkeit und der Konsens, die diese Aneignung städtischen Raumes auslösen, und zwar indem sie für verschiedene Gruppen von Bewohnern, Betrachtern und Besucherinnen konsensfähig zu sein scheint, liegt eben in ihrer Alteritäts-*Behauptung*. Der Anschein von Subkultur, Alternativem, Randständigem, Teilhabe an etwas Akutem, Gegenwärtigen, ist es, der der Stadt über die Murals – unabhängig von deren tatsächlicher Ausprägung – eingeschrieben bleibt: Das Quäntchen Punk in der Identitätskonstruktion.

rie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Bd. 27, hg. v. Simone Bogner, Birgit Franz, Hans-Rudolf Meier u.a., Holzminden 2018, S. 238–241, hier S. 238.

42 Nogueira Alves, *Emerging issues of Street Art valuation as Cultural Heritage*, S. 23.

43 Ferrell, *Graffiti, street art and the dialectics of the city*, S. 33–34.

Stadt, Wand, Erbe

Die Murals in New York City sind also vieles: Inbegriff und Aneignung von Stadt, Image und Inszenierung, Behauptung von Identität und Alterität und nicht zuletzt Erbe als sozialer, zeitgenössischer Aushandlungsprozess. Anregend ist diese Auseinandersetzung mit urbanen Murals, da sie anschaulich zeigt, wie sich das Eigene mit dem Anderen, Identität mit Ab- und Ausgrenzung und das Ganze wiederum mit dem *Erben* untrennbar verbindet.

Aktuelle Diskurse um Heritage konzeptualisieren Erbe als Etwas in der Gegenwart Gemachtes und damit als Macht-Ressource.⁴⁴ Kritische Forschungen aus dem Bereich fordern daher Multiperspektivität, Community Involvement und letzten Endes Inklusion zur gerechteren Verteilung der Ressource Heritage, unter anderem durch Erweiterung und Hinzufügung neuer Erzählungen und Erzählweisen.⁴⁵ Im Ausblick könnte ein kritischer Heritage-Diskurs – neben einer kritischen Blickweiterung – aber eben auch beinhalten, die Möglichkeit der Nichtbehelligung kultureller Figurationen zu denken. Anregend ist daher auch das Nachdenken über Graffiti und Street Art als alternative Aneignungsformen der Stadt, da der Vorstellung Raum gegeben wird, dass es Praktiken gibt, die losgelöst vom Streben nach Erhaltung und ohne konkreten Vergangenheitsbezug keine Anerkennung als autorisiertes Erbe erwünschen. Schließlich lebt die Subkultur Graffiti von der Narration des ›Underdogs‹ und der Illegalität, weswegen sie sich einer Institutionalisierung oder Autorisierung auf die eine oder andere Art entziehen muss.

Bildnachweis

1, 3, 4 Svenja Hönig, 2019; 2 Alina Geißler, 2019

44 Vgl. u.a. Smith, LauraJane: Heritage, Identity and Power, in: Citizens, Civil Society and Heritage-Making in Asia, 2017, S. 15–39, hier S. 34–35.

45 Association of Critical Heritage Studies, Manifesto, 2018, [https://www.criticalheritagestudies.org/history\(17.08.2020\)](https://www.criticalheritagestudies.org/history(17.08.2020)).

Heritage Communities and the Conservation of Heritage “below the threshold of significance for a ‘monument’”

Johanna Blokker

In German conservation, the criteria and the system of values applied in assessing the significance of historic buildings and ensembles is often unable to capture the wider range of artefacts from the past that hold meaning for ‘heritage communities’. These artefacts are often ‘mundane’ and their importance lies less in their architectural qualities than in their function as a ‘substrate’ for the personal stories and memories shared by the community. From the perspective of conservation authorities, they therefore remain “below the threshold of significance for a ‘monument’” and tend not to be accorded protected status, with the result that they often disappear. The shift from an object-centered to a people-centered understanding of heritage that is taking place in wider international discourses, however, is now challenging the German conservation field to recognize the processes by which people create meaning and to formulate approaches to assessing value that take heritage communities and their practices into account.

This challenge is examined with reference to decommissioned Allied military bases in Germany and the close-knit and active heritage communities that are gathered around them. Many of these are ‘virtual communities’ comprised of former servicemen and women who perform their memory-work in online fora and thus play little role in discussions of significance that take place locally. It is proposed that conservationists incorporate the interrogation of these and other groups into their assessment procedures. The suggestion is that a ‘hybrid’ approach of investigating both buildings and people might reveal different thresholds of significance and thereby define a body of heritage that is more socially relevant and of greater potential benefit to communities.

Monuments and heritage

The tension between the *Denkmal* or ‘historic monument’ as traditionally defined in the context of German conservation and the concept of ‘heritage’ that is current in the international, largely English-speaking discourse is a recurring theme in the essays in this volume. It has been remarked by Gerhard Vinken on several occasions and diagnosed by him as follows: Whereas in Germany, the concept of the ‘monument’ remains partly rooted in the field’s 19th-century concern to catalogue and give order to the vast legacy of buildings of the past – to create a “built archive of history”, as he puts it¹ – the larger international discourse on ‘heritage’, in contrast, reflects a much more recent and decidedly post-modern concern with the social and political significance of historical artefacts for their present-day audiences and users.

This concern is clearly reflected in the direction taken by leading international cultural organizations over the past two to three decades, as expressed in some landmark agreements and declarations: ICOMOS’ *Nara Document* of 1994, the UNESCO *Convention on Intangible Heritage* of 2003, and above all the Council of Europe’s *Faro Convention* of 2005. The latter document in particular is significant in asserting “the need to put people and human values at the centre of an enlarged and cross-disciplinary concept of cultural heritage”, and defining “cultural heritage” as “a group of resources inherited from the past which people identify”.² In doing so, it finally shifts the focus decisively and seemingly irreversibly from objects to people, from heritage artefacts to the “heritage communities” who value them. It is communities, *Faro* declares, that are now the measure of what heritage is.³

This represents a challenge, as indeed it is meant to: a moral challenge to realize the potential of cultural heritage as a force for “positive social change”⁴, as well as a political challenge to deconstruct what has been called the Authorized Heritage Discourse and the way it works to legitimate and consolidate unjust structures of power.⁵ It is also a very real theoretical and practical challenge for the German field of conservation, where the focus has always been more on documentation,

1 Vinken, Gerhard: Amt und Gesellschaft. Bewertungsfragen in der Denkmalpflege, in: Denkmal – Werte – Bewertung. Denkmalpflege im Spannungsfeld von Fachinstitution und bürgerschaftlichem Engagement, ed. Birgit Franz and Gerhard Vinken, Holzminden 2014, pp. 19–28, here p. 22.

2 Council of Europe: Framework Convention on the Value of Cultural Heritage for Society, Faro 2005, Preamble, viewable at <https://www.coe.int/en/web/conventions/full-list/-/conventions/rms/0900001680083746> (23/10/2020).

3 Ibid., Art. 2a and b.

4 Council of Europe, introductory text on the Faro Convention website, [https://www.coe.int/en/web/culture-and-heritage/faro-convention\(23/10/2020\)](https://www.coe.int/en/web/culture-and-heritage/faro-convention(23/10/2020)).

5 Smith, Laurajane: *Uses of Heritage*, Abingdon/New York 2006.

research and technical-material concerns than on the sociological implications of these activities. As Vinken rightly points out, however, if conservation is reconceived as serving cultural processes of meaning-making, identity-formation and memory-work, then “the question is no longer ‘What holds historical (or aesthetic, or technical et cetera) significance?’ , but ‘What is important to whom?’” and why.⁶

Decommissioned military bases: “below the threshold of significance for a ‘monument’”?

It is here that the conceptual tension between ‘monument’ and ‘heritage’ becomes immediate and visible: for the answer to this new kind of question is likely to be a different set of buildings to that identified by the experts as worth listing; and the reasons given are also likely to be different to those of the conservation authorities based on traditional criteria of age, rarity, quality and so on. What implications might a recognition of these discrepancies and a genuine commitment to addressing them hold for the conservation field in Germany? In international museum discourse, where it is already recognized that most museum-goers are not “object-oriented” but instead “tend to relate more strongly to the stories that lie in cultural heritage artefacts and that have personal meaning and value for them”⁷, curators are responding by developing new approaches that focus more on narratives and involve audience participation and co-creation.⁸ The result is a gradual but inexorable change in the understanding of the museum’s purpose “from being *about something* to being *for somebody*”.⁹

Whether a similar change is called for in German conservation, and whether it will likewise require developing a new set of approaches, are issues that will be addressed in the paragraphs below. The setting for this discussion will be a category of objects that seems particularly illustrative of the tension between ‘monument’ and ‘heritage’ and the need for a move from object-centered to people and community-centered conservation in Germany: decommissioned Allied military bases. Transferred back into German control in large numbers in the years since the end of the Cold War, these installations, which often feature a complete infrastructure, considerable building and housing stock as well as sizeable tracts of undeveloped

6 Vinken, Gerhard: Zum (notwendigen) Wandel des Denkmalbegriffs, in: Strukturwandel – Denkmalwandel. Umbau – Umnutzung – Umdeutung, ed. Birgit Franz and Ingrid Scheurmann, Holzminden 2016, pp. 206–210, here p. 208.

7 Ciolfi, Luigina, et al.: Introduction, in: Cultural Heritage Communities. Technologies and Challenges, ed. Luigina Ciolfi et al., London/New York 2018, pp. 1–19, here p. 14.

8 Simon, Nina: The Participatory Museum, Santa Cruz 2010.

9 Weil, Stephen E.: From Being about Something to Being for Somebody. The Ongoing Transformation of the American Museum, in: Daedalus, vol. 128, issue 3, 1999, pp. 229–258.

land, represent a vital development opportunity for municipalities facing chronic shortages of these resources. At the same time, the bases are extremely historically significant: they are artefacts of an entire era in Germany's contemporary history, built witnesses to events that were of inestimable importance in shaping the country as it exists today. As such they are also of vital interest to the field of conservation, which must work to protect that significance in the face of development pressure.

In this effort conservationists are having some success, as many former military structures and ensembles – typically those that are older, of higher quality and largely intact in their original form – are being given listed status. By continuing to emphasize historical and architectural significance, however, conservationists are neglecting the question of what is important to whom and why – and as a result, they are in some ways failing the communities who value the military bases not only as ‘monuments’ but as ‘heritage’. As will be shown below, these heritage communities are often well-defined and very active, if not always immediately visible; and the aspects of cultural heritage they identify as valuable often differs from those adduced by conservation officials. These are more frequently located in the “mundane” or “quotidian” objects and traces¹⁰ of the past on the bases, those that attest to the immediate experience of life there: the unassuming and at times un-beautiful features of the built environment that play a role in stories and therefore hold powerful and personal meaning for the community and its members. Precisely because such features tend to lie “below the threshold of significance for a ‘monument’”¹¹, however, it is also they that are most often overlooked by conservationists and thus left open to radical alteration or destruction in the process of developing the decommissioned sites.

How to rectify this situation, how to do justice to the heritage communities grouped around former Allied military bases and create not just ‘built archives of history’ but sites of memory where ‘positive social change’ can occur? It is these issues that will concern us below. At stake, as Gerhard Vinken argues, is the “social relevance” of historic objects, and with it the very basis and justification for conservation work.¹² For unless historic objects can play some role relative to real people's lives, notes a colleague from the museum world, “then what is the point?”¹³

10 Atkinson, David: *The Heritage of Mundane Places*, in: *Ashgate Research Companion to Heritage and Identity*, ed. Brian Graham and Peter Howard, Aldershot 2008, pp. 381–395.

11 Wohlleben, Marion: *Bauten und Räume als Träger von Erinnerung. Gedanken zur Einführung*, in: *Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege*, ed. Marion Wohlleben and Hans-Rudolf Meier, Zurich 2000, pp. 9–19, here p. 16.

12 Vinken, *Amt und Gesellschaft*, pp. 23, 24.

13 Weil, *From Being about Something*, p. 242.

Mundane heritage and virtual communities

A typical case is Herford Station, headquarters of the British Army of the Rhine (BAOR) after August 1945. Located in the small town of Herford in eastern Westphalia, Herford Station included three complexes of barracks – called Hammersmith, Harewood and Wentworth – which once accommodated some 2,000 British servicemen and servicewomen. A further 450 residential buildings and complexes were constructed off-base for officers and their families, together with facilities for shopping, recreation and education, as well as technical and transport infrastructure. Following the decision to close the base, station personnel were withdrawn in stages between 2010 and 2015, at which point the properties were returned to the German state. During this period the three barracks were the subject of intense research and investigation work by Herford planning authorities, who saw in them a potential future engine of development for the city. The first phase of the larger project would be the conversion of Wentworth Barracks into a new educational facility, the so-called “Bildungscampus Herford”.¹⁴

The focus on Wentworth as the starting point for the planned new development was due in part to the architectural quality and relatively intact state of its structures, several of which had already been listed as historic monuments in 2005. These included the officers’ mess and five dormitory blocks along Vlothoer Strasse; all had been built between 1934 and 1937 to serve soldiers of the German *Wehrmacht*. The numerous postwar buildings and structures on Herford Station, on the other hand – the housing, the schools, the sports facilities, the commercial and service buildings – were never assessed as meriting protection, either before or after the closure of the base: they remained ‘below the threshold of significance for a monument’. For this reason they were already designated as “generally to be demolished” in the earliest research and planning documents produced in 2012. In the case of Hammersmith Barracks, it was even recommended that “the existing fabric be razed as quickly as possible”.¹⁵

Whether it is true that these ‘mundane’ structures and spaces are without significance seems open to question. For no less than the original *Wehrmacht* complex, its postwar extensions had been conceived both functionally and materially as an integral unit; moreover, for decades they had been home to a “Military Community” – as British as well as American contingents stationed abroad were known –

14 Stadtentwicklungsgesellschaft Hansestadt Herford mbH: www.bildungscampus-herford.de (23/10/2020); Stadt Herford: <https://www.herford.de/Planen-Bauen-Wohnen-/Konversion/Bildungscampus-> (23/10/2020).

15 Bestimmung der Ziele und Prozesse für eine Nachnutzung britischer Militärstandorte, ed. NRW Urban, Herford 2014, viewable at https://www.herford.de/media/custom/2044_12834_1.PDF?1422031886 (23/10/2020).

that understood itself as bound together by a common defensive and cultural mission in Germany, as well as by a common experience of being strangers in a foreign land. Whether, in such a setting, the “group of resources inherited from the past” with which “people identify” (*Faro*) can be said to exhaust itself in a small group of historic structures, again seems doubtful at best. Indeed, even the briefest of internet searches reveals the existence of a lively and tightly-knit heritage community gathered around “Happy Herford”, a community that by no means takes the listed monuments of Herford Station as its only or even its primary point of reference.¹⁶

The internet in fact opens a door to an entire universe of heritage communities defined by their interest in former Allied military bases in Germany. They are comprised of amateur as well as professional historians and researchers, but above all by the (ex-)servicemen and women who were themselves stationed at places such as Herford, along with the family members they brought with them from Britain or America – an entire global diaspora of people brought together via the medium of online communication. “Virtual communities” such as these are now a topic of increasing academic interest: although their members may not share the characteristics of “organic” communities of the past, such as a single ethnic origin, commonly-held religious beliefs or political views, or even a contiguous geographical space – their members may in fact never meet – they are considered very real nonetheless.¹⁷ They are what theorists call “communities of interest and practice”,¹⁸ in which “communication is the essential feature of belonging”.¹⁹

The forms taken by this online communication make it clear, however, that for the virtual communities centred on decommissioned military bases, specific sites are still important; place still matters. Taking just one example of a website dedicated to American installations in Germany, the privately-run and very active www.usarmygermany.com, it is clear that a primary medium for defining the community and claiming membership is the individual base itself, its buildings and spaces, as represented in photos uploaded by site users. In the comments these images elicit, familiarity with the scenes depicted is as distinctive a marker of belonging as the unit’s insignia, and is capable of bridging generational as well as spatial divides. The photos are explicitly intended as a “resource” for “personal recollections”,²⁰ and it is striking how contributors use the particular spaces of the

16 Matthes, Ruth: Abschied von Happy Herford, in: Herforder Zeitung, 25 April 2015; Winde, Moritz: Bye bye Happy Herford, in: Herforder Zeitung, 3 December 2015, both viewable at [https://www.westfalen-blatt.de/OWL/Kreis-Herford\(23/10/2020\)](https://www.westfalen-blatt.de/OWL/Kreis-Herford(23/10/2020)).

17 Delanty, Gerard: *Community*, London/New York 2003, pp. 172, 173, 177.

18 Ciolfi et al., Introduction, p. 12.

19 Delanty, *Community*, p. 178.

20 Elkins, Walter: About the website, on: usarmygermany.com, viewable at www.usarmygermany.com/Sont.htm (23/10/2020).

base – the motor pool, the rec hall, the PX store – to frame their memories, structure their stories and locate themselves and their own experience within the larger history of the base. Some even use these spatial relationships to generate social relationships with other group members, for example by pointing out the window of the specific barrack room they occupied (Fig. 1).

Fig. 1: Personal photograph modified by an ex-serviceman and posted on www.usarmygermany.com



Substrates for heritage practices

‘Hidden’, diasporic heritage communities such as these, who are performing memory-work in the diffuse social spaces of the internet, make apparent what is lost when conservation applies a narrow definition of significance linked to the specific formal characteristics or material properties of built objects. At Herford Station, the selection made on these terms is unlikely to correspond to its heritage communities’ understanding of the Station as one of the “places we want to keep”.²¹ Nor is Herford an isolated example: the pattern of singling out older, mostly pre-war fabric for conservation while opening post-war structures – those most representative

21 Harrison, Rodney: *The Politics of the Past. Conflict in the use of heritage in the modern world*, in: *The Heritage Reader*, ed. Graham Fairclough et al., London/New York 2008, p. 179.

of the military bases as they exist in the ‘living memory’²² of their communities – to possible demolition, is repeated at dozens of these sites across Germany.²³ It is in this sense that conservation authorities are failing those communities: by listing only parts of these complexes, and by acknowledging only certain aspects of the significance of those parts, they are supporting only a fraction of the memory-work and meaning-making that might otherwise be possible there.

One cannot of course list everything. More to the point, a complex, large-scale project such as a base conversion will inevitably involve sacrificing at least some heritage value if it is to meet the equally important practical needs of local communities. Yet it should not really be necessary to list a ‘monument’ in order to conserve ‘heritage’, even in the face of development pressure. As the heritage practices of virtual communities demonstrate, the meanings and memories that are associated with decommissioned military bases do not in fact depend on the specific formal characteristics or material properties of the buildings as such. Rather, form and material together compose a ‘substrate’, a collection of stable and shared reference points on which individuals can base memory and construct meaning in common with others.

The notion of the historic building as a simple substrate is of course a familiar concept in German conservation – the metaphor comes from Georg Dehio, one of the founders of the modern discipline in Germany²⁴ – and yet it is rarely permitted to play an immediate role in practice. That a few stable reference points might be all that is needed, however, to support the process of creating and sharing stories, seems clearly demonstrated by the heritage practices of the communities surrounding former military installations. An example is offered by the William O. Darby Barracks, a former U.S. Army base in the town of Fürth in Bavaria. In late 2014, just over 20 years since the withdrawal of the last American troops from the installation, a Facebook group was created for former residents of the Kalb Housing Area, a neighbourhood of 1950s apartment blocks that had been built to accommodate some 1,200 military families. Within five days, a local news site reported, the group had already attracted over 500 members, many of them former residents long since returned to the United States (Fig. 2). Although the Kalb Housing Area did not have protected status and had undergone significant changes since the base closed, visitors to the Facebook page were reportedly “delighted” by the

22 Assmann, Jan: *Communicative and Cultural Memory*, in: *Cultural and Memory Studies: An international handbook*, ed. Astrid Erll and Ansgar Nünning, Berlin/New York 2008, pp. 109–118, here p. 128.

23 Blokker, Johanna: *Was nach dem Kalten Krieg übrig bleibt. Umnutzung und Umdeutung der gebauten Hinterlassenschaften der amerikanischen Präsenz in Deutschland*, in: Franz and Scheurmann, *Strukturwandel*, pp. 114–121.

24 Dehio, Georg: *Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert*, Strasbourg 1905.

substrate of reference points they found there: “That’s where the laundromat was! And there’s the playground! And do you guys still remember old Lady Emily?”, one user was quoted as saying; “I needed this group in my life, so many memories!”, commented another. For German group members, too, the page provoked vivid responses: “You would pass a barrier and it was like you had stepped into another world, from A to B. As a child the feeling was very intense.”²⁵ Thus it was clearly possible to share stories and build community around the available traces despite a lack of ‘archaeological’ preservation.

Fig. 2: Former Kalb Housing resident and Facebook group founder Stephanie Spindler with German member Marco Frömter, 2015



The example of Fürth seems to confirm what some researchers are suggesting, namely that “with the increasing mediatization of society, ‘sites of memory’ in the sense described by [Pierre] Nora are being constructed and maintained more often through images” than through the objects they depict.²⁶ On the other hand, just as social media interactions cannot replace real ones – “the internet matters much

25 Ziob, Claudia: „Kalb Housing Fürth“. Facebook-Seite entzückt Amerikaner, on: nordbayern.de, 10 February 2015, viewable at <https://www.nordbayern.de/region/fuerth/kalb-housing-fuerth-facebook-seite-entzueckt-amerikaner-1.4180867> (23/10/2020). As of October 2020, the private Facebook group has just over 1,380 members.

26 Koreik, Uwe/Roche, Jörg: Zum Konzept der ‚Erinnerungsorte‘ in der Landeskunde, in: Erinnerungsorte und Erinnerungskulturen. Konzepte und Perspektiven für die Sprach- und Kulturvermittlung, ed. Jörg Roche and Jürgen Röhling, Baltmannsweiler 2014, pp. 9–27, here p. 17.

more as a supplement to face-to-face community organization [...] than as a substitute for it”²⁷ – it is evident that photos of buildings and places cannot replace the physical buildings and places themselves. Thus the question of what implications all this holds for the real-world practice of conservation remains unresolved. To paraphrase Gerhard Vinken, how is the field to deal with a cultural heritage that seems constantly to fluctuate between the tangible and the intangible?²⁸ If narrative and experience are indeed more important to heritage communities than historical or material integrity and authenticity, he asks, can these perhaps be accommodated within the framework of alternatives to monument listing that are already available in some German federal states, such as the designation of ‘areas of conservation interest’? Exactly this argument is being made by colleagues who wish to see the wider application of existing laws affording less stringent protections in instances where the general visual impression of an urban area, rather than the specific form or substance of its component buildings, is judged to be the key to its public interest and value.²⁹ Neither of these options offers a real way forward, however: the first remains embedded within a conceptual structure founded on historical and architectural significance, and is merely satisfied with a lesser degree of these; and the second is situated outside of conservation altogether, in the area of urban planning legislation. Thus neither can actually resolve the tension within the conservation field between ‘monument’ and ‘heritage’.

Bernd Euler-Rolle likewise sees additional instruments and categories as necessary if conservation is to come to terms with the shift in priorities (cf. his essay in this volume). At the same time he insists on the material object as the fundamental concern of conservationists, on the object’s inescapability as the thing around which all of their activity ultimately revolves. His solution involves a redefined “decision-making matrix” for conservation, one in which considerations of ‘heritage’ are assigned an integral and newly prominent role. The proposal is an interesting one, for a change in the way conservation decisions are made is surely the most immediate consequence of making heritage communities the measure of what heritage is.

Interrogating objects, interrogating communities

Indeed, many believe that opening up a role for community members in decision-making processes is the only way to define an inclusive heritage that reflects ev-

27 Craig Calhoun quoted in Delanty, *Community*, p. 179.

28 Vinken, *Zum (notwendigen) Wandel*, p. 208.

29 Hönes, Ernst-Rainer: *Denkmalschutz für amerikanische und britische Wohnsiedlungen*, in: *Die Öffentliche Verwaltung*, vol. 5, March 2019, pp. 175–187.

everyone's perspectives and values. 'Participatory' approaches are now widespread in conservation internationally, and are also being proposed and tested in Germany (cf. the essay by Ingrid Scheurmann in this volume). Such approaches often prove complicated and unsatisfying, however: as Euler-Rolle notes, a multiplicity of voices can quickly produce cacophony, and the attempt to validate competing or contradictory interpretations can send heritage objects sliding into relativism (p. 50 in this volume). Moreover, participation sometimes threatens to become an end in itself, such that the "degree and quality of public/community engagement" is judged more important than the "quality of the outcome" it produces.³⁰

The planning process for military base conversions has in many cases included an extensive public consultation program. In Herford, for example, a series of "Idea Laboratories" (*Ideenlabore*) were conducted for the city by private consulting firms over the course of two years in 2014-15.³¹ Similarly, in the Bavarian town of Bamberg, where the U.S. Army's Warner Barracks closed in late 2014, residents were invited to participate in a total of nine so-called "Arenas" during the same period.³² In both cases, however, the public was only admitted to the process once the planning and development stage had begun – that is, only *after* conservation assessments of the respective sites had been completed and decisions about their protection status had been already made. In Bamberg as in Herford, conservationists had determined that the structures of the original 19th-century Lagarde-Kaserne on the site possessed historical and architectural significance, whereas the buildings of the larger post-war complex did not; those later structures standing within the future "Lagarde-Campus" were therefore to be torn down (Fig. 3), while areas such as the 1950s Pines and Flynn Family Housing Areas were to be open to development.³³

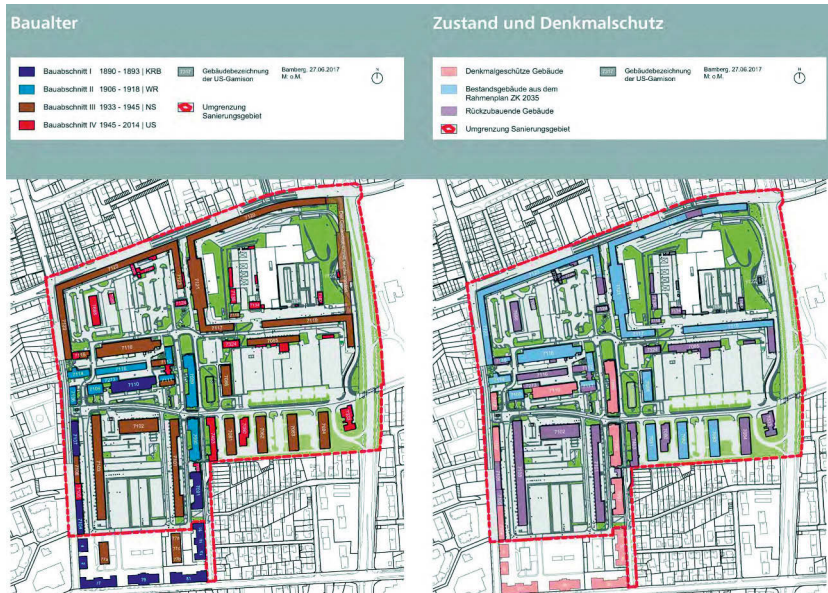
30 Vergunst, Jo Lee/Graham, Helen: Introduction. Heritage as Community Research, in: Heritage as Community Research. Legacies of Co-Production, ed. Jo Lee Vergunst and Helen Graham, Chicago/Bristol 2019, pp. 1–26, here p. 13.

31 Hansestadt Herford/Faltin+Sattler FSW Düsseldorf GmbH: Umnutzung der Kasernen in Herford. Ergebnisse des Städtebau-Bürgerdialogs 2014, Herford 2014; Hansestadt Herford/city2science GmbH: Zielfindungsprozess Bildungscampus Herford. Abschlussbericht, Herford 2015, both viewable at [https://www.herford.de/Planen-Bauen-Wohnen-/Konversion\(23/10/2020\)](https://www.herford.de/Planen-Bauen-Wohnen-/Konversion(23/10/2020)).

32 Fortschreibung Gesamtstädtisches städtebauliches Entwicklungskonzept. Perspektive Ost, Bamberger Konversionen. Kommunikationsprozess, ed. Stadt Bamberg, Amt für Strategische Entwicklung und Konversionsmanagement and Harald Lang, Bamberg/Aachen/Dortmund 2015.

33 Stadt Bamberg, Stadtplanungsamt: Stadtsanierung „Lagarde-Campus“. Abschlussbericht der vorbereitenden Untersuchungen, Bamberg 2017, viewable at [http://planungsamt.bamberg.de/dmdocuments/Abschlussbericht_Gesamt_VU_Lagarde.pdf\(23/10/2020\)](http://planungsamt.bamberg.de/dmdocuments/Abschlussbericht_Gesamt_VU_Lagarde.pdf(23/10/2020)). The surviving original buildings of the former Lagarde-Kaserne had been listed in January 1996 and the selection remained unchanged following the post-closure assessment completed in 2009.

Fig. 3: Analysis of building phases (left) and protection status (right) at the Lagarde-Kaserne, published 2017



Protected monuments are marked in pink, structures slated for demolition in purple

In Bamberg, too, a lively heritage community surrounds the former Warner Barracks complex. It includes a significant virtual dimension: the installation is well-represented on www.usarmygermany.com, and a Google search delivers dozens of YouTube videos and other media showing life on the base while it was still in operation.³⁴ No less active is the 'real' heritage community in Bamberg, which likewise makes its presence felt in a number of ways – for example in its interest in the Arenas³⁵ and other public events³⁶, as well as in advocacy work for an historically-sensitive conversion of the Lagarde-Kaserne³⁷ – and as such

34 Particularly striking is the private page "Robinson Family Life" on Shutterfly, which includes the informational film *Welcome to the Bamberg Military Community* produced by the base's administration in the 1990s, see <https://robinsonfamilylife.shutterfly.com/thearmydays/68> (23/10/2020).

35 Stadt Bamberg and Lang, *Kommunikationsprozess*, pp. 64–67.

36 An example is the lecture series "Bamberg: Militär und Stadt", hosted by Bamberg University in cooperation with two local amateur historical societies from May to July 2014, see Bamberg. *Militär und Stadt*, ed. Gabriele Wiesemann and Sabine Freitag, Petersberg 2019.

37 Schutzgemeinschaft Alt-Bamberg/Lorber, Martin (ed.): *Blickpunkt Lagarde. Erhalt statt Abbruch*, in: *Denkmalweiter*, vol. 11, issue 1, 2019, viewable at <https://www.altbamberg.d>

represents a major potential resource for the valorization of the site as ‘heritage’. Yet none of this interest or engagement flowed into the process of assessment and decision-making that produced the map of ‘significance’ and ‘insignificance’ that was generated by the conservation authorities, and that finally informed the Framework Urban Development Plan approved by Bamberg’s city council in 2015 (Fig. 4).³⁸

Fig. 4: “Framework Urban Development Plan” for Bamberg’s Warner Barracks (detail, modified), 2015



Much of the Lagarde-Kaserne (1) as well as the Flynn (2) and Pines Housing Areas (3) are marked “Baufeld” for redevelopment

e/themen/konversion/ (23/10/2020). See also the Schutzgemeinschaft’s webpage on the topic of conversion, <https://www.altbamberg.de/themen/konversion/> (23/10/2020), as well as the page dedicated to Warner Barracks on the private advocacy platform Denkmalnetz Bayern https://www.denkmalnetzbayern.de/index.php/menuueintrag/index/id/25/seite_id/1394 (23/10/2020).

38 Fortschreibung Städtebauliches Entwicklungskonzept. Perspektive Ost, Bamberger Konversionen. Städtebauliches Gesamtkonzept SEK 2015, ed. Stadt Bamberg, Amt für Strategische Entwicklung und Konversionsmanagement and Harald Lang, Bamberg/Aachen/Dortmund 2015, pp. 28–39.

Might a different approach have produced a different result? Perhaps an approach that took seriously not only the concept of ‘monument’, but also that of ‘heritage’ – one that asked not only ‘What holds historical and architectural significance?’, but also ‘What is important to whom, and why?’ Such a hybrid approach need not have involved the typical set of participatory mechanisms with all of their costs, uncertainties and risks – including the loss of control and sacrifice of quality that many conservation officials and trained professionals fear. On the contrary, conservationists might have followed very similar procedures to those already in place: they might have interrogated the community, just as they interrogate the built object. Who is it composed of and what is their background? What is meaningful to them, what do they remember and how, what stories do they tell? On the basis of this data it might be possible to identify the formal and material reference points that are essential to conserving these meanings, memories and stories as well as to facilitating the making of new ones, and then to develop plans and measures for handling them accordingly.

In other words, including communities in the definition of heritage and thus resolving the tension between ‘heritage’ and ‘monument’ should not require listing “everything that is precious to someone”, to quote Gerhard Vinken one last time; rather, it may mean committing to “a shift in the practice of *Denkmalpflege* to match the shift in the concept of *Denkmal*”.³⁹ What a hybrid practice such as that sketched above may very well require, however, is the addition of new specialists with new professional expertise to the teams of architectural historians, building archaeologists and restoration scientists that currently make up the conservation field in Germany; these may include urban sociologists and environmental psychologists, as well as specialists in *Heimatkunde* and *Heimatpflege*. With their particular skills they may identify a set of formal and material reference points that are subtly yet essentially different to those typically noticed by their colleagues: instead of entire buildings or ensembles, for example, these may be things as simple as signage or place names (Figs. 1, 2).

Relevance and positive social change

Substrate of this kind is unlikely to pose a serious barrier to the conversion of former military installation sites, a consideration that is of vital importance to local councils and residents. Indeed, conserving “simple heritage referents” – why not “Bildungscampus *Wentworth*”? – may even prove beneficial to the new development’s success, as British cultural geographer David Atkinson notes: such referents have the power to “connect the area’s new population to their place”. For as Michel

39 Vinken, *Zum (notwendigen) Wandel*, p. 209.

DeCerteau believed, it is “[t]hrough stories about places [that] they become inhabitable”.⁴⁰

What is certain is that success in conserving the ‘real’ places of experience behind the supplementary, virtual material on the internet can also bring ‘real’ and virtual heritage communities together, as local visitors and occasional returnees from the diaspora, both attracted by the authentic traces they can find preserved there, encounter each other on the former bases. In this way, communities that went through similar experiences (*Erlebnisgemeinschaften*) but perceived and interpreted them in distinct and separate ways (*Erfahrungsgemeinschaften*) can potentially be united into a single “community of memory” (*Erinnerungsgemeinschaft*).⁴¹ It is here, it seems, that the real social relevance of the decommissioned bases lies, and with it the promise of “positive social change” that the *Faro Convention* identifies as a goal of all heritage work. Indeed, a conservation approach that helps to bring together Germans and Allies can be said to be continuing the decades-long process of international friendship and democracy-building that was begun here in 1945.

Image sources

1 John Ackerman; 2 Kaisha-Cosima Spindler, in loving memory of her father Curtis Lorenza Wooten, who died in Operation Iraqi Freedom; 3 Stadtplanungsamt Bamberg, Stadtsanierung, Stadtgestaltung, Stand 01.12.2017; 4 Stadt Bamberg/Amt für Strategische Entwicklung und Konversionsmanagement

40 Atkinson, *The Heritage of Mundane Places*, pp. 391–392.

41 Janoschke, Gunter: *Von der Erlebnis- zur Erinnerungsgemeinschaft. Militärvereine und militärische Erinnerungskultur im Königreich Sachsen 1863–1913*, Leipzig 2009, p. 14.

Partnerwahl. Städtepartnerschaften als Phänomen transkommunalen Erbe(n)s

Lisa Marie Selitz

Urban partnerships established through the process of “town twinning” are a phenomenon of the postwar period. They are also the building blocks of cultural diplomacy and “foreign relations” between cities. Representatives regularly emphasize the partners’ bonds with one another despite – or perhaps because of – the cultural differences between them. While on the one hand the distinctiveness of each city is affirmed, on the other, culture, history and their representations as well as structural similarities are adduced as points of connection for the development of commonly-shared narratives. Since urban partnerships seldom end in “divorce”, they represent a kind of urban heritage in their own right: one that requires constant renewal efforts from both sides in the form of commitment and engagement by the urban communities – an active heritage practice, in other words – if it is to survive. Next to intangible practices of exchange, it is the material inscription of the partnership into the public space, for example through the naming of streets and squares, the mutual presentation of gifts and public sculptures, or the placement of signs along the roads entering the city, that makes it possible to generate and communicate an alternative narrative about (German) communities: one based on a translocally shared urban heritage. This essay represents a first attempt to describe the potential of this topic for heritage research. It introduces the concept of town twinning and contextualizes it historically, then illustrates the heritage politics that lie behind it with reference to the cities of Hanover and Bamberg.

Partnersuche und Partnerwahl

Stadt sucht Stadt. Eine »kommunale Partnerbörse« wird von der Deutschen Sektion des Rats der Gemeinden und Regionen Europas (RGRE) unterhalten. Gesucht und vermittelt werden dort von internationaler Seite Städtepartner in Deutschland. Die Gesuche sind meist ähnlich strukturiert: Lage, Fläche, Einwohner/-innenzahl, kulturelle, wirtschaftliche und landschaftliche Vorzüge, eine Charakterisierung des Wunschpartners und eine Leistung möglicher gemeinsamer

Aktivitäten.¹ So sucht die aserbaidische Stadt Gadabay, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks, eine deutsche Partnerin. Gadabay bietet 150 historische Denkmäler im Bezirk, Mineralwasserquellen, Kupfererz, Marmorvorkommen und Uran. Anknüpfungspunkte zu Deutschland sind auch gegeben: »Die Familie Siemens war im 19. Jahrhundert in dieser Stadt im Bergbaubereich aktiv und hat dementsprechend viele Spuren in der Region, inklusive [der] erste[n] Eisenbahnstrecke im Südkaukasus, hinterlassen.«² Für die unmittelbar am Südatlantik gelegene, agrarwirtschaftlich geprägte Stadt Tabou der Elfenbeinküste wird geworben mit »auffällige[n] Spuren westlicher Zivilisation, wie z.B. de[m] Schottenrock oder alte[n] Kolonialbauten«.³ Selbstbewusster tritt die ehemalige Königsstadt Fès auf. Die als Welterbe ausgezeichnete Stadt mit der vermutlich besterhaltenen, am weitesten ausgedehnten Altstadt im islamisch-arabischen Raum sucht eine Partnerin unter anderem für den Austausch im Schwerpunktthema »Kulturerbe«.⁴ Während Tabou noch keine Städtepartnerschaft aufweisen kann, verzeichnet Fès – auch in Zeiten des Onlinedatings nicht unüblich – mehrere Verpartnerungen; darunter allein fünf weitere historische Altstädte mit Welterbetitel: Cordoba, Florenz, Kairouan, Puebla, Straßburg.⁵

Wie diese Beispiele illustrieren, stellen kulturelles Erbe und geschichtliche Anknüpfungspunkte einen Teil der »Verhandlungsmasse« um internationale Beziehungen dar. Städte- oder Gemeindepartnerschaften sind hierbei die engsten Beziehungen, die Städte miteinander eingehen. Dort findet ein intensiverer Austausch statt als innerhalb einer Städtefreundschaft oder eines Städtekontakts. Grundsätzlich wird die Städtepartnerschaft definiert als »eine förmliche, zeitlich und sachlich nicht begrenzte Partnerschaft zwischen zwei gleichberechtigten Partnern, beruhend auf einem Partnerschaftsvertrag, die allen gesellschaftlichen Gruppen offensteht«.⁶ Die Unterzeichnung eines solchen Vertrags wird meist durch einen Festakt begleitet. Entscheidend für die Partnerwahl, wenn auch nicht zwangsläufig Garant für deren Erfolg, sind strukturelle Raumähnlichkeiten wie eine vergleichbare Größe und Einwohner/-innenzahl, eine ähnliche (politische) Funktionsweise Stellung im hierarchischen Ordnungssystem der Städte, Ähnlichkeiten in der wirtschaftlichen Orientierung, kulturelle und historische Ähnlichkeiten

1 Vgl. <https://www.rgre.de/partnerschaft/suche-staedtepartnerschaften/> (07.07.2020).

2 <https://www.rgre.de/partnerschaft/suche-staedtepartnerschaften/aserbaidische/> (07.07.2020). Gesuch vom Juni 2019.

3 <https://www.rgre.de/partnerschaft/suche-staedtepartnerschaften/cotedivoire/> (07.07.2020). Gesuch vom Januar 2020.

4 <https://www.rgre.de/partnerschaft/suche-staedtepartnerschaften/marokko/> (07.07.2020). Gesuch vom April 2017.

5 Vgl. <http://fes.ma/index.php/fr/services-en-ligne/telechargement/summary/11-179-024.html> (07.07.2020).

6 Pfundheller, Kai: Städtepartnerschaften – alternative Außenpolitik, Leverkusen 2014, S. 41.

und vergleichbare pädagogische Einrichtungen, konfessionelle Zusammensetzungen oder politische Parteien.⁷ Aber auch strategische, persönliche Verbindungen, Migrationsbewegungen oder Namensgleichheit können ausschlaggebend sein. So sind zum Beispiel Palermo (Italien) und Palermo (Kolumbien) verpartnert. Köln und Rio de Janeiro nahmen den Karneval zum Anlass eine Verbindung einzugehen. Detroit und Toyota sind seit 1960 verschwistert wegen der vergleichbaren Bedeutung der Automobilindustrie für die beiden Städte.⁸ 2018 verpartnerten sich New Orleans und Orléans: die städtische Prägung durch die Flussanbindung, die Liebe für Jean d'Arc, Jazz und das *joie de vivre* verbinden die Städte nach Darstellungen der Stadt New Orleans auf ihrem offiziellen Internetauftritt⁹, ebenso die kolonialen Bestrebungen Frankreichs in Nordamerika.

In der neoliberal geprägten Konkurrenz von Städten um Einwohner/-innen, Ressourcen und Investitionen scheint es üblich, dass diese über den Aufbau eines städtischen Images selbst für sich werben oder sich von anderen Städten abzuheben suchen. Gerade in der Differenzierung der Städte vermochte es der Forschungsschwerpunkt der »Eigenlogik der Städte«, die Reproduzierungsmuster zu erkennen, die sich als sich selbst verstärkende, selbstreferenzielle materielle wie immaterielle Entwicklungspfade festschreiben und auf diese Weise die Eigenheiten und Besonderheiten der Städte und ihrer Bewohner/-innen mitgestalten.¹⁰ Anstelle der Frage nach städtischen Unterschieden kann es ebenfalls produktiv sein, das Phänomen der Städtepartnerschaften in den Blick zu nehmen, bei dem gerade die verbindenden Elemente, Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten von Städten die zentralen Elemente darstellen. Städtische »Identität(en)« werden so nicht nur durch die Abgrenzung zum Anderen konstituiert, sondern ergänzt durch die Artikulation von Ähnlichkeit und Zugehörigkeit.¹¹ Kultur und Geschichte werden hierbei nicht nur als Mittel zur Distinktion verstanden, sondern als Anknüpfungspunkte des Gemeinsamen.

7 Vgl. z.B. Fiedler, Klaus P.: Zur Abnähung, Durchführung und Gestaltung kommunaler Partnerschaften, in: Partnerschaften von Städten und Gemeinden in Europa. Erfahrungen, Anregungen, Dokumente, hg. v. d. Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit (Seminarberichte, Bd. 5), München 1981, S. 20–25, hier S. 20–21.

8 Vgl. <https://web.archive.org/web/20070915150725/www.ci.detroit.mi.us/culture/sistercities.htm> (21.07.2020).

9 Vgl. <https://nola.gov/mayor/news/archive/2018/20180105-pr-mayor-landrieu-orleans-france-mayor/> (21.07.2020).

10 Vgl. z.B. Städte und ihre Eigenlogik. Ein Handbuch für Stadtplanung und Stadtentwicklung (Interdisziplinäre Stadtforschung, Bd. 11), hg. v. Martina Löw und Georgios Terizakis, Frankfurt a.M./New York 2011.

11 Perspektiven auf das Erbe der Anderen sind versammelt in: Das Erbe der Anderen. Denkmalpflegerisches Handeln im Zeichen der Globalisierung (Forschungen des Instituts für Archäologie, Denkmalkunde und Kunstgeschichte, Bd. 2), hg. v. Gerhard Vinken, Bamberg 2015.

Abb. 1: Bambergs Hinweisschild auf das transkommunale Beziehungsnetz am nordöstlichen Stadteingang



Geteiltes städtisches Erbe

Gerade die Artikulation universeller, verbindender Gemeinsamkeiten innerhalb der kulturellen Vielfalt ist ein zentraler Punkt kultureller Annäherungspolitik. Die UNESCO prämiert den außergewöhnlichen universellen Wert, der eine gemeinsame Sorge ums Welterbe über nationale Grenzen hinweg erforderlich macht. Und auch das Europäische Kulturerbejahr 2018, in dem – gegen die aktuellen Renationalisierungstendenzen – gemeinsame Geschichte(n), Werte und Kultur(en) unter dem Motto »Sharing Heritage« vermittelt werden sollten, »baut [...] darauf

auf, dass unser gemeinsames kulturelles Erbe immer beides ist: lokal und europäisch.«¹² Städtepartnerschaften können diese räumlichen Doppelkodierungen des lokal gebundenen Eigenen und des translokalen Geteilten »überbrücken«, indem sie Städte direkt mit Städten verbinden und vernetzen. Sie erlauben es, neben dem Teilen des Erbes (Sharing Heritage) auch das geteilte europäische Erbe (Shared Heritage) zu betrachten, lesbar zu machen und vermittelbar zu gestalten.¹³ Die »heritage communities«, denen so zum Beispiel auch in der Rahmenkonvention über den Wert des Kulturerbes für die (europäische) Gesellschaft¹⁴ eine zentrale Stellung zugeschrieben wird, werden in den Städtepartnerschaften zu »translocal communities«¹⁵. Eine Untersuchung dieser lokalen Vernetzungswerke und geteilter Narrative kann einen Beitrag dazu leisten, bilaterales Urban Heritage, das stark in Vorstellungen demokratischer Teilhabe und zivilgesellschaftlicher Teilnahme verankert ist, in ein neues Licht zu rücken und gleichzeitig einen oft wenig berücksichtigten Akteur der Erbeproduktion, nämlich die Stadt selbst, ins Zentrum der Betrachtung zu rücken. Der Stadtraum kann dabei als eine Art (im-)materielle Gedächtnisstütze dienen, der das Potential zur Herstellung und Verortung von Wissen anhaftet. Hierbei lässt sich das Konzept der Städtepartnerschaften selbst in einen mittlerweile historisch gewordenen Kontext einordnen, der stark mit europäischer Werteorientierung und mit der deutschen Geschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verbunden ist. Deutschland hat 2055 Städte.¹⁶ 5505 Partnerschaften sind in der auf freiwilligen Angaben basierenden Datenbank des RGR in Deutschland verzeichnet – die reale Ziffer ist höher einzuschätzen.¹⁷

12 Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz: Europäisches Kulturerbejahr 2018. Konzeptpapier vom 13. November 2015, online verfügbar unter <https://sharingheritage.de/kulturerbejahr/hintergrund-zum-europaeischen-kulturerbejahr-2018/> (20.07.2020).

13 Zu *shared* und *sharing heritage* vgl. Herold, Stephanie/Scheurmann, Ingrid: »Shared Heritage« oder »Sharing Heritage«? Perspektiven auf das kulturelle Erbe in Europa, in: Renationalisierung oder Sharing Heritage. Wo steht die Denkmalpflege im Europäischen Kulturerbejahr 2018?, Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Bd. 28, hg. v. Stephanie Herold, Anneli Randla und Ingrid Scheurmann, Holzminden 2019, S. 152–155.

14 Europarat: Rahmenkonvention über den Wert des Kulturerbes für die Gesellschaft, Faro, 27. Oktober 2005.

15 Defrance, Corine/Herrmann, Tanja: Städtepartnerschaften als Spiegel der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Eine Einleitung, in: Städtepartnerschaften in Europa im 20. Jahrhundert, hg. v. Corine Defrance, Tanja Herrmann und Pia Nordblom, Göttingen 2020, S. 11–44, hier S. 13. Bei der Publikation handelt es sich um die aktuellste einschlägige Veröffentlichung zum Thema »Städtepartnerschaften«, in der dem tendenziell vernachlässigten Forschungsgegenstand neue und kritische Perspektiven hinzugefügt wurden.

16 Vgl. Verwaltungsgliederung in Deutschland am 30.02.2020 (2. Quartal), <https://www.destatis.de/DE/Themen/Laender-Regionen/Regionales/Gemeindeverzeichnis/Administrativ/Archiv/Verwaltungsgliederung/Verwalt2QAktuell.html> (07.07.2020).

17 Vgl. <https://www.rgr.de/partnerschaft/online-datenbank/> (20.07.2020).

Städtepartnerschaften: ein europäisches »bottom-up«-Projekt?

Die moderne Städtepartnerschaft ist ein »Nachkriegsformat«,¹⁸ bei dessen Etablierung deutsche Städte eine besondere Bedeutung hatten. Als eine Art politisches Laboratorium galt es nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst, im Rahmen der »Reeducation« demokratische Bildungsarbeit in Deutschland zu leisten und die Prozesse der Versöhnung beziehungsweise Aussöhnung anzustoßen. Das Misstrauen in zentrale nationalstaatliche Strukturen und die Tatsache, dass die Kommunen nach dem Krieg die einzigen funktionierenden, da nicht aufgelösten, Verwaltungsebenen waren, machten diese zu noch handlungsfähigen »Akteuren«. Erste Städtepartnerschaften entstanden dadurch, dass die Alliierten – vor allem Großbritannien und USA – deutsche Bürgermeister einluden, um ihnen demokratische Verwaltungsstrukturen zu erklären und humanitäre Hilfeleistungen anzubieten.¹⁹ Frühe Beispiele sind die Partnerschaften zwischen Bonn und Oxford (1947)²⁰ und Hannover und Bristol (1947)²¹. Insgesamt wurden 12 Städtepartnerschaften noch vor der Gründung der Bundesrepublik geschlossen.²²

Vor allem die Hoffnung auf Aussöhnung und Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich formte die Städtepartnerschaftsbewegung in den folgenden Jahren. Mit der Gründung der Internationalen Bürgermeisterunion (IBU) 1950, die ab 1951 den Zusatz »für deutsch-französische Verständigung« im Namen führte, gab es eine Institution, die diesen Prozess durch kommunale Kooperationen antrieb.²³ Dem Scheitern des »Locarno von oben«, also der 1925 unterzeichneten Verträge zur Friedenssicherung in Europa von nationaler Ebene aus, sollte ein »Locarno von unten«, die Sicherung des Friedens über kommunale Annäherungen, entgegengesetzt werden.²⁴ Das »Europa von unten« als solidarische Friedensbewegung, über Deutschland und Frankreich hinaus, war auch Anliegen des 1951 gegründeten Rats der Gemeinden Europas (später RGRE). Der Aufbau informellen Austauschs auf politischer Ebene und, darauf folgend, auch zunehmend zivilgesellschaftlichen

18 Formulierung angelehnt an Lottermann, Annina: Partnerschaften in eigener Sache. Der gegenwärtige Wandel des Nachkriegsformats Städtepartnerschaften in deutsch-polnischen und deutsch-türkischen Verbindungen des Ruhrgebiets, eine kulturanthropologische Studie, Diss. Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt a.M. 2017.

19 Vgl. Pfundheller, Alternative Außenpolitik, S. 47.

20 <https://www.bonn.de/bonn-erleben/besichtigen-entdecken/oxford.php> (21.07.2020).

21 <https://www.hannover.de/Leben-in-der-Region-Hannover/Politik/St%C3%A4dte-Regionspartnerschaften/St%C3%A4dtepartnerschaften-der-Landeshauptstadt-Hannover/Bristol> (21.07.2020).

22 Bautz, Ingo: Die Auslandsbeziehungen der deutschen Kommunen im Rahmen der europäischen Kommunalbewegung in den 1950er und 60er Jahren. Städtepartnerschaften – Integration – Ost-West-Konflikt, Diss. Universität, Siegen 2002, S. 43.

23 Ebd., S. 55.

24 Ebd., S. 36.

Austauschs führte letztendlich zur Hochphase der Städtepartnerschaften etwa 1960 bis 1975.²⁵ Persönliche Begegnungen wurden zum Schlüssel der gesellschaftlichen Annäherung: Jugend- und Schüler/-innenaustauschformate, gemeindlich oder vereinsintern organisierte Reisen und Wettkämpfe, Austausch von Verwaltungspersonal und gemeinsame Workshops führten zu Kooperation und Partizipation. Private Unterbringungen und Gastfreundschaft sollten die Menschen zueinander bringen. Insbesondere in der Vorbereitung der ersten Bürgerwahl zum europäischen Parlament der Europäischen Gemeinschaft 1979 wurde der föderalistische Charakter Europas betont. Bundeskanzler Helmut Schmidt beschrieb so den Wandel von einer »europäischen Außenpolitik« zu einer »europäischen Innenpolitik«, der durch die Städtepartnerschaften mitbefördert wurde:

»Man lernt sich kennen – oft zufällig. Man lernt sich lieben, weil man sich gefällt. Dann erst geht man diese Ehen der Gemeinden ein. Städtepartnerschaften, das sind Liebesehen der Politik. Die Bürger sind die Trauzeugen – und der Friede soll der Sprößling sein.«²⁶

Frieden durch Begegnung, das kulturelle und persönliche »Eintauchen« ins »Anderere« und die Partizipation der Bürger/-innen durch politische Teilhabe war das Ziel. Noch heute werden etwa 87 % der Städtepartnerschaften Deutschlands mit anderen EU-Ländern geführt.²⁷ Nach einer Stagnation der Städtepartnerschaftsschlüsse erlangten diese eine neue Bedeutung im Rahmen der deutsch-deutschen Annäherung, und dies, obwohl die kommunale Selbstverwaltung in der DDR 1952 abgeschafft worden war.²⁸ So gab die DDR-Führung den Widerstand gegen die Partnerschaftsanfragen aus der BRD gegen Ende 1985 auf und beförderte auch auf diese Weise die innerdeutsche Annäherung.²⁹ Mit Ende des Kalten Krieges kam es dann zu einer erneuten Konjunktur bei den Städtepartnerschaftsschlüssen. Motive dahinter waren unter anderem die Vernetzung mit Osteuropa ebenso wie die Erkenntnis einer zunehmend migrantisch geprägten Bevölkerung in Deutschland und dem daraus abgeleiteten Wunsch ihrer Repräsentation durch Partnerschaften mit den jeweiligen Herkunftsorten. Zu dieser Zeit nahm die Partnerschaftsbewegung auch international neuen Schwung auf und löste sich von dem im be-

25 Ebd., S. 44–45.

26 Schmidt, Helmut: Grußworte, in: Die Gemeinden für die Einheit Europas. RGE-Kongress der Europäischen Partnerstädte 1978 in Mainz (Schriftenreihe der Deutschen Sektion des Rates der Gemeinden Europas, Bd. 2), Göttingen 1979, S. 15–16, hier S. 16.

27 Pfundheller, Alternative Außenpolitik, S. 85.

28 Klaus, Manfred: Städtepartnerschaften zwischen ost- und westdeutschen Kommunen. Ein Medium des Bürgerdialogs, interkommunaler Solidarität und verwaltungspolitischer Integration (Graue Reihe der Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern e.V. Bd. 94/02), Berlin 1994, S. 11.

29 Ebd., S. 9.

sonderen Maße deutsch geprägten Diskurs.³⁰ Die Partnerschaftsbewegung wurde folgend zusehends durch die Einpassung in Verwaltungsstrukturen und Ausgliederung in Partnerschaftsvereine professionalisiert und augenscheinlich entpolitisiert. Trotzdem bleiben Städtepartnerschaften hochpolitisch. So kam es zum Beispiel jüngst zur medienwirksamen Aufkündigung von Städtepartnerschaften mit polnischen Kommunen, die sich selbst zu »LGBT-ideologiefreien Zonen« deklarieren und sich damit gegen die europäischen Grundrechte stellen.³¹ Und auch der Einzug rechter und nationalistischer Parteien in Gemeinderäte und auf Bürgermeister/-innenposten in Frankreich warfen die Frage nach der Stabilität und Tragbarkeit dieser Verbindungen auf, die meist unter anderen Vorzeichen eingegangen worden waren.

Figurationen des Gemeinsamen im Stadtraum – Sharing Places

Meist sind es Infotafeln an den Stadträndern, die die ersten Hinweise auf die translokalen Verbindungen liefern (Abb. 1). Städte- oder Gemeindepартnerschaften werden aber auch auf andere Weise im städtischen Raum eingeschrieben: durch Straßen- oder Platznamen, die in der kommunalen Topographie auf die Partnerinnen hinweisen, durch Parkanlagen und Partnerschaftsbäume, Partnerschaftsbänke, -brücken und durch das Aufstellen von symbolischen Zusammengehörigkeitszeichen wie Denkmälern oder das Ausstellen von Geschenken. So sind es in der ehemaligen britischen Besatzungszone oft die typischen roten Telefonzellen, die sowohl auf die freundschaftliche Verbindung wie auch auf die nachkriegszeitliche raumbundene Geschichte verweisen.³² Zu den stadträumlich fassbaren Elementen kommen ritualisierte Praktiken hinzu; dazu gehören sowohl symbolische Akte wie das gemeinsame Gedenken der Opfer des Zweiten Weltkriegs oder Kranzniederlegungen auf Ehrenfriedhöfen als auch der gegenseitige Besuch von lokaltypischen Stadtfesten. Während diese eventartig die Partnerschaften lebendig halten, sind es die materiellen Einschreibungen in den öffentlichen Raum, die Permanenz unabhängig von den Akteuren ermöglichen und auf diese Weise Anknüpfungspunkte für das Vermitteln translokaler Geschichte(n) bieten. An zwei Beispielstädten – Hannover und Bamberg – (und ihren Partnerinnen) soll dies folgend verdeutlicht werden.

Wie bereits erwähnt, gehörte die Partnerschaft zwischen Hannover und Bristol 1947 zu den ersten Städtepartnerschaften nach dem Zweiten Weltkrieg. Die

30 Vgl. Langenohl, Andreas: *Town twinning, transnational connections and trans-local citizenship practices in Europe* (Europe in a global context), Basingstoke 2015, S. 16.

31 Vgl. z.B. https://www.deutschlandfunk.de/sexualitaet-in-polen-wie-homophobie-staedtepartnerschaften.724.de.html?dram:article_id=474081 (20.07.2020).

32 Pfundheller, *Alternative Außenpolitik*, S. 166.

Abb. 2: Bei der Friedensglocke handelt es sich um ein Geschenk Hiroshimas an Hannover zum zweiten Jahrestag



Die 1992 begonnene Partnerschaft von Bamberg zu Prag 1 wird mit der Betonung beworben, dass der Bezirk Prag 1, »den gesamten historisch und städtebaulich interessanten Teil von Prag«³⁸ umfasse. Das Wirken der Künstlerfamilie Dientzenhofer in beiden Städten und das nach dem Zweiten Weltkrieg als Bamberger Symphoniker neu formierte Deutsche Philharmonisches Orchester Prag werden als verbindende Elemente herangezogen.³⁹ Die Verbindung mit Prag ist dem Trend zu Ost-West-Partnerschaften nach dem Fall des Eisernen Vorhangs zuzuordnen. Ebenso wurde in dieser Zeit die Verbindung nach Esztergom besiegelt. Der damalige Bamberger Oberbürgermeister stellte die Verbindung zwischen dem »ungarische[n] Rom« und dem »fränkische[n] Rom« heraus: Esztergom sei sowohl durch seine römisch-katholische Prägung als auch durch die »städtebauliche und kulturelle Vorrangstellung« eine geeignete Partnerin.⁴⁰ Darüber hinaus lassen sich historische Verbindungen zu Heinrich II. ziehen, der 1007 das Bistum Bamberg gründete. So

1992); Rodez, Frankreich (seit 1970); Villach in Kärnten, Österreich (seit 1973); Bambergs befreundete Städte, Bamberg ca. 2013.

38 Stadt Bamberg, Partnerstädte.

39 Ebd.

40 Röhner, Paul: Esztergom und Bamberg – Zwei tausendjährige Städte reichen sich die Hand, in: Deutschland und die Völker Südosteuropas. Festschrift für Walter Althammer (Südosteuropa-Jahrbuch, Bd. 23), hg. v. Hans Peter Linss, München 1993, S. 343–354, hier S. 345–346.

Abb. 3: Die Friedensglocke aus Hiroshima hängt im Uhrenturm der als Kriegsmahnmal dienenden ruinösen hannoverschen Aegidienkirche



heiratete König Stephan von Ungarn, der vermutlich in Esztergom geboren wurde, die Schwester Heinrichs II., Gisela.⁴¹ Zum Symbol dieser Verbindung wird der »Bamberger Reiter« erklärt. Dieser stellt womöglich Stephan I. dar.⁴² Die Straßen, deren Namen an die Bamberger Städtepartnerschaften erinnern, sind über jüngere städtische Randgebiete verteilt. So liegt die Eztergomstraße an der äußersten südlichen Stadtspitze, während Rodez (Frankreich), Villach und Feldkirchen zwischen Bahnhof und Gewerbegebiet repräsentiert werden. Dort liegt auch der Troppaplatz mit dem Troppastein (Abb. 4). An diesem wird seit 1964 durch eine steinerne Stele eine andere Art der translokalen Verbindung deutlich: 1958 übernahm Bamberg die Patenschaft für die deutschen Vertriebenen der Stadt Troppau, die

41 Ebd., S. 352.

42 Ebd., S. 352–353.

sich mehrheitlich nach dem Zweiten Weltkrieg in Bamberg ansiedelten und eine »Heimatgemeinschaft« bildeten.⁴³ Patenschaften wurden im Gegensatz zu Partnerschaften in der Nachkriegszeit sowohl zur Unterstützung der Vertriebenen gegründet als auch zur symbolischen Darstellung von Territorialansprüchen auf die ehemaligen deutschen Ostgebiete. Bei Troppau handelt es sich um die tschechische Stadt Opava in der mährisch-schlesischen Region. Auch dies ist ein städtisches Erbe der Nachkriegszeit, das durch seine permanente Einschreibung in den Stadtraum immer wieder Anlass zu neuen Diskussionen bieten kann. Die »Heimatgemeinschaften« weigerten sich oft gegen die Umwidmung der Patenschaften in Partnerschaften, da diese einer Anerkennung der Gemeinden gleichkommen würde.⁴⁴ Erst 1990 wurde der Rechtsstatus der ehemaligen deutschen Ostgebiete völkerrechtlich abgesichert.

Abb. 4: Der Troppaustein dient als Erinnerungsort und Treffpunkt der deutschen Vertriebenen und ihrer Angehörigen in Bamberg



Die Seitenreliefs zeigen u.a. die Zerstörung Troppaus und die Ankunft der Vertriebenen in Bamberg, symbolisiert durch den Dom. Die letzten vier Vermerke in der inschriftlichen Chronik lauten folgendermaßen »1938 Eingliederung ins Deutsche Reich | 1945 Zerstörung Troppaus | 1945 Verlust der Heimat | Seit 1946 Neue Heimat in Bamberg«.

43 www.troppau-opava.de/?50_Jahre_Troppauer_Gedenkstein_in_Bamberg (28.07.2020).

44 Vgl. Retterath, Hans-Werner: Von der Ablehnung zum Engagement? Einstellungen von Vertriebenen und Aussiedlern zu kommunalen Partnerschaften mit dem östlichen Europa vor und nach der politischen Wende, in: Kommunale Partnerschaften zwischen West und Ost (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, Bd. 11), hg. v. dems., Freiburg 2009, S. 55–103.

Ein Phänomen transkommunalen Erbe(n)s?

Die Bekundung des Gemeinsamen und Geteilten ermöglicht ein Erzählen über Verbindungen und Netzwerke. Die Städtepartnerschaft ist hierbei ein Instrument, das langfristige Verbindungen und aktives Engagement erzeugen kann. Über politische Vertretungen, Parteizugehörigkeiten und persönliche Kontakte hinaus konnte die Städtepartnerschaftsbewegung seit dem Zweiten Weltkrieg sowohl auf kommunaler Ebene als auch durch Vereinstätigkeit erhalten werden. Wenn auch die Rahmenbedingungen für Städtepartnerschaften sich stark verändert haben, lohnt sich der Blick auf die Geschichte der kommunalen Außenpolitik im sogenannten *soft policy field* der Kulturdiplomatie. In diesem Artikel betrachtet wurden überblicksartig die Geschichte der Bewegung, die dahinterstehenden Heritage Politics wie auch ihre stadträumlichen Einschreibungen. Für Hannover und Hiroshima konnte herausgestellt werden, dass die beidseitig erlebte Kriegserfahrung und die Arbeit an einem gemeinsamen Ziel, letztendlich Weltfrieden, zum Anlass der Verbindung genommen wurden und im Hannoveraner Stadtraum Repräsentation findet. Die hier angesprochenen Städtepartnerschaften Bambergers wurden eher über die geschichtlichen und kulturellen Verbindungen begründet und retrospektiv verortet.⁴⁵ Die Gemachtheit städtepartnerschaftlicher Verbindungen, vielleicht auch im Sinne einer *invented tradition*, zeigt sich mitunter an der nachträglichen Betonung ihrer vermeintlichen Kontinuität. Gleichzeitig wird die Tradition nicht nur erfunden, sondern die Verbindungen werden auch aktiv hergestellt: durch einzelne kleinteilige und oft zivilgesellschaftlich getragene Strategien des Austauschs. Diesen Strategien ist es eigen, dass sie erst über das Narrativ der Herstellung von Gemeinsamkeit durch die Betonung der jeweiligen lokalen Besonderheiten, Verknüpfungen und Ähnlichkeiten funktionieren. Während im UNESCO-Welterbeprogramm und im »Projekt« EU lokale Werte an transnationale Werte angebunden werden, sind Städtepartnerschaft idealerweise ein Mittel translokaler Sinnstiftung.⁴⁶ Die kulturellen Praktiken, die mit der Städtepartnerschaft einhergehen, öffnen gerade auf subjektiver Ebene empathische, affektive und immersive Zugänge zum Anderen – aber nicht Fremden. Der Soziologe Andreas Langenohl kritisiert, dass durch die Performanz kultureller Differenzen im Kontext der Städtepartnerschaften maßgeblich eine Umwandlung eben dieser kulturellen Differenzen in ästhetische und geschmäckerliche, leichter verdauliche Formen vorgenommen wird.⁴⁷ Dazu gehört die Wertschätzung für Architektur, Küche, Lebensart, Feste und Tradition. Hier komme letztendlich eine

45 Für Rodez und Bedford gilt dies nicht.

46 Zur lokalen Sinnstiftung durch Denkmale vgl. Vinken, Gerhard: Lokale Sinnstiftung. Die Bedeutung der Denkmale, in: Löw und Terizakis, Städte und ihre Eigenlogik, S. 73–82.

47 Langenohl, Town Twinning, S. 226.

Art »domesticated essentialism« zu tragen.⁴⁸ Während Langenohl sich in seinen Ausführungen auf die kulturellen Praktiken, die um Gastfreundschaft, gemeinsamen Genuss und (politische) Solidaritätsbekundungen kreisen, bezieht, lässt sich diese Kritik sicherlich auch auf die politische Dimension des Erbes anwenden. Es sind gerade die stadträumlichen Einschreibungen, die es ermöglichen, die Form des Erbes – als potentielles und materiell repräsentiertes Vermittlungsmedium – und des Erbens – als gesellschaftliche wie politisch motivierte Praxis der Selektion, Aneignung und Umdeutung – neu zu erzählen, zu reflektieren und im Stadtraum zu kuratieren. Sie zeigen, wie kulturelle Figurationen genutzt werden, um gesellschaftliche Beziehungsgeflechte sichtbar zu machen und erklärbar zu gestalten. Nicht zu unrecht hält Langenohl fest:

»Now, as at any point since the end of the Second World War, town twinning offers a seismograph of arguably existential processes that impact on social, political, cultural, and economic cohesion and stability in Europe and beyond.«⁴⁹

Städtepartnerschaften sind Teil einer urbanen Erinnerungskultur und städtisches Erbe zugleich. Inzwischen ist die Gründergeneration der Städtepartnerschaftsbewegung abgetreten, die Partnerschaftsvereine überaltern. Die Erleichterung der Reisemöglichkeiten – prä-Corona –, die inzwischen weniger problematischen Sprachbarrieren zwischen den Ländern, eine zunehmend digital vernetzten und individualisierte Gesellschaft tragen zu der Schwächung der Städtepartnerschaftsbewegung bei. Die Abhängigkeit der Zivilgesellschaft von kommunaler Organisation hat abgenommen. Da diese Beziehungen gerade einen Punkt zu erreichen scheinen, an dem sie selbst mancherorts mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart fußen, und da sie lokale Konternarrative gegen die zusehends erstarkenden Nationalismen anbieten, ist ihre Untersuchung reizvoll. Die Zukunft wird zeigen, welche Werte diesem translokalen Phänomen zugeschrieben werden, sowohl in Hinblick auf eine urbane Erinnerungskultur als auch hinsichtlich der Überführung und Aktualisierung des Konzepts Städtepartnerschaft.

Bildnachweis

1, 4 Lisa Marie Selitz, 2020; 2 Christian A. Schröder, 2015, CC BY-SA, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hiroshima_peace_bell_Aegidienkirche_memoorial_Breite_Strasse_Mitte_Hannover_Germany.jpg; 3 Tsungam, 2015, CC BY-SA, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hannover_-_2015-03-25_-_Aegidienkirche_\(01\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hannover_-_2015-03-25_-_Aegidienkirche_(01).jpg)

48 Ebd.

49 Ebd., S. 228.

Städtisches Erbe als sozio-historischer Prozess

Denkmalorte in Karten visualisiert. Graphische Verhandlungen städtischen Erbes gestern und heute

Carmen M. Enss

Urban development is a political process, and just as planning changes are discussed in governmental committees, built heritage, too, is constantly being renegotiated. The basis for discussion in both areas – urban planning and negotiation of heritage – is usually plans, sketches or graphic representations. In addition to formal conventions for the visualization of historic monuments and urban ensembles on maps – such as those appearing in inventory volumes or online platforms – there are also other, quite varied strategies and means of representing cultural heritage abstractly and displaying it on a map. The following text introduces some of these strategies with reference to 20th-century examples.

Registering historic monuments on maps serves a number of purposes. One of these is to orient the experts themselves and to generate official information; another is to provide a basis of maps and graphics on which to argue for the protection and maintenance of listed monuments and historic areas with their specific building traditions. The choice of the graphic means used and the elements that are mapped – from façade decoration to whole buildings and heritage zones, and on to visual axes – can reveal the concepts of urban heritage that lie behind the appraisals shown.

Particularly in cities, where forms of maintaining tradition are being renegotiated politically as they move toward the ‘smart city’, graphic instruments are taking on increasing importance in the development of heritage strategies. This critical examination of representational strategies from the 20th century – as well as their surprising variety – is intended to encourage the negotiation of new heritage ideas using new graphic means in the future.

Dass Stadtplanungsideen auf dem Papier entstehen, wird manchmal in ihrer Realisierung nur allzu deutlich. So markieren spezielle Straßenbeläge in zahlreichen kleinen Orten einen zentralen, oft älteren Kernbereich. Die Änderung der Farbe des Straßenbelags scheint eine Art Selbstvergewisserung der Planer dafür zu sein, dass ihre Absichten Realität werden und die Aufmerksamkeit der Besucher/-innen finden. Die neue Straßenfarbe steht für den Eintritt in einen Bereich von besonde-

rer Bedeutung für die Ortsgemeinschaft, oft auch für einen historischen Bereich. Solche Erbe-Markierungen, abstrakt im Sinne einer Vergewisserung darüber, was denn städtisches oder städtebauliches Erbe ist, aber auch in konkreten Visualisierungen, sind Thema dieses Textes.

Der erste von drei Textteilen beginnt mit dem Beispiel des 1945 neu geschaffenen Münchner Altstadtrings. Wie im Falle des neuen Straßenbelags entstehen auch im Münchner Fall Erbe-Räume als Folge davon, dass sie graphisch und planerisch visualisiert und kommuniziert wurden, auch in der Realität. Die im Beispiel beobachtete Wechselwirkung zwischen Stadtplanung und Erbe-Konstruktion über das Medium Karte wird anschließend in die Geschichte der Stadtplanung seit dem späten 19. Jahrhundert und in aktuelle Kartentheorien eingebettet. Der zweite Teil stellt verschiedene Visualisierungen von Kulturerbe in der Stadt beziehungsweise von stadtspezifischem Kulturerbe vor. Hier liegt ein besonderer Fokus auf Stadtkarten, die um das Ende des Zweiten Weltkriegs entstanden und deren Erforschung erst am Anfang steht. Der dritte Teil diskutiert, wie Visualisierungen aktuelle Erbe-Diskurse vorantreiben können – im Zeitalter neuer städtischer Umbrüche und im Zeichen von Klimawandel, Struktur- und Verkehrswenden.

Planung vs. Erbe-Kartierung

Karl Meitinger, Aufbauplaner für München, zeichnete 1946 der Altstadt einen Rahmen. Zu dieser Zeit wurde gerade erst begonnen, das Stadtzentrum nach seiner Kriegszerstörung buchstäblich aus seinen Trümmern auszugraben. Der Rahmen, in Gestalt einer violetten Schraffur, kennzeichnet die Trasse für einen neuen Verkehrsring, der gleichzeitig die Außengrenzen des zukünftigen historischen Bereichs definiert (Abb. 1). Als Layer unter dem Trassenplan visualisierte Meitinger den damaligen Zustand der Innenstadtbauten in Form eines Schadensplans. Große Flächen waren darin gelb markiert als »sehr schwere Schäden und Totalschäden«. Nur wenige Bauten wurden schwarz, also als unbeschädigt, gekennzeichnet. Der genaue Blick auf die Ringtrasse legt offen, dass deren Verlauf nicht den Kriegsschäden folgt, insbesondere nicht in ihrem südöstlichen Teil. Meitinger nutzte den Schadensplan allerdings als visuelles Argument für seine Forderung, aus Anlass der allgemeinen Verwüstung eine neue verkehrstechnische Maßnahme durchzusetzen. Der Ring verbindet als Schwelle,¹ um Gerhard Vinkens Begriff zu verwenden, eine stadtplanerische Idee mit einem Ensembledenkmal, der sich von der

1 Vgl. Vinken, Gerhard: Wiederaufbau als »Kampf um die Mitte«. Stadtplanung zwischen technischer Erneuerung und Kontinuitätsversprechen, in: Stadtplanung nach 1945. Zerstörung und Wiederaufbau, Veröffentlichung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Bd. 20, hg. v. Birgit Franz, Holzminden 2011, S. 14–21.

materiellen Realität abgelöst hat. Die Wiederaufbauplanung ist es, die ein ehemals existentes historisches Ensemble erneut aufruft, modifiziert und die Altstadt in ihrer Nachkriegsform erst hervorbringt: Im selben Buch, in dem die Trasse lokalisiert wird, machte Meitinger seinen Vorschlag, die Innenstadt mit entkernten Baublöcken, aber durchaus ähnlich zu Vorkriegsbaustruktur, neu anzufüllen.

Abb. 1: »München. Fliegerschäden in der Innenstadt«. Eingezeichnete Schraffur: *geplanter Altstadtring*



Thema dieses Textes ist jedoch nicht die Produktion von Altstadt² in ihrer physischen Realität, sondern ist die vorangegangene Visualisierung von Erbe, die *Vor-Zeichnung* der zukünftigen historischen Stadt. Nachdenken über das Erbe der Stadt und Veränderungsabsichten bedingen sich gegenseitig. Visualisierungen überbrücken Diskrepanzen zwischen beiden Kreative- und Denkvorgängen.

In Kooperation mit Jerzy Elżanowski von der Carleton University in Ottawa treibt das Kompetenzzentrum für Denkmalwissenschaften und Denkmaltechnologien (KDWT) der Otto-Friedrich-Universität Bamberg seit 2017 Schadenskarten-

2 Produkt Altstadt. Historische Stadtzentren in Städtebau und Denkmalpflege, hg. v. Carmen M. Enss und Gerhard Vinken, Bielefeld 2016.

forschungen voran (vgl. den Beitrag von Georg-Felix Sedlmeyer in diesem Band). Unsere Forschung beruht auf der Prämisse, dass schon vor dem eigentlichen Wiederaufbau, im Falle des Altstadtrings sogar vor der Trümmerräumung, wichtige Erbe-Entscheidungen zum Erhalt oder Rückbau von teilzerstörten Bauten für die Zukunft der Städte gefallen waren. Mit dieser Annahme stützen wir das »Blessing in Disguise«-Argument, das im gleichnamigen Buch entwickelt wird, nach dem im Zuge der Kriegsschäden lang gehegte Planungen und Tabula-Rasa-Phantasien umgesetzt wurden.³ Neben großen Plänen ziehen wir aber auch heterogenes Analysematerial zu zerstörten (Alt-)Städten heran und erweitern das Argument: Erbe-Entscheidungen bedingten Planung und Trümmerräumung ebenso, wie dies lang gehegte Veränderungswünsche taten. Planungsvorgaben wie der Münchner Altstadtring entschieden über Verkehrsplanung, ebenso aber über städtisches Erbe.

Immer deutlicher wird, dass in der Stadtplanung nicht nur amtlich festgestellte denkmalpflegerische Belange Berücksichtigung fanden, sondern dass das Erbe selbst Gegenstand von Plandarstellungen war. Erbe-Kartierungen erfolgten sowohl von Seiten der professionellen Stadtplanung als auch von verschiedenen anderen Akteuren der Stadtgesellschaft. Diskurse um das bauliche Erbe wurden visuell geführt. Themenkarten halfen dazu, wie im Folgenden gezeigt werden soll, dass Vorstellungen von städtebaulichem Erbe sich in den sozialen Wirklichkeiten von Stadt realisierten, aber auch konkret in materiellen Stadtbildern und -landschaften.

Karten als Argumente für Erhaltung oder Veränderung

Charles Booth fertigte eine frühe sozialgeographische Karte, den sogenannten »Poverty Atlas« für London 1889 an.⁴ Gebäude, in denen wohlhabende Familien wohnten, kartierte Booth in Ockergelb. Die ärmsten Gegenden wurden schwarz dargestellt. In der Legende beschrieb Booth Bewohner der schwarz eingefärbten Bereiche als »lowest class, vicious, semi-criminal« und empfahl für deren Wohngebäude den Abbruch. Ola Söderström belegte in seinem fulminanten Aufsatz »Paper Cities« einen klaren Zusammenhang zwischen solcherart Kartenanalyse und späteren Planungen und Sanierungen.⁵ Beim Vergleich der Sozialkarte mit Londons

3 Düwel, Jörn/Gutschow, Niels/Wagenaar, Cor: Foreword, in: A Blessing in Disguise. War and Town Planning in Europe, 1940–1945, hg. v. Jörn Düwel und Niels Gutschow, Berlin 2013, S. 7–11.

4 Booth, Charles: Life and Labour of the People in London, Bd. 7 (Tafelband), London 1889. Online zugänglich: <https://booth.lse.ac.uk/learn-more/what-were-the-poverty-maps> (14.09.2020).

5 Söderström, Ola: Paper Cities. Visual Thinking in Urban Planning, in: Ecumene, 3. Jg., H. 3, 1996, S. 249–281, hier S. 269–274.

Schadenskarten aus dem Zweiten Weltkrieg,⁶ die 50 Jahre später angefertigt wurden, fällt auf, dass die Farbskala der Schäden von leichten Schäden, gelb, bis Totalzerstörung, schwarz, reichte und damit vielleicht absichtlich eine visuelle Sprache verwendete, die sich an der Booth'schen orientierte.

Wie die graphischen Ähnlichkeiten suggerieren, verweben sich Darstellungen städtischer Problemlagen mit politischen Veränderungsabsichten. Die Überlagerung verschiedener Ziele und Hintergedanken bei der Eingrenzung bestimmter Stadtgebiete zeigt sich auch am Beispiel der Bausperren des Zweiten Weltkriegs (Beitrag Georg-Felix Sedlmeyer). Die gerade erwähnte Londoner Kriegsschadenskarte von 1943 weist neben den Bombentreffern auch Sanierungsgebiete aus, und zwar wohl nur deshalb in derselben Karte wie Schäden und Bombentreffer, weil sie ebenfalls als Problembereiche galten, in denen nach Auffassung der Kartenurheber oder -auftraggeber Handlungsbedarf für eine Art sozialer Reparatur bestand.

Wie die beschriebenen Verquickungen von Schäden und sozialen Missständen zeigen, können bei der Bewertung verschiedener Areale von Stadt scheinbar wissenschaftlich exakte Kategorien und Bewertungsskalen plötzlich Inkonsistenzen aufweisen, emotionale oder politische Aspekte auf materielle Bewertungen Einfluss nehmen. Karten, so war die Prämisse bis zur postmodernen Kartenkritik,⁷ visualisieren Sachverhalte und generieren Wissen. Die Wahl der Inhalte, graphischen Mittel und Ausschnitte machen Themenkarten jedoch zu Argumenten für Erhalt oder für Transformationen von Stadtarealen. Die Überlagerung verschiedener Kartierungsabsichten wie im Falle der Londoner Bomben- und Sanierungskarten lässt sich auch für den Komplex von Karten beobachten, der Erbe darstellt: Erbe-Karten liefern als Argumente zur Erhaltung bestimmter Strukturen oft nicht nur die Denkmalorte selbst, sondern auch die Stadt, in die sie eingebettet sind.

Subjektive Überlegungen, die in Denkmalkartierungen mit hineinspielen, mögen aus Perspektive klassischer mitteleuropäischer Denkmalpflege verwirren oder kritisierbar sein. Gerade solche subjektiven Zugänge zu Kultur und Erbe sind aber notwendiger Teil von Heritage-Prozessen. Erbe beinhaltet zahllose Aspekte und kann damit in variantenreichen Darstellungen erscheinen. Dass aktuelle Darstel-

6 2005 erstmals herausgegeben: The London County Council Bomb Damage Maps, 1939–1945, hg. v. Ann Saunders mit einer Einführung von Robin Woolven, London Topographical Society 2005; 2015 erneut publiziert: The London County Council Bomb Damage Maps, 1939–1945, hg. v. Laurence Ward, London 2015; Eine Slideshow mit Teilplänen ist online verfügbar im Artikel von Mason, Betsy: Bomb-Damage Maps Reveal London's World War II Devastation, National Geographic, publiziert am 18. Mai 2016, <https://www.nationalgeographic.com/science/phenomena/2016/05/18/bomb-damage-maps-reveal-londons-world-war-ii-devastation/> (14.09.2020).

7 Harley, John Brian: The New Nature of Maps. Essays in the History of Cartography, hg. v. Paul Laxton, Baltimore/London 2001.

lungsformen historisch gewachsen sind und damit auch einen historischen Blick auf die alte Stadt reflektieren, zeigt der folgende zweite Textteil.

Historische Visualisierungen vom städtischen Erbe

Nach Stadtansichten und detaillierten Stadtplänen, zum Beispiel dem Nolli-Plan für Rom,⁸ die es schon länger gab, setzte im 19. Jahrhundert die Untersuchung historischer Städte und der dort befindlichen Profanbauten ein. Der italienische Denkmaltheoretiker Camillo Boito (1836–1914), der 1893 die Frage »Konservieren oder Restaurieren?« stellte,⁹ hatte zuvor in Mitteleuropa Nürnberg und andere Städte besucht und sich dort die romantische Vorstellung zu eigen gemacht, eine ganze Stadt könne ein Denkmal sein. Während die Stadt als politische Einheit und Vorbild für den Nationalstaat gewürdigt wurde,¹⁰ untersuchten europäische Gelehrte ihren Charakter als Gesamtheit und damit auch ihr gesamtes Stadtgewebe. John Ruskin untersuchte in seinem dreibändigen architekturhistorischen Werk *The Stones of Venice* nicht nur einzelne Bauwerke, sondern auch Architekturelemente wie Fenster, Wand- oder Dachformen in spezifisch venezianischen Ausführungen.¹¹ Seine Zeichnungen von Fensterabschlüssen, Gesimsschnitten und Säulenformen stehen stellvertretend für ein Gesamtbild einer Stadt, in der Bauten des Mittelalters und der Renaissance in Fülle überliefert sind. Boito wendete sich 1883 in einem Artikel gegen geplante Verkehrsverbesserungen und Sanierungen in Venedig und verwendete hier erstmals in einem Denkmalpflegekontext den Begriff des sogenannten *ambiente*, wiederzugeben etwa mit Stadtbild, den er zuvor nur bei Reisebeschreibungen für Nürnberg und Regensburg benutzt hatte.¹² Boitos Schüler, die als Architekten auch im Bereich der Denkmalpflege arbeiteten, suchten in der Folge Kompromisse zwischen städtebaulicher Entwicklungsplanung und der Erhaltung und Präsentation der Fülle historischer Bauten im Stadtraum. Dazu verwendeten sie auch Techniken der Kartierung historisch bedeutsamer Gebäude oder ganzer Areale.¹³ Am Beginn des 20. Jahrhunderts nahm diese Suche unter italienischen Künstlern und Bauschaffenden weiter an Fahrt auf, insbesondere angeführt

8 Nolli, Giovanni Battista: Nuova Pianta di Roma, Rom 1748.

9 Boito, Camillo: Restaurare o conservare, in: Questioni pratiche di belle arti. Restauri, concorsi, legislazione, professione, insegnamento, Milano 1893, S. 1–85.

10 Cattaneo, Carlo: La città considerata come principio ideale delle istorie italiane, erschienen in *Crepuscolo*, 9. Jg., H. 42/44/50/52, S. 657–659, 689–693, 785–790, 817–821.

11 *The Works of John Ruskin*, hg. v. E. T. Cook und Alexander Wedderburn, Library Edition George Allen, London 1903, Vol. IX, *The Stones of Venice* Vol. I, 1. Aufl. London 1851.

12 Zucconi, Guido: L'invenzione del passato. Camillo Boito e l'architettura neomedievale, Venezia 1997, S. 268–276.

13 Zucconi, Guido: La politique d'une science oubliée. L'archéologie urbaine en Italie, 1880–1920, in: *Genèses*, Jg. 19, H. 1, 1995, S. 83–107.

durch einen Pionier der Altstadtplanung im 20. Jahrhundert, Gustavo Giovannoni (1873–1947), der Boitos Rolle als führender italienischer Denkmaltheoretiker nach dessen Tod übernahm und nach objektiven Kriterien für Erhaltungsstrategien in der Stadt forschte.

Italienische Intellektuelle, im Bewusstsein der künstlerischen Bedeutung ihrer Städte als Gesamtanlagen, kritisierten am Ende des 19. Jahrhunderts die dort im Vergleich zu industrialisierten Nationen spät einsetzenden Stadtumbaumaßnahmen, die zur Einführung neuer grader Straßen nach Pariser Vorbild und zur Auswechslung großer Teile historischer Gebäude führten. Noch vor dem Ersten Weltkrieg erstellten Vereinigungen von Künstlern und Künstlerinnen daher für italienische Städte Karten mit Baudenkmalern für ganze Stadtbereiche, welche Abbrüche wertvoller Bauten für Stadterneuerungsmaßnahmen verhindern sollten.¹⁴ Stadtumbaumaßnahmen bedeuteten in der Regel auch die Einführung von als störend empfundener neuer Architektur. Der zunächst auf Stadthygiene spezialisierte und kunstinteressierte junge Bauingenieur Giovannoni, Mitglied der römischen Kunstvereinigung, suchte einen Weg, dem neuen Bauen in alter Umgebung zu entgegen, indem er vorschlug, in besonders wertvollen historischen Stadtbereichen ältere Gebäude nicht durch Neubauten zu ersetzen, sondern nur einzelne von ihnen abbrechen zu lassen. Die Altstadt sollte damit ausgedünnt und gleichzeitig sollten Denkmäler in Szene gesetzt werden. Das Ansehen, das Giovannoni durch diesen Kunstgriff, das sogenannte *diradamento* (Auflichtung, Ausdünnung), gewann, machte ihn 1914 zu Boitos einflussreichem Nachfolger im nationalen italienischen Denkmalrat.¹⁵

Giovannoni entwickelte seine *diradamento*-Technik anhand der frühen oben beschriebenen Stadt-Denkmalpläne (Abb. 2). Durch die vorgeschlagenen Abbrüche entstanden neue Straßenführungen und öffneten sich kleine Plätze. Da Giovannoni das städtische Erbe in der Ansammlung bedeutender Architekturen fand, die zusammengenommen sogar wertvoller als die Summe dieser Gebäude erschien, folgte er daraus die denkmalpflegerische Konsequenz, diese Architekturen instandzusetzen und zusätzlich möglichst wirksam in der Stadt zu präsentieren. Giovannoni war sich bewusst, dass er mit seiner *diradamento*-Technik zwar wichtige Baudenkmäler erhalten, deren Umgebung aber auch künstlerisch – und damit auch künstlich – umformen konnte und musste. Dies nahm er in Kauf, da er die Einzelbauten und deren beeindruckende Fülle als städtisches Erbe betrachtete und nicht so sehr, wie etwa in der damals vorherrschenden deutschen Sichtweise, ganze ge-

14 Fontana, Vincenzo: Il caso di Roma, in: Camillo Sitte e i suoi interpreti, hg. v. Guido Zucconi, Milano 1992, S. 145–155, hier S. 145f.

15 Pane, Andrea: From Boito to Giovannoni. A difficult legacy, in: *Conversaciones...*, Revista de conservación, H. 4, 2017, S. 136–154.

Abb. 2: Gustavo Giovannoni 1913, »diradamento« um die Via dei Coronari in Rom, Denkmäler dunkel schraffiert, Gebäudeabbrüche in punktierten Linien

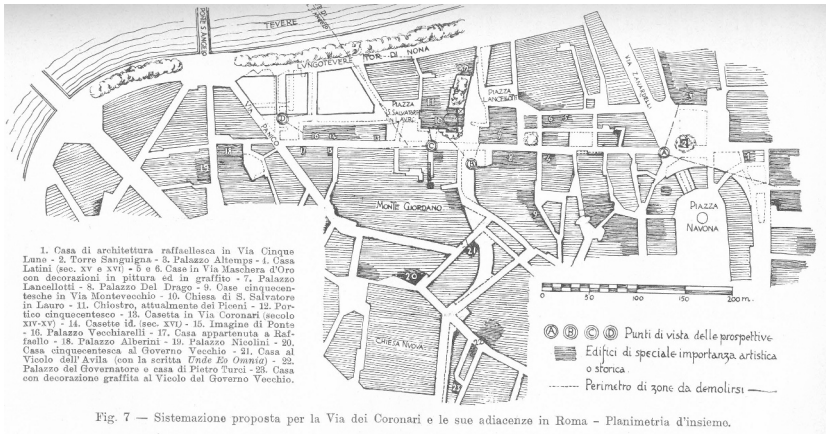


Fig. 7 — Sistemazione proposta per la Via dei Coronari e le sue adiacenze in Roma — Planimetria d'insieme.

schlossene Straßenzüge.¹⁶ Unterschiede zwischen Giovannonis Herangehensweise und der seiner Kollegen in Deutschland finden sich nicht nur in den Sprachbildern für Umbaumaßnahmen, die auf italienisch mit »Lichtung« auf eine Durchforstung verweisen und auf deutsch mit »Entkernung« eine Erhaltung durchgehender Straßenfassaden versprochen. Sie finden sich auch in den graphischen Darstellungen selbst. Während italienische Planer/-innen und Denkmalpfleger/-innen das Erbe bevorzugt über Stadtplänen visualisierten, wurden in Deutschland Fassadenabwicklungen zum visuellen Mittel der Wahl für städtisches Erbe. Diese Unterschiede der Erbe-Wahrnehmung und -darstellung wirkten sich auch direkt auf Strategien der Umbauplanung aus.¹⁷

Kunstgriffe zur Harmonisierung von Alt und Neu

Die Erstellung und Veröffentlichung von »Verbesserungs«-Plänen für italienische Städte (*piani di regolamento*), in denen diese Neuerungen im Stadtgrundriss aufwändig präsentiert wurden, ging in der Regel den Umbaumaßnahmen voraus.

16 Vgl. unter anderem Haps, Silke: Erhaltung und Gestaltung von Altstadtbereichen. Fassadenwettbewerbe und Wertvorstellungen im Städtebau des frühen 20. Jahrhunderts, in: Die Denkmalpflege. Jg. 69, H. 1, 2011, S. 25–33.

17 Für die deutschsprachige Schule um Cornelius Gurlitt siehe Schilling, Otto: Innere Stadterweiterungen, Berlin 1921.

Restaurierte Bauten, aber auch ganze Plätze, die instandgesetzt worden waren, wurden in neuen, aufwändig produzierten Zeitschriftenbänden und Festschriften präsentiert. Die alten Gebäude wurden in Propagandaveranstaltungen wieder neu eröffnet und damit denkmalpflegerische Resultate multimedial inszeniert. Maßnahmen der Stadtpflege, die heute unter angesetzter Patina in der Rückschau unauffällig anmuten, wurden so ins Bewusstsein der Bevölkerung gerückt. Pläne und Graphiken lieferten Argumente für die Richtigkeit der Maßnahmen und betonten ihre Bildwirkung, sie verankerten diese im Gedächtnis einer breiten Öffentlichkeit.

Die Interventionen in Altstädten, die als Reparatur- oder gar als Restaurierungsmaßnahmen an der Stadt beworben wurden, zeigen aus heutiger zeitlicher Distanz eindrucksvoll auf, dass moderne Eingriffe, gleich welcher Art, in historische Stadtbereiche immer doch moderne und eben nicht historische Räume schaffen.¹⁸ Die Auswahl und Komposition von Gebäuden und anderen Erbe-Elementen führte damals und führt noch immer zu einer Produktion von Erbe. Eine solche Erbe-Produktion wird, wie im Falle Italiens gezeigt, in der Regel auch graphisch vorbereitet. Die malerische Städtebaubewegung, der Giovannoni ebenso wie viele deutsche Kollegen angehörte, visualisierte Erbe-Elemente nicht nur im Hinblick auf ihre Dokumentation, sondern sah darin auch gleichzeitig den ersten Schritt eines künstlerischen Planungsaktes. Im Falle der Grundrissdarstellung von Denkmalgebäuden im Stadtraum konnten neue Straßenführungen und Stadträume rings um diese Bauten entworfen werden – als stadtrestituierende Maßnahmen zur visuellen Würdigung dieser Bauten und in den Aus- und Durchblicken, die der Stadtraum öffnete. Im Falle einer Fassadenabwicklung konnten Lücken in historischer Bebauung unter Hinzuziehung von Bauelementen wie Erkern, Zinnen oder Ähnlichem, die den historischen Stadtraum in den Augen der Entwerfer bereicherten, frei ergänzt werden.

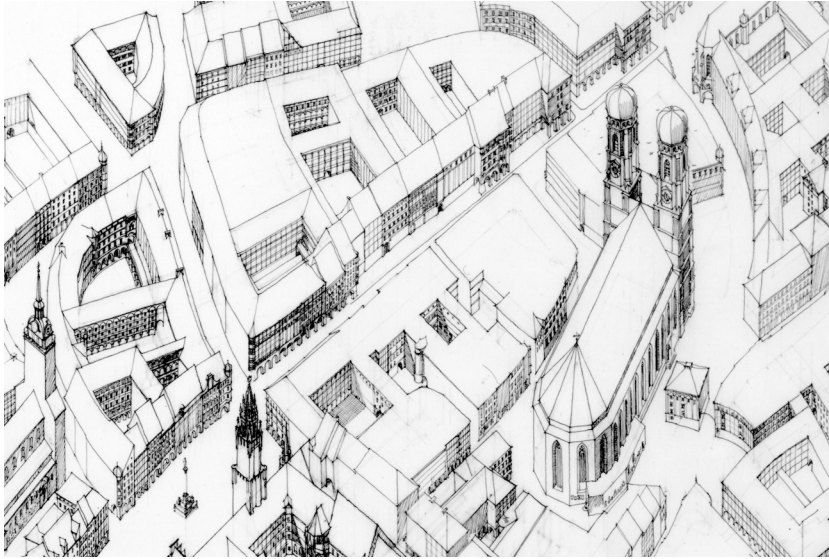
Kriegsschäden und städtisches Erbe

Über die großen Pläne des Wiederaufbaus sind wir dank der Forschung der letzten Jahre immer besser informiert.¹⁹ In dieser Zeit entstand eine große Bandbreite individueller Themenkarten zu verschiedenen Aspekten der Stadt, wobei im Folgenden speziell die Spielweisen von Erbe-Karten vorgestellt werden sollen.

18 Eine Bandbreite unterschiedlicher Beispiele findet sich in den Beiträgen des Bandes *Townscapes in Transition. Transformation and Reorganization of Italian Cities and their Architecture in the Interwar Period*, hg. v. Carmen M. Enss und Luigi Monzo, Bielefeld 2019.

19 Z.B. Lükens-Isberner, Folkert: *Große Pläne für Kassel 1919–1949. Projekte zu Stadtentwicklung und Städtebau*, Marburg 2016.

Abb. 3: Hermann Leitenstorfer 1947, städtebaulicher Vorschlag für den Aufbau der Stadtmitte mit neuen Arkaden



Ein Jahr nachdem Meitinger sein Aufbauprogramm für München veröffentlicht hatte, publizierte dessen Nachfolger, Stadtbaurat Hermann Leitenstorfer, eine städtebauliche Ideenskizze für die Neubebauung der Altstadt rings um die Frauenkirche (Abb. 3). 1947 waren schon die meisten Grundstücke von Schutt und Ruinenresten beräumt. Leitenstorfer wollte die Baulinie (bayerische Bezeichnung Fluchtlinie) für Neubauten rückversetzen und in die Altbauten, die noch standen, Fußgängerarkaden einbauen. Neubauten stellte er in seiner Skizze wesentlich weniger detailliert als die Altbauten, dafür mit angedeutetem Fassadenraster, dar. In den folgenden Jahren des Wiederaufbaus wurden tatsächlich, teils mit erheblichem baulichen Aufwand, Arkadengänge in die Vorkriegsbauten eingesetzt.²⁰ Arkaden wurden daraufhin zum Symbol für das Alte München, auch wenn diese Bauform nicht aus alter Zeit stammt. In der Kaufingerstraße, der ehemaligen zentralen Durchfahrtsstraße und Fußgängerzone, werden die meisten Arkaden gar nicht mehr benötigt. Gegen einen Rückbau solcher Arkaden regte sich in den letzten Jahren Wi-

20 Enss, Carmen M.: Münchens geplante Altstadt, Städtebau und Denkmalpflege ab 1944 für den Wiederaufbau, Bielefeld 2016, S. 150–151.

derstand von Vereinen und der Stadtheimatpflege.²¹ Auch die Altbauten selbst haben durch die Arkaden und die vorgesetzte Lage im Straßenraum im modernen Nachkriegsmünchen an Präsenz im Stadtraum gewonnen. Die Altstadtbild, das sowohl Meitinger als auch sein Nachfolger Leitenstorfer graphisch präsentierten, brachte also die heute vorherrschende Erbe-Vorstellung in München hervor.

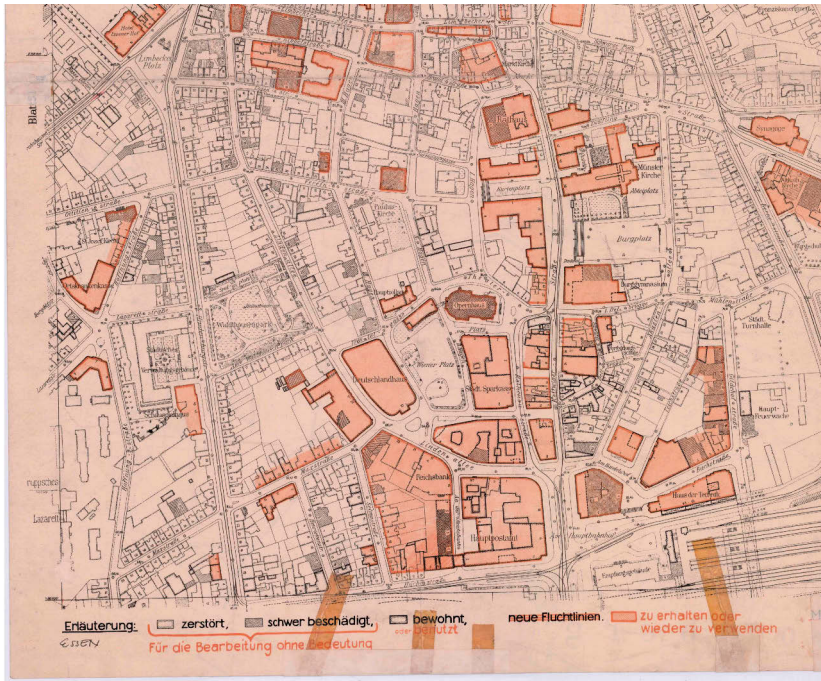
In Österreich wurde der erste sogenannte Kunsthistorische Plan für die Stadt Wien schon 1916 publiziert. Die Baualterskartierung kann als Wertung für die Erhaltungswürdigkeit interpretiert werden und gemeinsam mit Empfehlungen, wo gegebenenfalls in jüngeren Bereichen umgebaut werden könne, auch als Erbe-Plan interpretiert werden.²² Erst im Zweiten Weltkrieg, im Angesicht der Zerstörungen, entstanden aber in Österreich, und überhaupt im deutschsprachigen Bereich, zahlreiche neue Denkmalkarten, die das urbane Erbe in vielfältigen Kategorien oder Wertstufen visualisierten und dabei neben dem Alter verschiedenste Bewertungsaspekte zugrunde legten. Unter Zeitdruck und ohne funktionierenden wissenschaftlichen Austausch entwickelte man kreative Ansätze für das, was das Erbe einer Stadt ausmacht, veranschaulicht sie mit ganz unterschiedlichen graphischen Mitteln, deren Wahl sich dann auf die Stadtbildproduktion im Wiederaufbau auswirkte. Graphische Darstellungen bestimmten Planungsentscheidungen mit.

Für Essen kartiert eine unbenannte, vermutlich städtische Stelle bestimmte Gebäude oder Areale, Bausteine städtischen Erbes, die im Aufbau »zu erhalten oder wieder zu verwenden« seien (Abb. 4). Grundkarte für diesen Erbe-Plan war ein gedruckter Schadensplan, der Gebäude als »zerstört« (Rahmenschraffung), »schwer beschädigt« (durchgehende Schraffung) und zusätzlich als »bewohnt« (fetter Umriss) darstellte. In der Legende wurden als zusätzliche Kategorie »neue Fluchtlinien« aufgeführt, was darauf schließen lässt, dass die gedruckte Plangrundlage zur Wiederaufbauplanung erzeugt wurde. Für den Zweck der Erbe-Kartierung wurde die Legende jedoch abgeändert: Die Kategorien »zerstört« und »schwer beschädigt« wurden mit dem Hinweis »für die Bearbeitung ohne Bedeutung« als irrelevant für die Erhaltungsentscheidungen eingestuft. Die Erbe-Areale umfassen meist einen

21 Dürr, Alfred: Experten fordern Erhalt der Arkaden an der alten Akademie, in: Süddeutsche Zeitung online, 18. September 2019, <https://www.sueddeutsche.de/muenchen/muenchen-alt-e-akademie-arkaden-1.4605233> (22.10.2020).

22 Hugo Hasslinger: Kunsthistorischer Atlas der K. K. Reichhaupt- und Residenzstadt Wien und Verzeichnis der erhaltenswerten historischen, Kunst- und Naturdenkmale des Wiener Stadtbildes, Tafelteil, Wien 1916. Auf die wertenden Empfehlungen für mögliche Eingriffe ins Wiener Altstadtensemble, die gleichzeitig in diesem Kunstinventar abgeben wurden, verweist Birgit Knauer in Wege der Erhaltung des historischen Stadtzentrums von Wien, Akteure, Interessen, Konflikte, in: Erhaltung. Akteure – Interessen – Utopien, Veröffentlichung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V., Bd. 29, hg. v. Stephanie Herold und Christian Raabe, S. 14–21, hier S. 15. Dort ist auch eine Abbildung des *Kunsthistorischen Plans* für den 1. Wiener Bezirk abgedruckt.

Abb. 4: Schadensplan für Essen, wohl nach Kriegsende, in Rot eingezeichnete Erbe-Areale, bezeichnet als »zu erhalten oder wieder zu verwenden«



Block, wobei auch zerstörte Bereiche, teils mit neuen Fluchtlinien versehen, als Erbe-Areale markiert sind. Für Nürnbergs Zentrum erstellte die Stadtverwaltung offenbar 1943, noch bevor schwere Luftangriffe begannen, eine Gesamtkartierung aller »historischen, historisch wertvollen und historisch wertvollsten« Bauten, vermutlich um der Feuerwehr Informationen zum bevorzugten Löschen von Bränden an diesen Bauten an die Hand zu geben.²³ Dabei wurden nicht nur bestimmte Baugruppen, sondern alle Einzelgebäude im Detail in vier Kategorien erfasst. Den elaboriertesten Schadens- und Denkmalplan, der bislang in Deutschland gefunden wurde, ließ die Denkmalschutzstelle der Stadt Augsburg zeichnen.²⁴ Sie stellte al-

23 Ruinen und urbanes Kulturerbe. Stadtkartierung in Nürnberg 1942–1952, Bamberg 2020, Lehrforschungsbroschüre im Masterstudiengang Denkmalpflege/Heritage Conservation, S. 32–33, doi.org/10.20378/irb-47932.

24 Sedlmeyer, Georg-Felix: Augsburg. Die Funktion der Kriegsschadenserfassung in der Wiederaufbauplanung, in: Wertzuschreibungen und Planungslogiken in historischen Stadträumen, hg. v. Lisa Marie Selitz und Sophie Stackmann, Bamberg 2018, S. 13–54.

le historisch bedeutsamen Altstadtbauten in Schadensklassen dar und unterschied auf einer gleitenden Denkmalwerteskala zwischen hochbedeutend (klare Farben, Stift fest aufgedrückt) und weniger wertvoll (farbig nur schwach akzentuiert). Auf die beobachtbaren Denkmalbewertungen wird allerdings in der Legende nicht verwiesen. Die drei erwähnten verschiedenen Arten der Erbe-Kartierung zeigten nicht nur unterschiedliche Grade der Detaillierung, sondern unterschieden sich auch im Kartierungsziel: Ging es im Falle der Nürnberger und Augsburger Karten um die materielle Sicherung bestimmter Gebäude, besonders ihrer Fassaden und ihres Schmucks, so lässt die Form der Umriss- und eingekreisten Flächen erkennen, dass hier nicht nur die existierenden Gebäude erhalten, sondern generell städtebauliche Positionen mit Gebäuden besetzt werden sollen, die diese Areale als historische Orte im Stadtraum markierten. Während etwa die Denkmalschutzstelle in Augsburg fast die gesamte Bebauung im Stadtzentrum bewertete, traf dies im stärker beschädigten Essen nur auf Teilbereiche zu, womit der Stadtplanung in den übrigen Zonen keine Planungshinweise gegeben wurden. Augsburg und Nürnberg kartierten jeweils nur das Erbe innerhalb ihrer Stadtmauern und orientierten sich damit – ähnlich wie München – an einen zentralen Traditionsbereich. In Essen hingegen verteilen sich die Erbe-Bausteine auf das gesamte zugrundeliegende Katasterblatt. Vermutlich werden in weiteren Forschung wiederum neue Dokumente auftauchen, die wieder andere Darstellungsstrategien für städtisches Erbe in der Kriegs- und Aufbauzeit offenbaren.

Schon allein aus diesen Beispielen zeigt sich, dass die heute übliche Markierung von Ensembles oder Denkmalzonen nur eine von zahlreichen Möglichkeiten der Visualisierung und Eingrenzung von Erbe in der Stadt ist. Je nachdem, welche Expert/-innen oder Bewohner/-innen einer Stadt man befragt, werden sich neue Darstellungsstrategien auf tun. Um neue Personenkreise in den Erbe-Prozess und die Entwicklung neuer Erbe-Ideen einzubinden, bietet es sich an, auch gezielt nach neuen Denk- und damit auch Visualisierungsstrategien für städtisches Erbe zu suchen.

Planung, Denkmalexpertise, Partizipation: Das Visuelle als gemeinsame Sprache in Sachen Erbe

Stets schufen Nachkriegsplaner/-innen moderne Räume, wenn sie im historischen Umfeld arbeiteten. Nicht anders geht es heutigen Planer/-innen, die historische Stadträume grundlegend überarbeiten, etwa Siedlungen der Nachkriegsjahrzehnte verdichten. Die Warschauer Altstadt mag auf den ersten Blick sehr alt erscheinen, sie ist aber heute mit den Anpassungen für moderne sozialistische Wohnbedürfnisse ein Raum der Nachkriegsmoderne. Der oben gemachte Rückblick machte deutlich, dass besonders die Kriegs- und Nachkriegsgeneration nicht umhin kam,

ihre eigene Erbe-Auswahl zu treffen. Ähnlich geht es uns heute, wenn Veränderungen politisch gewollt sind und notwendig erscheinen. Umso wichtiger wird, diese Erbe-Auswahl zu diskutieren, zu hinterfragen und in der Öffentlichkeit und Stadtgesellschaft, die ja die eigentliche Erbin ist, rückzuverankern. Heute treffen die Veränderungsabsichten insbesondere den nahezu unüberschaubaren Bestand an Nachkriegsbauten, an dem nun, da er häufig baufällig wird, planerisch gearbeitet wird. Weil sich in diesem flächenmäßig sehr großen Bestand noch viele unentdeckte Baudenkmale verstecken und auch, weil eine Erhaltung großer Teile schon allein klimatechnisch angeraten ist, lohnt eine enge Zusammenarbeit zwischen Planer/-innen, Baukulturbeteiligten und Denkmalexpert/-innen. Besonders im Bereich der Partizipation der Bevölkerung können Plan-Bilder anschaulicher und leichter verwendet, frei bearbeitet und ergänzt werden als Texte. Der jüngere Erbe-Bestand benötigt Schutz- und Planungsmethoden, die genau auf ihn zugeschnitten sind, auch genauso auf die Grün- und Straßenräume, die gepflegt und gegebenenfalls im Hinblick auf Verkehrswende und »Sponge City« umgebaut werden muss. Die räumlichen Zusammenhänge der gegliederten und aufgelockerten Stadt erfordern andere Tradierungsformen als Stadtzentren in der Überlieferung des 19. oder frühen 20. Jahrhunderts und damit neben neuen Planungs- auch neue Visualisierungsstrategien. Graphische Mittel, die auf eine Tradierung vorindustriellen Erbes konzentriert waren, rekurrten, wie gezeigt, auf Fassadenabwicklungen, Steildächer, Fensterformate, Erker, Arkaden und Ähnliches. Passende städtebauliche Strategien waren abgeschlossene historische Quartiere als städtebauliche Sonderzonen und historisierende Stadtgrundrisse. Für die Tradierung der Stadt des 20. Jahrhunderts können sich hingegen ganz neue graphische Welten auf tun. Für Denkmalexpert/-innen lohnt es, hier eine gemeinsame visuelle Sprache mit anderen Stadtdisziplinen zu suchen und zu entwickeln. Etabliert haben sich zwar amtliche Darstellungen in gedruckten Denkmaltopographien und in digitalen Denkmalviewern. Über anerkannte und gelistete archäologische Denkmäler, Bau- und Flächendenkmäler hinaus, die in exakten Polygonen ihrer baulichen oder festgesetzten Grenzen dokumentiert werden, bieten freie Erbe-Visualisierungen Möglichkeiten für Städte, über individuelle Erbe-Vorstellungen in Stadtgesellschaft, Politik und Verwaltung zu verhandeln.

Fazit

Das Studium thematischer Stadtkarten erlaubt, verschiedene historische Sichtweisen auf die Stadt zu lesen. Denn der Wettbewerb um gute Ideen der Tradierung historischer Orte wurde im vergangenen Jahrhundert auch mit graphischen Mitteln ausgetragen. Seit wir planen und seit wir Denkmäler instandsetzen, produzieren wir Erbe. Mit dieser Erkenntnis können Denkmalexpert/-innen mutig, ge-

meinsam mit Planern, auch graphische Mittel einsetzen im Wettbewerb um gute Ideen zur Platzierung historischer Orte in der Stadt. Denkmalpfleger/-innen sollten einen visuellen Umgang mit Daten und Bewertungen üben – ebenso wie sie die Kraft der Worte beherrschen. Gerade im digitalen Zeitalter lohnt es, sich die Kunst der Graphé in beiden griechischen Bedeutungen (Anzeigen/Beschreiben und Zeichnen) anzueignen, also auch visuelle Strategien zur Verhandlung von Kulturerbe im Sinne einer vielfältigen Pflege von Erbe einsetzen. Dies ist auch notwendig, wollen wir neue Formen und Konzepte städtischen Kulturerbes, die im Zuge der Heritage-Debatten aufscheinen, in den Kreislauf der Diskussionen, der Planung und Tradierung hineinbringen.

Bildnachweis

1 In: Meitinger, Karl: Das neue München. Vorschläge zum Wiederaufbau, München 1946, S. 14-15; 2 In: Giovannoni, Gustavo: Il »diradamento« edilizio die vecchi centri: Il quartiere della Rinascenza in Roma, in: Nuova Antologia, Jg. CLXVI, Serie V, 1. Juli 1913, S. 53-76, hier S. 69; 3 In: Neuplanung 1947 (ohne Paginierung), Bibliothek des Stadtarchivs München; 4 Carleton University Archives and Research Collections, Ottawa/Kanada, Niels Gutschow private collection.

Sperrzone Heimat. Bausperren für den Wiederaufbau am Ende des Zweiten Weltkriegs

Georg-Felix Sedlmeyer

The structural changes that occurred in German cities in the course of reconstruction after the Second World War are still visible today. Reconstruction planning undertaken in the wake of destruction often involved an attempt to turn the situation to advantage and reshape existing urban and architectural conditions in accordance with modern demands. In this context, the imposition of ordinances forbidding all building activity within designated areas (*Bausperren*) became one means by which municipal building authorities could prevent the construction of inappropriate or unsanctioned projects in areas slated for restructuring, and thus keep the way clear for the realization of their larger planning goals. Given the drastic housing shortages of the immediate postwar years, however, such ordinances appear counterproductive. The reasons for their imposition, and in particular the motives that stood behind the selection and definition of specific urban areas, have been described only vaguely thus far. Current research on the recording of war damage in Hanover and Hamburg has revealed that the designation of certain spaces as off-limits for building was not only a function of urban planning processes, but could also respond to pragmatic considerations related to crisis management, or else reflect no-go areas as identified by police. Such spaces were a temporary form of zoning that anticipated and also facilitated later restructuring measures, some of which were quite radical. Two examples from Hamburg and Hanover are introduced to illustrate the various reasons for imposing *Bausperre* ordinances and to show the different consequences that resulted from the use of this zoning instrument. The goal is to raise awareness of the *Bausperre* as a tool of urban planning.

Bausperre

Das langsam und häufig privat einsetzende Wiederaufbaugeschehen drohte in den Jahren um das Kriegsende herum ungeordnet und planlos zu verlaufen, herrschte doch allorts eine unübersichtliche administrative Lage, die unangenehmtem

Bauen Platz bot. Die Bausperre erschien dabei den städtischen Behörden und auch den Planern als ein probates Mittel, um das Wiederaufbaugeschehen nach einem bestehenden Plan zu lenken oder zumindest bis zu einer Planaufstellung zurückzuhalten.¹ Als eine städtebauliche Maßnahme erscheint die Bausperre damit erst einmal banal und nachvollziehbar, war und ist sie doch aus städteplanerischer Perspektive lediglich eine Veränderungssperre oder eine Zurückstellung von Baugesuchen zur Erschließung und Sicherstellung der Bebaubarkeit von Grundeigentum in Vorbereitung auf einen Bebauungsplan.² Für die Wiederaufbauzeit muss diese Sicht auf Bausperren jedoch ausgeweitet werden. In der wegweisenden Wiederaufbaupublikation *Träume in Trümmern* von 1988 wird bereits auf die Verwendung von Bausperren im Zusammenhang mit Zerstörung und zur Durchsetzung städtebaulicher Ziele in Deutschland³ sowie in anderen europäischen Ländern verwiesen.⁴ Gleichzeitig legen die Schilderungen in der Literatur aber einen Widerspruch offen: Einerseits drängte man, der Wohnungsnot geschuldet, allerorts auf eine schnelle, privat initiierte Instandsetzung oder zumindest auf eine Sicherung noch bestehender Bauten und Baureste, um sie vor witterungsbedingtem Verfall zu schützen und um sie schnellstens wieder einer Nutzung zuzuführen.⁵ Andererseits versuchte man mit Bausperren Bauinitiativen zu verhindern, um Land für Neuplanungen zurückzuhalten oder Baumaterialien zu sparen, die daraufhin gezielt an anderer Stelle eingesetzt werden konnten, wie weiter unten noch gezeigt werden wird. Aus welchen Gründen Bausperren im Wiederaufbau eingesetzt wurden und wie sie räumlich definiert wurden, blieb bisher in der Literatur eine offene Frage, die – wenn überhaupt – nur vage angesprochen wurde.⁶

Wie es nun zu der Einrichtung und der räumlichen Begrenzung von Bausperren kam, soll nachfolgend an zwei Beispielen zu Hamburg (Hammerbrook) und Hannover (Mitte) beleuchtet werden. Bausperren halfen, das wird das Hamburger Beispiel zeigen, ein Gebiet tiefgreifend umzustrukturieren, indem sie benötigtes Bauland für die Planungen von unkontrolliertem Bauen oder ungenehmigter Nutzung freihielten. Der Fall Hannover wird zeigen, dass mittels Bausperrgebieten auch städtische Zonierungen wie Traditionsinseln und Altstadtquartiere neu entstehen konnten. Dass solche Quartiere als etwas Gemachtes und nicht als etwas Überkommenes oder Erhaltenes verstanden werden sollten, zeigte bereits Gerhard

1 Vgl. Durth, Werner/Gutschow, Niels: *Träume in Trümmern. Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940-1950*, Braunschweig 1988, S. 247.

2 BauGB § 14 und BGH, Urt. v. 26.11.1954 – V ZR 58/53 = BGHZ 15, 268 – Stuttgarter Bausperre.

3 Durth und Gutschow, *Träume in Trümmern*, S. 147.

4 Ebd., S. 293.

5 Vgl. Ebd., S. 137 und S. 730.

6 Vgl. Ebd. und Beyme, Klaus/Durth, Werner/Gutschow, Niels: *Neue Städte aus Ruinen. Deutscher Städtebau der Nachkriegszeit*, München 1992; Beyme, Klaus: *Der Wiederaufbau*, München 1987.

Vinken in *Zone Heimat*,⁷ auf das auch der Titel dieses Textes anspielt, indem er die Authentizitätsbehauptungen über diese Stadtbereiche widerlegte. Dieser Beitrag will nun die Geschichte hinter dem Machen von Stadtquartieren im Wiederaufbau um das Detail der Bausperren bereichern. Es soll hier der geschichtliche Weg von der Kriegszerstörung hin zu einer Bausperre für den Wiederaufbau nachgezeichnet werden. Möglich wurde die Betrachtung durch aktuelle Forschung zur Kriegsschadens Erfassung⁸ am Bamberger Kompetenzzentrum für Denkmalwissenschaften und Denkmaltechnologien.

Krieg, Zerstörung und Wiederaufbau

Mit dem Luftangriff auf Lübeck Ende März 1942 wurde erstmals ein Stadtkern einer deutschen Großstadt flächenhaft bombardiert und schwer beschädigt. Bis zum Kriegsende folgten viele weitere Gemeinden im gesamten damaligen Deutschen Reich. Mit dem darauffolgenden Wiederaufbau traten meist weitere tiefgreifende Veränderungen in den beschädigten Innenstadtbereichen ein. Die hier im Fokus stehenden Städte Hamburg und Hannover wurden während des Zweiten Weltkriegs zusammen rund 300 Mal von alliierten Luftangriffen getroffen.⁹ Die verheerendsten Angriffe auf Hamburg waren im Sommer 1943. Hier wurde in einer mehrtägigen Angriffsserie von Ende Juli bis Anfang August die umfangreichste Beschädigung der Stadt im Krieg erwirkt.¹⁰ Als schwerster Angriff auf Hannover gilt der Luftschlag vom 9. auf den 10. Oktober 1943.¹¹ Man spricht davon, dass speziell in diesen einzelnen Angriffen die Städte zerstört oder vernichtet¹² worden seien, wenngleich viele Luftangriffe vorweg gingen und besonders auch nachfolgten. Diese Hauptangriffe waren meist dadurch charakterisiert, dass sie die Innenstadt erstmals weitflächig beschädigten und somit als ›die Zerstörung‹ beschrieben werden. Sie waren zweifelsohne äußerst schwerwiegend und trafen dabei Bereiche der Stadt, die mit ihren Bauten als identitätsstiftend angesehen wurden. Randgebiete blieben dagegen oft unberührt.

Auf die Zerstörung folgten überall Absichtserklärungen zum Wiederaufbau. Als erste Willensbekundungen zum Wiederaufbau der Stadt Hannover sind beispiels-

7 Vinken, Gerhard: *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*, München 2010.

8 Forschungsprojekt *Kriegsschadensaufnahme des Zweiten Weltkriegs als Heritage-Making Moment*.

9 Siehe Anm. 10 und 11.

10 Blunck, Niels: *Trümmerräumung und Trümmerverwertung in Hamburg 1943–1954*, Hamburg 1992, S. 8.

11 Durth und Gutschow, *Träume in Trümmern*, S. 729.

12 Vgl. Brunswig, Hans: *Feuersturm über Hamburg*, Stuttgart 2003, S. 121 und Durth und Gutschow, *Träume in Trümmern*, S. 8.

weise zwei kuriose Vorschläge mit einer unterirdischen Verbunkerung der Stadt oder einer gesamten Verlegung der Stadt an einen anderen Ort bekannt.¹³ Die allerdings noch vorhandenen städtebaulich-materiellen Werte wie Trümmermaterial, Fundamentierungen, Keller, Straßenführungen und vor allem weitgehend unbeschädigte unterirdische Versorgungsleitungen machten den Wiederaufbau vor Ort am praktikabelsten: Ein Wiederaufbau auf alten Strukturen erschien am schnellsten und wirtschaftlichsten.¹⁴ Dabei wollte man auch die Kriegsbeschädigungen als Chance zur Verbesserung städtebaulicher Situationen nutzen. Doch die damaligen Städtebauer sahen auch, dass die Enttrümmerung, Planung und ausführende Wiederaufbauleistung mehrere Jahre in Anspruch nehmen würden – vor allem, da noch viele Fragen zur Finanzierung, zu Material und Arbeitskräften bis hin zu Rechtsgrundlagen geklärt werden mussten.¹⁵ Besonderes Augenmerk bei der Wiederaufbauplanung legten die Städtebauer auf die Bereiche der Kernstadt: Verkehr, Wohnen, Wirtschaft, repräsentative Gebäude sowie identitätsstiftende Architektur sollten in ihnen vereint werden.¹⁶ Diese Bereiche wollten wohlgedacht sein. Dafür benötigte die Planung Zeit, die nicht gegeben schien: Denn die Bevölkerung drängte auf die rasche Schaffung von Wohnraum und die Wirtschaft benötigte dringend Arbeits- oder Verkaufsräume. Auch private Grundeigentümer begannen mancherorts schon unmittelbar nach den Beschädigungen, eigenhändig Baureste einzulegen oder auszubauen – sogenanntes »wildes Bauen«.¹⁷ Planvolles Wiederaufbauen, mit der Umsetzung schon lang ersehnter städtebaulicher Optimierungen, drohte aus Sicht der Planer utopisch zu werden.

Hamburgs ›Tote Zone‹

Ein erster Schritt hin zum planvollen Wiederaufbau nach einer Zerstörung war eine Feststellung der eingetretenen baulichen Kriegsschäden (Kriegsschadens Erfassung) ähnlich einer städtebaulichen Bestandserhebung.¹⁸ Die Kriegsschadens Erfassung, so wird es bislang vom Autor angenommen, ermöglichte einen Überblick über materielle, räumliche oder zeitliche Gegebenheiten zur Priorisierung der ersten Planungsschritte. Erste Schadensaufnahmen lieferten meist die örtlichen Luftschutzleitungen, die Polizei oder, in Hamburg, das Amt für Kriegswichtigen Einsatz.¹⁹ Diese Schadensaufnahmen waren noch nicht *per se* für eine Wiederauf-

13 Durth und Gutschow, Träume in Trümmern, S. 720.

14 Ebd., S. 719.

15 Ebd., S. 729.

16 Aufbaugemeinschaft Hannover: Stadtmitte Hannover, Hannover 1949.

17 Durth und Gutschow, Träume in Trümmern, S. 729.

18 Vgl. Schleicher, Ferdinand: Taschenbuch für Bauingenieure, Berlin 1943, S. 1254f.

19 Vgl. Durth und Gutschow, Träume in Trümmern, S. 601–605.

bauplanung vorgesehen. Sie werden hier primär als ein Überblicksdokument für die Einschätzung der Situation nach einem Luftangriff gewertet, gaben aber schon zusammenhängende, beschädigte Stadtbereiche zu erkennen. In Hamburg ist eine entsprechende Schadenserhebung in Form einer Karte zu den Luftangriffen im Sommer 1943 erhalten, welche hier, in einem Ausschnitt, zum ersten Mal abgebildet wird (Abb. 1).²⁰ Diese Karte kann der unmittelbaren Zeit nach dem verheerenden Angriff²¹ zugeordnet werden und wird hier als Informationskarte der städtischen Behörden zur Überblickswahrung oder zum Katastrophenmanagement gedeutet. Das Interessante daran ist, dass hierauf nicht nur bauliche Schäden kartiert werden, sondern auch ein »Totes Gebiet«²² (die Stadtteile Hammerbrook, Rothenburgsort und Hamm-Süd, eine circa vier Quadratkilometer große Fläche) als Sperrzone ausgewiesen wird. Diese »Tote Zone« oder Sperrzone ist spätestens seit dem 16. August 1943 belegt²³ und findet sich wiederholt auf zeitlich nachfolgenden Schadenskarten.²⁴ Der ehemalige Polizeipräsident Hamburgs, Hans Julius Kehrl, erklärt den Begriff 1960 wie folgt:

»Grund zur Schaffung der »Toten Zone« war die bisher unvorstellbar große Anhäufung von Leichen mit den besonders anfänglich in den Vordergrund tretenden hygienischen Bedenken. [...] Durch das Schaffen einer »Toten Zone« wurden zahllose Einzelabsperrungen bei einsturzgefährdeten Häusern vermieden und starke[,] für den Absperrdienst sonst erforderliche polizeiliche Kräfte gespart [Herv. i. O.]«²⁵

Die Ausfertigungen des Plans »Hamburg nach dem 3. August 1943«²⁶ mit der Sperrzone werden – das geht aus einem Schreiben des Hamburger Stadtplaners Konstanty Gutschow vom 16. Oktober 1943 hervor – als »Richtlinie für alle Wiederaufbaumaßnahmen«²⁷ angesehen. Eine Zukunftsfähigkeit spricht Gutschow den verbliebenen Baulichkeiten innerhalb der Sperrzone nicht zu. Auch im Generalbebauungsplan von 1944 überlegte Gutschow eine Neuordnung dieser »verwüste-

20 Sta Hansestadt Hamburg, 720-1_265-11: Luftangriffe auf Hamburg vom 25.7.–3.8.1943.

21 Vgl. Sta Hansestadt Hamburg, 322-3_B80: Schreiben des Kreisbeauftragten Zoder an das AKE vom 03.08.1943.

22 Sta Hansestadt Hamburg, 720-1_265-11, Luftangriffe auf Hamburg vom 25.7.–3.8.1943.

23 Vgl. Durth und Gutschow, Träume in Trümmern, S. 672.

24 Sta Hansestadt Hamburg, 720-1_265-11 Stadtplanungsamt 10.09.1943 (Zonenkarte 1943); Schadenskarte 03.01.1944, Beilage 1 zu: Düwel, Jörn/Gutschow, Niels: Fortgewischt sind alle überflüssigen Zutaten, Berlin 2008.

25 Bericht des Polizeipräsidenten Kehrl, zitiert nach Graff, Michael: Stadtentwicklung und Stadtplanung in Hamburg. Der Wiederaufbau nach 1945, Hamburg 1988, S. 73.

26 Vgl.: Sta Hansestadt Hamburg: 720-1_265-11 Stadtplanungsamt 10.09.1943 (Zonenkarte 1943); auch Schadenskarte 03.01.1944, Beilage 1 zu: Düwel und Gutschow, Fortgewischt.

27 Sta Hansestadt Hamburg, 430-5_3109-03, Schreiben Gutschows an den Kreisbeauftragten 8a vom 16.10.1943.

Abb. 1: Plan der Luftangriffe auf Hamburg zwischen dem 25.07. und dem 03.08.1943 mit Ausweisung der polizeilichen Sperrzone



ten«²⁸ Bereiche.²⁹ Um später diese Neuordnung durchführen zu können, überführte man den größten Teil³⁰ der ›Toten Zone‹ (Stand zum 10. September 1943) im Hamburger Südosten bis spätestens zum 14. Juli 1944³¹ in ein geplantes und bis zum 2. August 1944³² in ein tatsächliches Bausperrgebiet. Das vormals gemischt genutzte Gebiet sollte mit dem Generalbebauungsplan ein reines Hafen- oder Industriegebiet werden.³³ Obwohl es sich bei dem abgesperrten Gebiet um das Zentrum des Hamburger Feuersturms handelte,³⁴ schienen dennoch nicht alle darin befindlichen Bauwerke einem totalen Substanzverlust anheimgefallen zu sein, wie

28 Der Begriff »verwüstet« wird bei Gutschow sowohl in der Kartenlegende vom 16. Oktober 1943 verwendet (Sta Hansestadt Hamburg, 430-5_3109-03, Schreiben Gutschows an den Kreisbeauftragten 8a vom 16.10.1943), als auch in seinem Text zu den Vorskizzen des Generalbebauungsplans vom 10. Januar 1944 (Durth und Gutschow, Träume in Trümmern, S. 673). An beiden Stellen wird die Zukunftsfähigkeit der bezeichneten Bereiche abgelehnt.

29 Vgl. Durth und Gutschow, Träume in Trümmern, S. 607–613.

30 Die markierten Zonen variieren in den Karten, da die Erhaltungswürdigkeit von Bauten an manchem Ort festgestellt wurde. Vgl. Sta Hansestadt Hamburg, 430-5_3109-03, Schreiben Gutschows an den Kreisbeauftragten 8a vom 16.10.1943.

31 Vgl. Durth und Gutschow, Träume in Trümmern, S. 631, Abb. 37.

32 Graff, Stadtentwicklung und Stadtplanung, S. 82; vgl. auch Sta Hansestadt Hamburg, 621-2/11_AV24/3, Städtebauliche Zukunft des Bausperrgebietes Hammermarsch; Sta Hansestadt Hamburg, 621-2/11_C38, Vortragsunterlagen, Wiederaufbau Hamburg vom 26.09.1944.

33 Blunck, Trümmerräumung und Trümmerverwertung, S. 39; Durth und Gutschow, Träume in Trümmern, S. 594.

34 Brunwig, Feuersturm über Hamburg, S. 219.

die genannte Karte (Abb. 1) und das Schreiben Gutschows vom 16. Oktober 1943³⁵ mit dem Hinweis auf erhaltungswürdige Bauten nahelegen.

Das hier in knappen Zügen dargestellte Geschehen zeigt auf, dass die Einrichtung dieser Sperrzone (»Tote Zone«) aus pragmatischen Gründen der Hygiene und der öffentlichen Sicherheit wenige Tage nach der Zerstörung erfolgte. Für das Verständnis von Bausperren ist es nun bedeutsam, dass diese existierende, pragmatische Zonierung sehr bald in eine städtebauliche Planungsüberlegung übernommen wurde, die das spätere Stadtviertel Hammerbrook neu gestalten sollte.³⁶ Für die Betrachtung des Hamburger Wiederaufbaus ist es bemerkenswert, dass das Gebiet »bereits seit den [19]20er Jahren als die schlimmste Manifestation städtebaulicher Sünden der Gründerzeit«³⁷ angesehen wurde. Vor der Beschädigung des Viertels handelte es sich um ein dichtbebautes Arbeiterquartier, welches sich im feuchten Marschgebiet befand und in dem, spätestens mit dem Übergang von Sperrzone zu Bausperrgebiet, laut Generalbebauungsplan eine tiefgreifende Umstrukturierung zu erwarten war. In den chaotischen Tagen unmittelbar nach dem Feuersturm erscheint es unwahrscheinlich, dass bereits stadtplanerische Einflüsse auf die Ausweisung der Sperrzone geltend gemacht wurden, auch wenn Gutschow im Amt für Kriegswichtigen Einsatz dahingehend hätte Einfluss nehmen können.³⁸ Das unmittelbare Krisenmanagement mit der Sorge um die überlebende Stadtbevölkerung dürfte Vorrang gehabt haben. Damit bleibt festzuhalten, dass die durch ein Krisenmanagement aufgestellte und in Schadenskarten festgehaltene Zonierung weitgehend als eine Bausperre übernommen wurde und somit eine städtebauliche Zonierung und die Umstrukturierung des Viertels Hammerbrook einleitete.

Hannovers »Sperrgebiet« und »besonders bestimmte Stadtteile«

Für die Stadt Hannover gab es andere Gründe für eine Einrichtung von Bausperren. Hier wurde ab dem 1. Oktober 1945 auf Anordnung der britischen Militärregierung eine »Baubeschränkung«³⁹ verordnet. Intensives Bauschaffen (für mehr als eine Bausumme von 500 RM) sollte erst einmal unterbleiben, da »für den Wiederaufbau und für die Herstellung normaler Lebensbedingungen [...] eine einheitliche und planmäßige Lenkung des gesamten Bauschaffens eine Hauptvorausset-

35 Sta Hansestadt Hamburg, 430-5_3109-03, Schreiben Gutschows an den Kreisbeauftragten 8a vom 16.10.1943.

36 Vgl. Blunck, Trümmerräumung und Trümmerverwertung, S. 106.

37 Graff, Stadtentwicklung und Stadtplanung, S. 82.

38 Vgl. Brunswig, Feuersturm über Hamburg, S. 298.

39 StadtA Hannover, 1.NR.6.03, Nr. 180, Verordnung über die Lenkung des Bauschaffens in der Provinz Hannover vom 28.09.1945.

zung«⁴⁰ war. Vergehen sollten mit teils drakonischen Strafen geahndet werden.⁴¹ Ausnahmen waren jedoch mittels Genehmigung möglich, sofern sie als »in steter Ausrichtung auf das Allgemeinwohl«⁴² betrachtet werden konnten. Allerdings führten in dieser Zeit gerade private Bauanträge zu einer bürokratischen Überlastung der Baubehörde.⁴³ Der Grund für die Einrichtung dieser Baubeschränkung lag im herrschenden Material- und Arbeitskräftemangel.⁴⁴ Denn zusätzlich, neben dem zivilen Bauen, forderte die Militärregierung als Baubedarfsträger erster Stelle⁴⁵ auch für ihre Belange Baumaterialien ein. Für die Betrachtung von Bausperrgebieten ist es allgemein auch erwähnenswert, dass in Hannover ab Anfang Oktober 1946 der Wiederaufbau in »besonders bestimmten Stadtteilen«⁴⁶ für einzelne Jahresquartale zugelassen werden sollte – also in Umkehrung der Idee der Bausperre spezielle, für Bauvorhaben freigegebene Gebiete eingerichtet wurden. Werner Durth und Niels Gutschow beschreiben diese als Wiederaufbau-Bezirke.⁴⁷ Der Sinn dahinter wird hier zum einen in der dringenden Notwendigkeit der Wohnraumschaffung gesehen. Diese Interpretation lässt eine Bekanntmachung in den Hannoverschen Neuesten Nachrichten⁴⁸ zu den Gebietsweisen Wohnungsinstanzsetzungen zu. Möglich ist auch eine Entlastung der Baubehörde von der Flut an privaten Bauanträgen, wie sie aus Ralf Dorns Schilderungen zu den Baubeschränkungen angenommen werden kann.⁴⁹ Für das vierte Quartal 1946 wurden mindestens zwei Stadtteile (Linden-Nord und List) zur Instandsetzung freigegeben. Die Freigabe gab den Grund- und Hauseigentümern die Möglichkeit, ihre Baulichkeiten zu sichern, sofern sie einen Beschädigungsgrad von weniger als 40 % aufwiesen.⁵⁰ Die durch den Krieg aufgerissene und damit vom Verfall bedrohte Bebauung konnte – vorausgesetzt, Erhaltungswille, Material, Arbeitskraft und Gelder waren vorhanden – geschützt und vor weiterem Verfall bewahrt werden. Das ist nicht unerheblich, denn eine ausbleibende Sicherung hätte einen fortschreitenden Niedergang der beschädigten Häuser und Ruinen bedeutet. Diese Priorisierung der »besonders bestimmte[n] Stadtteile« im Aufbau diente dem Substanzerhalt der beiden gründerzeitlich geprägten Viertel. Wie sich diese Möglichkeit zur Erhaltung auch im

40 Ebd.

41 Durth und Gutschow, *Träume in Trümmern*, S. 729.

42 StadtA Hannover, Verordnung über die Lenkung des Bauschaffens in der Provinz Hannover.

43 Vgl. Durth und Gutschow, *Träume in Trümmern*, S. 730.

44 StadtA Hannover, Verordnung über die Lenkung des Bauschaffens in der Provinz Hannover.

45 Ebd.

46 StadtA Hannover, 1.NR.6.03, Nr. 180, Bekanntmachung in den Hannoverschen Neuesten Nachrichten Nr. 39 vom 13.11.1946.

47 Durth und Gutschow, *Träume in Trümmern*, S. 732.

48 StadtA Hannover, Bekanntmachung in den Hannoverschen Neuesten Nachrichten.

49 Dorn, Ralf: *Der Architekt und Stadtplaner Rudolf Hillebrecht*, Berlin 2017, S. 151.

50 StadtA Hannover, Bekanntmachung in den *Hannoverschen Neuesten Nachrichten*. Es ist unklar, nach welchen Kriterien bewertet wurde.

Einzelnen in die Realität umsetzte, bliebe noch zu prüfen. Die Auswahl dieser Viertel zur Baufreigabe dürfte, in Abhängigkeit von der Militärregierung, einerseits in einer Schadensfeststellung oder -einschätzung zu suchen sein, welche eine Möglichkeit zur Reparatur konstatierte, andererseits in den ersten Überlegungen des ab Mitte 1946 in der Bauverwaltung begonnenen Wiederaufbauplans.⁵¹ Da dennoch jedes private Baugesuch der britischen Militärregierung vorgelegt werden musste, hatte diese somit bis Juli 1947⁵² die Deutungshoheit über die Zukunftsfähigkeit von Bauwerken inne.

Ab Dezember 1946 wollte der Stadtrat, sich auf alte Gesetze⁵³ berufend, einen neuen Bebauungsplan für die beschädigten Innenstadtbereiche rechtsgültig aufstellen lassen. Die Begründung für einen neuen Bauplan lag dabei in gewünschten Anpassungen an moderne Erfordernisse. Bis zu dessen Fertigstellung bedurfte es allerdings einiger Zeit, für die befürchtet wurde, dass es zu ungenehmigten Bauausführungen kommen könnte, die einem späteren Plan im Wege stünden.⁵⁴ Zur Absicherung eines planmäßigen Aufbaus sollten daher definierte Bausperrgebiete eingerichtet werden. Der Wiederaufbau in weniger beschädigten Randgebieten und in Gebieten, für die keine Notwendigkeit einer neuen Beplanung festgestellt wurde, sollte nicht weiter behindert werden. Das Bausperrgebiet umfasste laut Anordnung gezielt nur die zu modernisierenden Viertel:

»[...] infolge der umfassenden Zerstörungen durch den Krieg ist die Stadtgemeinde nach § 2 Abs. 2 des Fluchtliniengesetzes von 1875 verpflichtet, darüber zu beschließen, ob und inwiefern für die durch die Zerstörung betroffenen Ortsteile ein neuer Bebauungsplan aufgestellt werden muß und, soweit das nötig ist, das unverzüglich in die Wege zu leiten. Die Erfordernisse des Verkehrs, der Bebauung, der Industrie, der Land- und Forstwirtschaft u.a. verlangen gebieterisch bei dem Wiederaufbau die Berücksichtigung ihrer inzwischen sich herausgebildeten Belange. Es bedarf keiner näheren Begründung, daß die Berücksichtigung dieser Anforderungen es unbedingt notwendig machen[,] einen neuen Bebauungsplan aufzustellen [sic!]. Im Stadtbauamt ist, seit dem die Zerstörungen eingetreten sind, und insbesondere nach der Besetzung[,] an dem neuen Bebauungsplan gearbeitet. Bis zur endgültigen Fertigstellung wird jedoch noch geraume Zeit vergehen. Es ist zu befürchten, daß, wenn eine befristete Bausperre nicht verhängt wird, jetzt Bauten ausgeführt werden, die der künftigen Entwicklung hindernd im Wege stehen würden. Nach dem neuen Bebauungsplan werden Flächen aus Gründen des öffentlichen Wohles in Anspruch genommen, Nutzungsbeschränkungen

51 Vgl. Röhrbein, Waldemar u.a.: Anpacken und Vollenden, Hannover 1993, S. 40.

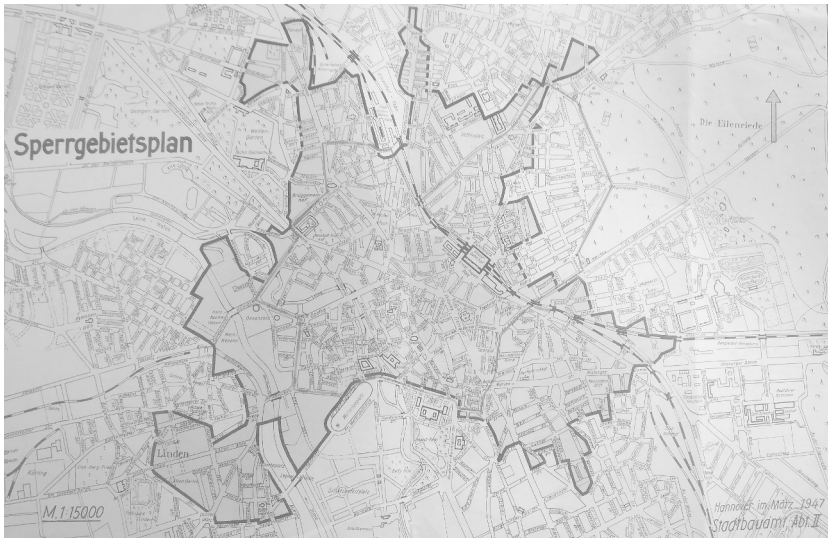
52 Durth und Gutschow, Träume in Trümmern, S. 733.

53 Siehe das unten folgende Zitat (Anm. 55).

54 StadtA Hannover, 1.HR.02, Nr. 39, Anordnung einer befristeten Bausperre für einen Teil des Stadtgebiets Hannover (Dezember 1946, Entwurf).

unterworfen oder in eine Baulandumlegung einbezogen werden müssen. Um die Durchführung der beabsichtigten Maßnahmen durch die Ausführung oder Änderung baulicher Anlagen nicht zu erschweren oder unmöglich zu machen, ist daher die Bausperre notwendig. [...]«⁵⁵

Abb. 2: Plan des Stadtbauamts Hannover vom März 1947 mit Ausweisung des Bausperrgebiets



Ein Plan vom März 1947 (Abb. 2) gibt schließlich Aufschluss darüber, welches Areal für Hannover als »Sperrgebiet«⁵⁶ definiert wurde: ein großräumiger Kernstadtbereich, der von Linden im Südwesten bis in die List nach Nordosten und von der nördlichen Südstadt bis hinter den Welfengarten im Norden reicht. Dies zeigt potentielle und großräumig gedachte Umgestaltungsabsichten für große Stadtbereiche an. Den gleichen geographischen Rahmen für den Wiederaufbau zeigen auch die bei Durth und Gutschow veröffentlichten Wiederaufbaupläne von 1944 und 1947.⁵⁷ Die oben erwähnten, freigegebenen Baubereiche⁵⁸ überschneiden sich mit dem Bausperrgebiet nur in einigen wenigen Baublöcken. Das heißt, es stand zu diesem Zeitpunkt fest, welche Areale einer städtebaulichen Wiederaufbau-Neu-

55 Ebd.

56 StadtA Hannover, 1.NR.6.03, Nr. 180, Sperrgebietsplan vom März 1947.

57 Durth und Gutschow, Träume in Trümmern, S. 725 und 735.

58 Die »besonders bestimmten Stadtteile«.

planung zugeführt werden sollten und welche nicht. Im Vergleich mit den Wiederaufbauplänen ist zu erkennen, dass sich dieses Bausperrgebiet nun auf einen Bauplan bezog und damit nicht mehr, etwa aus Gründen des Krisenmanagements, der Einsparung oder Lenkung von Baumaterialien diene. Innerhalb dieses hannoverschen Bausperrgebiets findet sich auch die später verwirklichte Traditionsinsel um Marktkirche, Kramerstraße und Burgstraße. In den beabsichtigten Traditionsbereich wurden bis Mitte der 1950er Jahre verbliebene Fachwerkbauten umgesetzt beziehungsweise künstlerisch wiederhergestellt.⁵⁹ Unter Bezugnahme auf den damaligen Stadtbaumeister Rudolf Hillebrecht, der sich für eine möglichst langanhaltende und umfangreiche Bausperre einsetzte, kann nun angenommen werden, dass die Gestaltung dieses Stadtbereichs zu einer ›Heimatzone‹ eben durch Freihaltung mittels der vorweggehenden und bis März 1952 geltenden Bausperren gelang.⁶⁰

Überblick

Es bleibt für die betrachteten Bausperrgebiete in Hamburg und Hannover festzuhalten, dass ihrer Entstehung unterschiedliche Faktoren und Überlegungen zugrunde lagen. Die in Hamburg noch während des Krieges ausgewiesene polizeiliche Sperrzone resultierte aus hygienischen und sicherheitsbezogenen Bedenken. Da sie mit einem bereits als strukturell unvorteilhaft erachteten Stadtviertel zusammenfiel, wurde dieser zunächst für die Öffentlichkeit gesperrte Bereich unmittelbar und mit nur wenigen Ausnahmen in ein Bausperrgebiet für die Ziele des Generalbebauungsplans von 1944 übernommen. Daran ist planungsgeschichtlich interessant, dass dieses Bausperrgebiet nicht aus Planungskalkül abgegrenzt wurde, sondern teils dem Krisenmanagement geschuldet war. In Hannover wurde unmittelbar nach Kriegsende eine generelle Baubeschränkung eingerichtet, die durch Ausnahmen »in steter Ausrichtung auf das Allgemeinwohl« und in »besonders bestimmten Stadtteilen« unterbrochen wurde. Durch diese Baubeschränkung konnte die britische Militärregierung mittels Genehmigungen und Baumaterialienzuweisung konkret Einfluss auf die Zukunftsfähigkeit der von ihr ausgewählten Bauwerke nehmen. Diese Baubeschränkung stellt somit ebenfalls eine Maßnahme dar, die aus dem Krisenmanagement des Material- und Arbeitskräftemangels heraus resultierte. Das spätestens ab März 1947 erlassene »Sperrgebiet« in Hannover wurde dann durch die städtische Bauverwaltung verhängt. Ziel dieser Bausperre war es, ›wilde‹ oder später störende Wiederaufbauten zu verhindern, um Ausführungen einer planerischen Veränderung im Wiederaufbau, wie etwa der Traditi-

59 Vgl. Röhrbein u.a., Anpacken und Vollenden, S. 70f.

60 Vgl. Dorn, Der Architekt und Stadtplaner Rudolf Hillebrecht, S. 165.

onsinsel um die Kramerstraße, durchzuführen. Diese Bausperre erging aus einer städteplanerischen Überlegung. Mit ihrer Freihaltung von Bauflächen förderte sie einen Wiederaufbau nach Ansätzen des modernen Städtebaus.

Es sei noch angemerkt, dass das 1947 ausgewiesene Sperrgebiet in Hannover auch derselbe Bereich ist, der 1950, rückblickend für 1945, in einer Schadenskarte⁶¹ als zerstörter Bereich des inneren Stadtgebietes angegeben wird. Es mag auf den ersten Blick logisch erscheinen, im Wiederaufbau ein Bausperrgebiet nur dort zu verhängen, wo Beschädigungen eingetreten sind und Baugeschehen gelenkt werden sollte. Für historische Stadtbereiche bedeutet eine Erklärung zu einem Bausperrgebiet jedoch zunächst ein Reparaturverbot, das den weiteren Verfall des Gebiets bedingt, und zudem eine mögliche flächendeckende Überplanung, die einen weiteren Verlust historischer Bausubstanz nach sich zieht. Wie tiefgreifend sich Bausperren auf den Verfall von Bausubstanz tatsächlich auswirkten, bleibt noch zu erforschen.

Bildnachweis

1 Staatsarchiv Hansestadt Hamburg: 720-1_265-11: Luftangriffe auf Hamburg vom 25.7. – 3.8.1943; 2 StadtA Hannover: 1.NR.6.03, Nr. 180: Sperrgebietsplan vom März 1947.

61 StadtA Hannover, 1.NR.6.01.2, Nr. 303, Zerstörungen.

The Politics of Postwar Development in Historic Edinburgh. Robert Matthew and the modernist legacy of Patrick Geddes

Miles Glendinning

This chapter highlights the way in which much post-1945 urban modernist architecture built on, rather than actively discarded, the heritage-sensitive work of turn-of-century planning pioneers. It focuses specifically on the case of Scotland, and in particular on the links between the indigenous and somewhat earlier Edinburgh equivalent to this approach – the “conservative surgery” concept of planned urban regeneration promoted from the 1890s by Patrick Geddes – and postwar modernist architecture and planning in East-Central Scotland. It highlights the perhaps unexpected ways in which the conservative surgery tradition in Edinburgh survived and accommodated itself after 1945 to the far more radical context of postwar reconstruction, in the *trente glorieuses* when International Modernism seemingly enjoyed an unchallenged hegemony. In Edinburgh, despite this general postwar context, the overwhelming emphasis was still on continuity and cumulative development, with the piecemeal renewal traditions of Geddes perpetuated and revitalised rather than discarded in the modernist era. To demonstrate this point, this paper uses as an extended case study the work in Edinburgh of Robert Matthew, Scotland’s leading postwar modernist architect, on the grounds that he was not only arguably the foremost Scottish architect of the 20th century but also the archetypal modernist heir to Geddes. It contextualises this case-study with a more general discussion of the relationship of heritage and modernity in Scotland in the postwar years.

Introduction

This chapter highlights the way in which much post-1945 urban modernist architecture built on, rather than actively discarded, the heritage-sensitive work of turn-of-century planning pioneers – a line of argumentation that could potentially be applied to many European countries, for example Italy, where many postwar mod-

ern interventions, by architects such as Albini or BBPR, were spiritually indebted to the philosophy of selective intervention and ‘pruning’ (or *diradamento*) previously proselytised by Gustavo Giovannoni. This essay, however, focuses specifically on the case of Scotland, and in particular on the links between the indigenous and somewhat earlier Edinburgh equivalent to this approach – the ‘conservative surgery’ philosophy of planned urban regeneration promoted from the 1890s by Patrick Geddes – and postwar modernist architecture and planning in East-Central Scotland.

Within Scotland, the turn-of-century contribution of Geddes, and subsequently from the 1920s his planner son-in-law, Frank Mears, in promoting the interrelation of urban planning and development with urban conservation is well established at an academic and, to some extent, popular level. ‘Conservative surgery’, just like *diradamento*, attempted to reconcile the processes of planned regeneration within historic cities, such as Edinburgh or Rome, with key aspects of the cultural context and traditions of those cities. It presupposed piecemeal or infill planning on smallish sites, often with historic buildings or high-prestige townscape immediately adjacent, even in the case of quite large individual new projects; it assumed a requirement in such locations to respond to exacting civic-design planning processes and highly articulate ‘establishment civic-amenity’ interests; and it normally involved use of at least token ‘traditional’ morphological patterns or building materials.¹

This chapter, however, highlights the perhaps unexpected ways in which the ‘conservative surgery’ tradition in Edinburgh survived and accommodated itself after 1945 to the far more radical context of postwar reconstruction, in the *trente glorieuses* when International Modernism seemingly enjoyed an unchallenged hegemony. In Scotland, the latter was epitomised by the vast tabula-rasa clearances underway from the late 1950s only forty miles to the west of Edinburgh, in the city of Glasgow – the other extreme in the polarised urban structure of Central Scotland. It should be emphasised that postwar reconstruction in Glasgow was not a matter of rebuilding after wartime devastation, as it suffered almost no bombing in World War II, but of processes more like Robert Moses’s New York City: deliberate ‘slum-clearance’ of vast areas of standing tenement buildings, most famously, or notoriously, in the case of the Gorbals, Glasgow’s most renowned slum district.² This was somewhat haphazardly bulldozed and erased from the mid-1950s to mid-70s, and then largely ‘regenerated’ over again in the 1990s, leaving a virtually incomprehensible palimpsest-like landscape of layered ‘destructions’. In Edinburgh, by contrast,

1 Glendinning, Miles: *The Conservation Movement*, Abingdon 2013, pp. 156, 166, 181–184, 230–231; Geddes, Patrick: *City Development*, Edinburgh 1904.

2 Horsey, Miles: *Tenements and Towers. Glasgow Working-Class Housing*, Edinburgh 1990, pp. 38–49. Glendinning, *Conservation Movement*, pp. 38–49; Ballon, Hilary/Jackson, Kenneth: *Robert Moses and the Modern City*, New York 2007, pp. 65–71 and 86–115.

the overwhelming emphasis was on continuity and cumulative development, with the piecemeal renewal traditions of Geddes perpetuated and revitalised rather than discarded in the modernist era. To demonstrate this point, this essay uses as a case study the work of Robert Matthew, Scotland's leading postwar modernist architect, on the grounds that he was not only arguably the foremost Scottish architect of the 20th century but also the archetypal modernist heir to Geddes. Before focusing more closely on Edinburgh and Matthew, however, the chapter sketches out a few more general thoughts concerning the place of heritage in the postwar years – the years of ascendancy of the grand narratives of modernist reconstruction. To start with, it highlights some of the more significant differences between the postwar years and today within the modernity-heritage relationship.

Whereas today both heritage conservation and modern architecture are international, global discourses, that did not apply to the same extent in the 1950s and 60s. Heritage was still seen as a national, even local matter, in contrast to the assumed global scope of the modern movement architects, who saw themselves as intrinsically international in affiliation. And because far fewer buildings were at that stage considered 'old', and most late 19th and early 20th-century architecture was still considered as being in very bad taste, heritage was still seen in terms of islands or fragments in the onrush of modernity. The word 'intervention', so commonly used today to denote an enclave of modernity in a historic setting, did not even exist then, except significantly in Italy.

Of course, by the early and mid 20th century, the concept of urban heritage had expanded out to a rather wider scale than the old individual monument, to embrace the 'old town' or *Altstadt* as a whole; and Edinburgh was one of many cities with an increasingly strong heritage culture, led in Britain by private societies like the Cockburn Association in Edinburgh, who proselytised against demolitions or against visual intrusion from tall buildings or large adverts. The growing sense of the preciousness of the Old Town in Edinburgh had also been particularly emphasised from the 1890s in Patrick Geddes's propagandising activity. However, the entire debate was on a smaller scale, confined largely within individual cities.³ The global-capitalist tourism-cum-commercial marketing and the implicit homogenisation, so prominent in today's World Heritage system, were almost entirely absent in those years. And partly because there was so much less perceived 'heritage' then, and no interconnecting heritage elite, contemporary architects almost never saw heritage as a threat or attacked heritage people or organisations – but correspondingly a lot more urban fabric, especially the everyday 19th-century fabric, was seen as open for demolition.

But the modernism of the high welfare-state era was also rather different from today. It was less commercialised in the building types it foregrounded, and also

3 Glendinning, *Conservation Movement*, pp. 182–184.

less insistently individualistic, more anonymous even, in its self-expression. And despite its egalitarian rhetoric, postwar modernism still had some quite elitist ideas. In Britain, at any rate, Noel Annan's book, *Our Age*, vividly highlights the way in which postwar Fabian social democracy was firmly rooted in the 19th-century culture of the liberal-minded gentleman.⁴ Completely absent from the postwar modernism-heritage relationship was today's concept of a common agenda of commercial marketing. There were, however, significant links between architects' modernist idea of 'honesty' and the contemporary conservation concept of authenticity, as represented for instance in the 1964 Venice Charter – i.e. that the old and new should be clearly legible and distinguishable from one another.⁵ Both sides passionately agreed in condemning anything smacking of a mixture of the two as 'pastiche', and architect-conservationists such as Raymond Lemaire embodied this ideal of legibility in their own practice.⁶ The appropriate 'style' of new architecture next to the old was seen as a rather restrained background modernity – in contrast to the often frenetically busy designs of today's 'interventions'. And in the years before the triumph of the Jane Jacobs-inspired ideals of mixed-use agglomeration, 'urban realm' Postmodernist planning and the rejection of zoning-based modernist planning, it was still seen as legitimate to try to insert or expand large, single-use complexes, demarcated from the 'traditional street' and for non-capitalist purposes, within the historic core. As we will see in the case of Robert Matthew's projects in Edinburgh, this ideal of a 'complementary modernity' was not static, but evolved over time, most notably in the 1960s and early 70s in reaction to the growing crises of confidence within modernism and the growing confidence of heritage; and the architectural style in which it was expressed evolved over time from the simple rectilinearity of CIAM modernism to the more complex forms of the 1960s and early 70s.

The legacy of "conservative surgery" in Edinburgh

It is worthwhile to look more specifically at the heritage and development debates of postwar Edinburgh, before focusing more intensively still on Robert Matthew. To understand 20th-century Edinburgh, one first needs to appreciate that it was, and still is today, a city very different from the stereotypical Anglo-American large city, with its commercial central business district, Chicago School-style blighted inner-city zone and far-flung higher-prestige suburbs – a pattern that also applies

4 Annan, Noel: *Our Age*. Portrait of a Generation, London 1990.

5 Glendinning, Conservation Movement, pp. 392–401.

6 Gazzola, Piero: *The Past in the Future*, Rome 1969; Glendinning, Conservation Movement, pp. 262–269; Patricio, Teresa/Van Balen, Koen/De Jonge, Krista: *Conservation in Changing Societies*, Leuven 2006.

within Scotland, to some extent, to the case of Glasgow. Edinburgh is more like a large continental city, with a large historic core and high-prestige inner suburbs. In fact, it is one of the few cities in Great Britain with a 'proper' *Altstadt* or *centro storico*, and the only one with an area called the 'Old Town'. To be sure, it is a city that has been comprehensively modernised, repeatedly so since the 18th century, including not just the modernisation of the Old Town itself but the building of its classical modern mirror, the New Town. But Edinburgh's *twentieth*-century story was also very unlike that of many European large cities, in that era of vast destructions and reconstructions. Its story was actually one of great consistency, following a largely Geddesian agenda of piecemeal modernisation and reconstruction, offset or disguised by a few rhetorical gestures. That consistency and continuity contrasted most immediately with the city of Glasgow, with its incessant, radical renewals: Edinburgh's binary opposite within the bipolar east-west urban system in Central Scotland.⁷

A number of interlinked, entrenched economic-social-cultural factors encouraged this consistency over Edinburgh's entire modern history. First, unlike heavy-industrial, proletarianised Glasgow, it had a balanced and usually prosperous economy, dominated politically by thrifty 'ratepayer' non-socialist control.⁸ Culturally, there was a strong elite culture, rooted especially in the dense concentration of institutions of Scotland's autonomous legal, religious, and education systems. In built-environment terms, there were few large zones of 'slums' or heavy-industry obsolescence: typical industries included brewing or publishing, or tea merchants' warehouses. This density of cultural institutions along with the binary interaction of the Old and New Towns generated an early 'cult of Edinburgh', and a preference, articulated most notably by Geddes, for a combination of heritage and incremental modernisation, mirroring and adapting modernity rather than stampeding into it. Where Glasgow Corporation, by contrast, demolished and redeveloped its entire medieval core in the late 19th century – anticipating the *tabula rasa* approach of the Royal Air Force in German cities in 1942-45 – in Edinburgh there was a growing suspicion of radical renewal.⁹ These factors were only reinforced in the mid 20th century, not least because of the complete lack of wartime damage in Edinburgh. All of the political/cultural trends indicated above continued into the era of the welfare state, which was accepted only reluctantly and parsimoniously. The main disruptions to the city's measured pace of development after 1945 were due to expansion, not crisis reconstruction: the primary areas of growth were higher education and above all motor traffic. Throughout the postwar period, there was a

7 Edwards, Brian/Jenkins, Paul: *Edinburgh. The Making of a Capital City*, Edinburgh 2005.

8 Edwards and Jenkins, *Edinburgh*, pp. 8–9.

9 Lord Bute: *A Plea for Scotland's Heritage*, Edinburgh 1936; Welter, Volker: *The City after Patrick Geddes*, Bern 2000.

recurrent pattern of grand plans or grand utopias followed by quite conservative and small-scale outcomes on the ground. The only radical prescription for the city to be largely put into effect, in the 1970s, was a strategy not of redevelopment but of large-scale *conservation*.¹⁰

Interwar Edinburgh had already become dominated by a straightforward continuation of the Geddes approach. On the one hand, there was conservative surgery and conservation in the Old Town and some inner suburbs, led by City Architect (1925–46) Ebenezer J. MacRae, and Geddes's son-in-law, the planner Frank Mears.¹¹ On the other hand, there was a proliferation of privately-led low density suburbia. Early conservation efforts still mainly focused on the Old Town, but 1937 saw the first initiative in the classical New Town, in the form of a municipally-sponsored preservation order for Charlotte Square.¹² The 1940s and 50s in Edinburgh began with a typical example of the very grandiose postwar reconstruction plans that proliferated across Britain. Most of these were largely unrealised hypothetical plans – except in bombed cities such as Plymouth or Coventry – and Edinburgh's 1949 Civic Survey and Plan, co-authored by the famous planner Sir Patrick Abercrombie, was no exception. It proposed a radical rebuilding of the centre, complete with road tunnels and stately Beaux-Arts facades, expunging what was by now seen as the disharmonious heterogeneity of the 19th century, complemented on the outskirts by a green belt to curb 'sprawl'. But as the city had no serious built-environment problems other than some decayed areas, none of this was actually implemented. Instead, the interwar pattern simply continued to prevail, and the city's first development plan in 1951, in the Lord Provost's words, aimed to "cover just the minimum requirements".¹³ This included post-Geddes conservative surgery in the Old Town, following a 1945 report by MacRae but now led by architect Robert Hurd, together with continued low-density house-building in the suburbs, including a modest element of public housing up to the 1970s. Here there was a stark contrast with socialist Glasgow, which actually implemented a vast clearance of its inner suburbs and massed building of public housing everywhere.¹⁴

10 Hague, Cliff: The role of the planner, in: Edwards and Jenkins, Edinburgh, pp. 174–177.

11 Johnson, Jim/Rosenburg, Lou: Renewing Old Edinburgh, Glendaruel 2010; Rosenberg, Lou/Johnson, Jim: Conservative Surgery in Old Edinburgh, in: Edwards and Jenkins, Edinburgh, pp. 131–149.

12 Hague, The role of the planner, pp. 173–177.

13 Edinburgh Evening News, 5 June 1951.

14 Glendinning, Miles/Muthesius, Stefan: Tower Block, New Haven NJ 1994, pp. 220–238.

From Geddes to Matthew

To illustrate the key features of Edinburgh's postwar planning and heritage policy, this chapter presents a series of case studies drawn from the work of Robert Matthew, who would arguably play a central role in transmitting the Geddes tradition of urban planning and conservation into the era of the somewhat uncertain embrace of postwar modernism.

Matthew's family background was steeped in Edinburgh Arts and Crafts traditionalism: his father was the partner of Sir Robert Lorimer, the foremost Edinburgh architect of the turn of century and the architect of the Scottish National War Memorial in Edinburgh Castle (1923-27). However, as a newly graduated architect, trained at Edinburgh College of Art, he himself turned to modernism and the new mid-20th-century world of public-authority architectural practice. He spent seven years in 1946-53 as the chief architect-planner of the London County Council (and principal designer of the Royal Festival Hall project of 1948-51), and then in 1953 founded a large architectural practice, latterly known as Robert Matthew Johnson-Marshall, or RMJM, dedicated chiefly to welfare state building projects.¹⁵ Although Matthew mainly moved away from involvement in architectural design in the 1960s, as his personal enthusiasm became increasingly focused on international architectural diplomacy – serving variously as president of the International Union of Architects, the Commonwealth Association of Architects and the Royal Institute of British Architects – he continued to keep a close eye on any projects in historic Edinburgh, and on wider architectural and conservation debates in his home city. And his semi-detached attitude to architectural design allowed him to ride out and even exploit the crisis of modern architecture from 1968, shifting in his final years, 1969-75, towards a combination of global environmentalism and conservation 'at home'. Within Edinburgh, he played the lead role in the efforts to 'save the New Town', as will be seen below – efforts that led to the establishment in the early 1970s of the Edinburgh New Town Conservation Committee, the original ancestor of Edinburgh World Heritage. That final episode gives our story something of a 'sting in the tail', and takes it rather outside the realm of straightforward 'modern architecture'.

First of all, however, we trace a chronological selection of new projects in inner Edinburgh designed by Matthew's private practice (RMJM). In all of these projects, Matthew himself took the lead role in design concepts, which illustrate a gradual shift from more massive and rectilinear solutions towards lower scale, more heritage-sensitive approaches. Some of these projects were built, others only partly or not at all.

15 Glendinning, Miles: *Modern Architect. The Life and Times of Robert Matthew*, London 2008, pp. 225–237.

Four Edinburgh case studies

This shift in approach is encapsulated in our first case study: a succession of projects that Matthew prepared for the redevelopment of Edinburgh's Royal Infirmary, then located on a prominent site immediately south of the Old Town, over a twenty-year period, from 1955 to 1975. This huge, in-situ redevelopment project eventually came virtually to nothing, frustrated by the impossibilities of staged rebuilding on the existing site. But the succession of proposals that followed one another vividly highlighted the shift in Matthew's approach, from a massive, 'big-bang' proposal in the late 1950s, which would have used a huge T-shaped 17-storey tower to decant accommodation from the rest of the site and pump-prime the rebuilding process, to a 1960s group of proposals envisaging a denser and more modestly scaled network of courtyard-plan blocks, still in a rather plain international-modern style with long window bands; these would have gradually transformed the site from northwest to southeast. The tower proposal was defeated by a local amenity uproar over skyline desecration – a controversy not dissimilar to the 21st-century World Heritage Site tower controversies in cities such as Vienna – but which was effectively orchestrated, in this instance, by the official watchdog of public architectural design in Scotland, the Royal Fine Art Commission for Scotland.¹⁶ It is difficult to judge whether Matthew actually saw this proposal as a serious proposition – not least as he was himself a member of the RFACS! – or whether he anticipated that it would be turned down, subsequently generating further design work. The lower-height courtyard proposal, on the other hand, was ultimately slowed to a crawl by its own complexity and slowness. Although, when this proposal was first devised in the early 1960s, the city's main heritage zone was well out of sight, by the time the only block actually built was commenced in 1975, the early 19th-century tenements around it, and the mid-19th-century hospital itself, were now also seen as heritage. Eventually, therefore, the redevelopment was abandoned and the hospital was relocated to the city outskirts: today, the rather enigmatically named 'Phase One' (Fig. 1) is still left standing in isolation, with the former infirmary now a 'mixed use regeneration complex' to its east.¹⁷

The second case study comprises another similar development in the same general area, just south of the Old Town – but in this case, a project that was successfully brought to completion. This was the redevelopment by the University of Edinburgh of part of George Square, an informally classical mid-18th-century forerunner of the New Town. The University, like the infirmary, was likewise determined to stay in the inner city, and in the 1940s and 50s had procured a succession of plans setting out a strategy to achieve precisely that; the most recent of these had

16 Catford, Edwin F.: *The Royal Infirmary of Edinburgh*, Edinburgh 1984, pp. 122–130.

17 Glendinning, *Modern Architect*, p. 445.

Fig. 1: Edinburgh Royal Infirmary Redevelopment, 'Phase One', photo 2017. Temporary walling (left) shows where later phases would have adjoined



been a 1955 plan by Basil Spence envisaging a flowing landscape of courtyards and towers. Matthew was brought in from 1958 to design an initial phase of buildings within this masterplan, in the form of a group of arts-faculty accommodation at one corner of the square. He produced a succession of sketch proposals for a slender tower flanked by lower blocks, breaking open the south-eastern corner of the square with open podia, and combining horizontally banded International Modern fenestration with a more 'local' element of stone cladding panels and timber window frames.¹⁸

Matthew's George Square proposal provoked the city's first major conservation protest battle, with Matthew identified as the preservationists' bogeyman-figure. In defense of his scheme, Matthew argued that George Square was a local and second-rate piece of heritage, already compromised by demolitions and inferior to the 'real' Edinburgh New Town in its irregular, vernacular classicism. His opponents, a group of voluntary enthusiasts, forerunners of today's Architectural Heritage Society of Scotland (the country's main national heritage society), followed the increasingly familiar heritage line that the mere fact of threat conferred heritage value and

18 Haynes, Nick/Fenton, Clive: *Building Knowledge. An Architectural History of the University of Edinburgh*, Edinburgh 2017; University of Edinburgh: *University Development and George Square*, Edinburgh 1960, p. 78. Glendinning, *Modern Architect*, pp. 148–150, 174, 251–257.

should be opposed on principle. In this case they were unsuccessful, and Matthew's scheme was completed in 1963; his David Hume Tower (Fig. 2) was later joined by an ensemble of buildings by other Edinburgh modernists, including Basil Spence, Alan Reiach, and Morris & Steedman. Matthew's scheme was also later made the foundation for a vast decked megastructural proposal by his friend, planner Percy Johnson-Marshall. Johnson-Marshall, another would-be heir of Geddes, proposed redevelopment of the entire South Side, but like Abercrombie's plan, this strategy remained almost entirely unrealised. Ironically, the one-reviled David Hume Tower was itself a few years ago listed at category A, the highest Scottish category of state heritage designation.¹⁹

Fig. 2: George Square south, Edinburgh, showing Matthew's Arts Tower and departmental buildings (background) and Spence's University Library (right foreground), photo 2020



The third case-study to be introduced here was built slightly later still: the Midlothian County Buildings Extension of 1964-67. This was an especially interesting scheme, being a local-authority headquarters project in the heart of the Old Town, in which Matthew displaced a 'pastiche' scheme with a 'contextual modern' design of his own. This large site, fronting an entire street block on the west side of George IV Bridge between the Lawnmarket and Victoria Street, had been

19 Campbell, Louise/Glendinning, Miles/Thomas, Jane: Basil Spence, Buildings and Projects, London 2012, pp. 121-124; Marshall, Percy Johnson: University of Edinburgh. George Square Redevelopment, Edinburgh 1963.

long earmarked for an annexe to the classical County Building opposite. Occupying the site was an 1840s block of tenements and offices in a 'Flemish' historicist style: an early, 19th-century attempt at building contextually in the Old Town. The first scheme for the redevelopment of this building, by traditionalist architect T. Bowhill Gibson, attempted to respond to the rather Janus-like characteristics of the site, with a symmetrical, classical-style east facade facing on to the grand City-Improvement viaduct boulevard of George IV Bridge, but with Scotch Baronial-style shorter north and south ends to reflect the Old Town burgh-plot layout that survived behind and in between the 19th-century's monumental interventions. That project was dropped following protests by the RFACS against its 'old fashioned pastiche' character, following which, mysteriously, Matthew (who was a Commission member) emerged as architect for the site instead.²⁰

Matthew's solution for the George IV Bridge site also emphasised its two contrasting 'faces', but in a more oblique, sophisticated Modernist manner, in order, he claimed, to make it more representative of the 20th century. The main facade was treated as a composition of horizontal banding, offset dynamically by a tall rubble pier; the north and south ends were broken up into verticalised units, staggered back on a podium at the south end. The design effectively combined a degree of formal monumentality on one side with contextual intricacy on the other. This single-use public-authority administrative complex was demolished in 2007 and replaced by a 'mixed use' commercial development of banks, snazzy hotels and restaurants, designed by architect Allan Murray in a subtly different style: one with individualised 'contextual' detailing distributed rather evenly over the entire building, without any extreme elements – an approach more easily compatible with today's tourist marketing agenda of World Heritage Sites, but somehow arguably more anonymous, and less individual.²¹

The final project to be touched on briefly here was also, in the end, unrealised: the so-called Castle Terrace Theatre Development, a protracted scheme stretching from the early 1970s to the early 80s, which ultimately fell victim to the shift in opinion against mega-redevelopment projects, and to the decline in their affordability. In response to a longstanding perception of the capital's lack of a large theatre suitable for opera-scale performances, Matthew's firm was brought in by the City Council to design a project on a very visually sensitive site directly confronting the Castle on its south-west side. Following the internal logic of theatre planning requirements, Matthew came up with a solution diagonally planned across the site from a massively-articulated corner entrance, and dominated by a tall fly tower – the same skyline-intrusion recipe that had previously proved fatal at the Royal Infirmary. This, predictably, was turned down as too obtrusive, and after Matthew's

20 Glendinning, *Modern Architect*, pp. 297–298.

21 *The Builder*, 3 June 1960, pp. 1049–1050.

death in 1975 a scaled-down, mildly Postmodernist classical version was produced by RMJM colleagues, again without built outcome. With this latter project, however, one is dealing not with first-generation modernism but with the uneasy transition to Postmodern classicism, a movement which, in Edinburgh, was always obliged to exist in the shadow of the suddenly gargantuan and all-encompassing Conservation Movement.²²

The Castle Terrace Theatre saga straddled the transitional period of the later 1960s and 70s, the time when the global climate of opinion decisively shifted against large-scale modernism in a variety of *causes célèbres*. In Edinburgh, the focal point of controversy was the escalating plan for the building of a motorway-style ring road in the city, initially planned by the City Engineer under the terms of the 1965 Development Plan Review and then, from 1969, expanded significantly in complexity at the hands of the renowned traffic planner, Sir Colin Buchanan. These engineer-led plans were largely separate from the architect-masterplanned efforts around the University, and from the very beginning faced even fiercer opposition from the city's elites. As the road plans became ever more elaborate, the civic opposition grew correspondingly, until eventually, in 1973, the onslaught broke apart and the entire ring road strategy was abandoned, with the exception of a truncated fragment of megastructural replanning that was completed north-west of Princes Street, centred on the towered mass of the St. James Centre office/commercial complex. A range of other proposals in the city also fell apart, chiefly for cost reasons, during the 1970s recession: proposals such as Matthew's grand opera house project. In Glasgow, by contrast, a massive inner ring road was not just planned, but also partly built, across the cleared inner-city swathes.²³

'Saving' the New Town

By the late 1960s and 70s, therefore, Matthew had established a significant track record over several decades, as the leader of a new, modernist phase of Geddesian conservative surgery. But what was markedly unusual about the case of Matthew – and even more Geddes-like in character – was the fact that, almost uniquely among front-rank modernist architects of his generation, he then actively shifted to embrace the new cause of conservation after 1968, especially at home in Scotland: the 'destroyer of George Square' solemnly traded in his poacher's clothes for

22 The Architect's Journal, 1 November 1972, p. 991; Edinburgh Evening News, 5 July 1964; The Scotsman, 14 August 1974, 4 March 1975; Glendinning, *Modern Architect*, pp. 446–448, 528.

23 McCafferty, James: *The Glasgow Inner Ring Road. Past Present and Future*, in: *Rebuilding Scotland. The Postwar Vision*, ed. Miles Glendinning, East Linton 1997; Hague, *The role of the planner*, pp. 177–179.

a gamekeeper's uniform. The 1970s, for Matthew, were a twin-track affair: global environmentalist campaigning abroad, in pursuit especially of the UN 'Habitat' agenda (which would culminate in the 1976 Vancouver Declaration, the year after Matthew's death), and heritage proselytising at home in Scotland.²⁴ Squeezed out, in between the two, were the large, aggressive new projects of modern architecture that, as indicated above, featured quite prominently in the earlier work of Matthew's private practice. But Matthew remained true to many key values of 'Our age', notably the social-democratic horror at anything smacking of free-market *laissez-faire*, coupled with the assumption of the *droit de seigneur* of the liberal cultured gentleman.

It is vital to appreciate that, in turning to conservation, Matthew was not embracing the all-inclusive, 'anything threatened must be saved' ethos we know only too well today. His aim was to identify the most important examples and to aim all-out for the comprehensive preservation of those, even at the expense of lesser examples. In a strong harbinger of the universal claims of the World Heritage system, he saw 'significance' not in British, or European, but global terms – all, of course, within the elite Western cultural framework of the day. And in pursuing that agenda he identified one element of Scottish architectural heritage – the Edinburgh New Town – as being pre-eminent over all others, as a uniquely large-scale international pioneer of neo-classical town planning. Others he saw as being of high significance to Scotland or to Britain – for example Edinburgh or Stirling Castle, or the Edinburgh or Stirling Old Towns. Others he saw as internationally significant but at a more esoteric level – for example, Glasgow School of Art, Abbotsford House or New Lanark. Others again, like George Square in Edinburgh's South Side, he saw as being of local significance or second-rate quality. But the New Town he regarded to be on a different plane, both in art-historical terms and as a pioneer in the kind of coordinated urban development he himself advocated for the 20th century. Thus to Matthew, his new position seemed in no way inconsistent with his old argumentation a decade before at George Square.²⁵

The Edinburgh New Town, in the late 1960s, was still an elite residential area, but subject to a fraying at the edges, an insidious threat of decay or degradation that could easily be put right but needed coordinated attention and money from various government institutions to accomplish this. And that was precisely what Matthew set about doing from the late 1960s onwards, organising a massive condition survey of the New Town, getting a range of pressure groups and government agencies together at an international conference in June 1970, in the Assembly Rooms in Edinburgh's George Street, and following this up by brokering a combination of cen-

24 Habitat Forum News, January 1975, p. 5; Town and Country Planning, September 1976, pp. 372–376.

25 Glendinning, *Modern Architect*, pp. 468–477.

Fig. 3: Neo-classical tenements from the 1810s in Dundas Street (originally Pitt Street), Edinburgh New Town, photo 2018



Part of the 'tattered fringe' that formed the focus of Matthew's strategy

tral and local government funding for a permanent grant repair organisation, the Edinburgh New Town Conservation Committee, founded in 1971. And so successful was the ENTCC that by the time it was merged with a similar Old Town Trust to form Edinburgh World Heritage in 1999, the New Town's problems of slum decay at the edges, and general disrepair, had been all but solved. This 'saving of the New Town' Matthew saw, in some ways, as a modern planning challenge in old dress – an extension of the urban-coordination agenda of modern planning, but using old fabric rather than new construction, with only selective interventions such as Philip Cocker & Partners' 1979-81 redevelopment of the Jamaica Street slum pocket (Figs. 3, 4). As his colleague John Richards recalled, "Robert liked big ideas, and he saw the New Town as a big idea, worth preserving as much for its grand consistency as for the specifics of its architecture".²⁶ In the process the sharp old-new distinction demanded by modernism was eroded, but without any recourse to the 'pastiche' that the modernists and conservationists both detested – while keeping

26 Matthew, Robert/Reid, John/Lindsay, Maurice: *The Conservation of Georgian Edinburgh*, Edinburgh 1972, p. xii.

Jane Jacobs-style or Postmodernist mixed use and urban realm concepts firmly at bay.²⁷

Fig. 4: The Jamaica Mews infill development, Edinburgh New Town, photo 2018



A vernacular-scale infill redevelopment by Philip Cocker and Partners, 1979-81

This 1970s–80s ‘victory of conservation’ in Edinburgh was a victory very largely grounded in continuity and consensus, and public support for elite cultural values; as such it had very little in common with the 1960s–70s radical discourses, the countercultural denunciations of wicked capitalists, that preoccupied many cities in Europe, such as Frankfurt, Berlin or ‘Red’ Bologna.²⁸ In its elite character, it also differed sharply from the working-class-led swing from surgery to community rehab that predominated forty miles to the west of here, in Glasgow. Again like Geddes, the conservationists worked above all within the system.²⁹ That has in turn allowed a relatively harmonious interrelationship more recently within contemporary Edinburgh between the forces of capitalist globalisation and the discourses of ‘resurgent national pride’ that surround the city on all sides today – although 2019 saw a marked sharpening of the rhetoric of community confrontation against ‘overtourism’ by local heritage and amenity groups such as the Cockburn Association.

27 Dunlop, Anna: The Conservation of Georgian Edinburgh, in: Accountant’s Magazine, July 1970, pp. 312–315; Weekend Scotsman, 28 February 1970; Glendinning, Conservation Movement, pp. 344–349.

28 Glendinning, Conservation Movement, pp. 345–348.

29 Davey, Andy/Heath, Bob/Hodges, Desmond/Palmer, Mandy: The Care and Conservation of Georgian Houses, Edinburgh 1978.

Conclusion

The first Modern Movement's ideal of a complementary modernity was not static, but evolved over time, especially in the 1960s and 70s, away from simple CIAM block planning towards greater complexity. There was an ever more explicit reaction to the growing crises of confidence within modernist urban development and the growing confidence of heritage – a movement that, in Edinburgh, took a distinctly late-Geddesian or post-Geddesian form under the guidance of Matthew. Clearly the same circumstances are unlikely to repeat themselves in the 21st century, but one can at least speculate on how today's orthodoxies of intense, highly individual mixed-use intervention might withstand the economic crises of globalisation and pandemic – and the growing challenges to the architectural culture of 'iconic' neo-modernism.³⁰

Image sources

1, 2, 3, 4 Miles Glendinning

30 Glendinning, Miles: *Architecture's Evil Empire. The Triumph and Tragedy of Global Modernism*, London 2010, pp. 127–133.

Erbe und städtische Zukünfte im Zeitalter des Climate Urbanism

Monika Grubbauer

In response to climate change, urban futures are currently being imagined that foresee a fundamental renewal of the lifestyles, modes of work and infrastructures of cities. The essay focuses on these attempts to conceive new urban futures and asks how they can be productively set in relation to heritage practices. The city of the past, i.e. urban heritage, is always a product of the present. The choice of what to retain and the reasons given are selective and result from processes of negotiation within society. As Gerhard Vinken was able to demonstrate clearly in *Zone Heimat* (2010), the 'Old Town' must be understood not as a witness to history, but essentially as a product of modernity. But how do heritage practices relate to practices of future-making? What commonalities and connections are discoverable? The essay posits that the Old Town conceived as product and the imagined city of the future are in part the result of the same mechanisms, and that they are also mutually determining. Parallels are recognizable both in terms of the claims that are made for the authenticity of material substance, and in regard to the progressive homogenization of the city's visual image; in both areas, staging and marketing contribute decisively to the concentration of narratives and the circulation of influential images. This is illustrated in the second part of the essay with reference to examples from news media reporting. First, however, the opening sections address a number of conceptual aspects of the relationship between built heritage and future-oriented action.

Einleitung

Der Handlungsdruck für Kommunen und Entscheidungsträger/-innen in Architektur, Planung und Stadtentwicklung ist groß und die Notwendigkeit eines grundsätzlichen Paradigmenwechsels wird von weiten Teilen der Akteure in diesem Handlungsfeld anerkannt. »Climate Urbanism« scheint sich als neues Leitbild der Stadtentwicklung zu etablieren. Tatsächlich gibt es weitgehende Übereinstimmung über die Art der Maßnahmen und der Interventionen in die

gebaute Umwelt, mit denen der Energie- und Ressourcenverbrauch zu senken und der CO₂-Ausstoß zu reduzieren wäre.¹ Unsicherheit besteht jedoch im Hinblick auf die Reichweite und Effektivität dieser Maßnahmen und die Möglichkeiten der politischen Umsetzung. Den Forderungen nach sozial-ökologischem Wandel stehen massive Interessen von Teilen der Gesellschaft entgegen, den Status quo zu wahren und die Wachstumsorientierung der Wirtschaft fortzuschreiben. Eine Schwierigkeit für kommunale und private Akteure der Stadtentwicklung, die Entscheidungen zu treffen haben, ist, dass mit dem Klimawandel auch die Bewertungs- und Zeithorizonte, in denen bislang agiert wurde, radikal in Frage gestellt sind. Es müssen Wechselwirkungen auf globaler Ebene berücksichtigt werden, die eigener Anschauung nicht zugänglich sind, und Langzeitwirkungen über Zeiträume bemessen werden, die sich menschlicher Vorstellung entziehen.²

Während der Bedarf nach einer grundlegenden Transformation der Stadt sich also als dringend wie nie zuvor darstellt, erscheint gleichzeitig die Reichweite gestaltenden und planerischen Handelns begrenzt wie noch nie.³ Die großmaßstäblichen Entwürfe und der autokratische Ansatz der Moderne sind diskreditiert. Die autogerechte und funktionsgetrennte Stadt der Nachkriegsmoderne ist zum großen Teil mit verantwortlich für viele Probleme der Gegenwart. Demgegenüber scheint Planung heute immer mehr einem projektorientierten Inkrementalismus verpflichtet. Dazu kommen die realpolitischen Beschränkungen einer zeit- und ressourcenaufwendigen Beteiligungskultur, die es kaum erlaubt, große strukturelle und systemische Erneuerungen vorzunehmen. Zudem stellt sich im Nachgang zur Bewältigung der Corona-Pandemie die Frage, ob und welche Ressourcen den Kommunen für kostenintensive bauliche Interventionen zur Verfügung stehen werden. Im Kontext dieser vielfachen Unsicherheiten erfüllt die Imagination städtischer Zukünfte vor allem einen Zweck: Bilder und Narrative der Stadt der Zukunft können und sollen Überzeugungsarbeit leisten und potenzielle Lösungen mehrheitsfähig und vermarktbar machen. Noch grundsätzlicher könnte man sagen, dass geteilte Erzählungen von Zukunft, oder wie Jens Beckert dies nennt, »fictional expectations«, die Grundlage für dringlich erforderliches kollektives und koordiniertes Handeln, darstellen.⁴

-
- 1 Long, Joshua/Rice, Jennifer L.: From sustainable urbanism to climate urbanism, in: *Urban Studies* 56, H. 5, 2018, S. 992–1008.
 - 2 *Implosions/Explosions. Towards a Study of Planetary Urbanization*, Berlin 2014, hg. v. Neil Brenner; Morton, Timothy: *Hyperobjects. Philosophy and Ecology after the End of the World*, Minneapolis 2013.
 - 3 *Bedingt Planbar. Städtebau und Stadtentwicklung in Deutschland und Europa*, hg. v. der Wüstenrot Stiftung, Ludwigsburg 2020.
 - 4 Beckert, Jens: *Imagined Futures. Fictional Expectations and Capitalist Dynamics*, Cambridge, MA/London 2016.

Zukunftsorientierung in Gesellschaft und individuellem Handeln

Je nach gesellschaftlicher Epoche stellt sich menschliches Handeln als unterschiedlich vergangenheits- oder zukunftsorientiert dar.⁵ Während die Zukunft in der Vormoderne vornehmlich als Fortsetzung und Wiederholung der Vergangenheit gesehen wurde, entdeckte die Moderne die Zukunft als offene und vorhersehbare Kategorie, die der Gestaltung und Planung zugänglich gemacht werden konnte.⁶ Voraussetzung für diese Zukunftsorientierung war ein veränderter Geschichtsbegriff, wie Reinhart Koselleck grundlegend gezeigt hat, indem Geschichte zunehmend als »machbar« begriffen wurde.⁷ Als Ergebnis der Aufklärung und mit den Ereignissen der Französischen Revolution wurde die Menschheit zum Subjekt von Geschichte und die moderne Erfahrung gemacht, »daß man [...] fähig sei, Geschichte planen und auch vollstrecken zu können«⁸. Erst dieser Bedeutungswandel eröffnete einen Handlungsraum, in dem es möglich wurde, Geschichte »vorauszusehen« und erschloss »soziale und politische Planungshorizonte, die in die Zukunft weisen«⁹.

Die Ausrichtung des institutionellen und individuellen Handelns auf eine offene und gleichzeitig planbare Zukunft seit dem 18. Jahrhundert ging einher mit der Institutionalisierung und Verallgemeinerung kapitalistischer Produktions- und Konsumptionsweisen. Beckert argumentiert, dass die Zukunftsorientierung ein zentrales und dennoch wenig beachtetes Merkmal des Kapitalismus darstellt.¹⁰ Schlüssel für diese Zukunftsorientierung sind nach Beckert »counterfactual economic imaginaries«¹¹ – Narrative, in denen zukünftige ökonomische Entwicklungen imaginiert werden und die Wirkmächtigkeit entfalten, indem sie ökonomisches Handeln anleiten. Aus der Annahme einer offenen Zukunft und der Herausforderung, zukunftsorientierte Entscheidungen zu treffen, leitet sich die Notwendigkeit ab, mit Unsicherheit umzugehen. Die Annahme, Zukunft durch die planvolle Organisation von Gesellschaft in Zyklen, gesteuert über Zielvorgaben und ermöglicht durch technischen Fortschritt gestalten und kontrollieren zu können, hat sich jedoch als Trugschluss erwiesen. Die »moderne Rationalisierung

5 Koselleck, Reinhart: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a.M. 1989.

6 Wenzel, Matthias/Krämer, Hannes/Koch, Jochen/Reckwitz, Andreas: *Future and Organization Studies. On the rediscovery of a problematic temporal category in organizations*, in: *Organization Studies*, 2020, S. 1–15, hier S. 5.

7 Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 262.

8 Ebd.

9 Ebd., S. 265.

10 Beckert, *Imagined Futures*, S. 1.

11 Ebd., S. 2.

von Zukunft«¹² im 20. Jahrhundert durch diverse Instrumente und Praktiken von Planung ist der Einsicht gewichen, dass die Zukunft durch Unsicherheit nicht nur geprägt ist, sondern Unsicherheit vielmehr als konstitutiv für gesellschaftliche Entwicklungen zu verstehen ist.¹³

Aktuell scheint die gesellschaftliche Unsicherheit aufgrund des Klimawandels und der Unklarheit in Bezug auf seine Bewältigungsstrategien drastisch erhöht.¹⁴ Matthias Wenzel u.a. diagnostizieren deshalb in Anlehnung an Lucian Hölscher¹⁵ eine Wiederentdeckung der Zukunft als »rediscovery of the future as a problematic, unknowable temporal category«¹⁶. Dies geht einerseits einher mit der Pluralisierung von Zeitregimen und der Vervielfältigung von Zukunftserfahrungen. Andererseits spielt hier die Einsicht hinein, dass herkömmliche Planungspraktiken, die Unsicherheit in Form von Risikobewertung und Kalkulation handhabbar zu machen suchen, nicht ausreichen, um Zukunft zu bewältigen. Während es in der Wissenschaft klare Prognosen zum Klimawandel gibt und viele der notwendigen Maßnahmen, die zu ergreifen wären, bekannt sind, bleibt es eine offene Frage, ob und in welcher Form die Menschheit letztlich reagieren wird, um den CO₂-Ausstoß zu reduzieren.¹⁷ Dies hat auch damit zu tun, dass sich, wie Timothy Morton argumentiert, der Klimawandel als abstraktes »hyperobject« menschlichem Vorstellungsvermögen im Grunde entzieht.¹⁸ Das führt dazu, dass die Klimadiskurse aktuell sehr unterschiedliche Zukünfte zeichnen: während manche den Klimawandel in der fernen Zukunft verorten und genügend Zeit für Handeln sehen, betonen andere die Dringlichkeit des Handelns in der näheren Zukunft oder erheben Forderungen nach Revolutionen und einem grundlegenden Systemwandel in der Gegenwart.¹⁹ Hieraus ergeben sich konkurrierende Legitimationsangebote für zukunftsorientiertes Handeln, mit unterschiedlichen Narrativen oder »economic imaginaries«²⁰, die jeweils Deutungshoheit beanspruchen.

12 Reckwitz, Andreas: Zukunftspraktiken. Die Zeitlichkeit des Sozialen und die Krise der modernen Rationalisierung der Zukunft, in: *Kreativität und soziale Praxis*, hg. v. dems., Bielefeld 2016, S. 115–136.

13 Beckert, *Imagined Futures*, S. 8.

14 Vgl. Nowotny, Helga: *The Cunning of Uncertainty*, Cambridge, MA 2016; *The Politics of Uncertainty. Challenges of Transformation*, hg. v. Ian Scoones und Andy Stirling, London/New York 2020.

15 Hölscher, Lucian: *Die Entdeckung der Zukunft*, Frankfurt a.M. 1999.

16 Wenzel u.a., *Future and Organization Studies*, S. 10.

17 Wallace-Wells, David: *The Uninhabitable Earth. Life after Warming*, New York 2019.

18 Vgl. Morton, *Hyperobjects*.

19 Vgl. Wenzel u.a., *Future and Organization Studies*.

20 Beckert, *Imagined Futures*, S. 2.

Gebautes Erbe und städtische Zukünfte

Es ist kein Zufall, dass die Herausforderung, Städte und urbane Lebensstile nachhaltig und zukunftsorientiert zu transformieren, mit der erneuerten Wertschätzung der historischen Stadt und der sichtbaren Hinwendung zu historisierenden Architekturen und Bildsprachen zusammenfällt. Letztere stellen sich in Zeiten von Veränderung und Unsicherheit als Anker von Stabilität dar und stillen offenbar ein Bedürfnis nach Identifikation und Zugehörigkeit. Die Grenzen zwischen Sanierung und Restaurierung historischer Objekte und dem kompletten Neubau altstädtischer Quartiere oder sogar ganzer Städte erscheinen dabei zunehmend fließend, wie Carmen M. Enss und Gerhard Vinken in dem von ihnen herausgegebenen Band *Produkt Altstadt* zeigen.²¹ Im deutschen Kontext verbinden sich diese neuen Altstadt-Projekte durchwegs mit dem »Pathos des Wiedergewinnens«²², wie Vinken in der Einleitung zu dem genannten Band konstatiert. Der Wiederaufbau von im Zweiten Weltkrieg zerstörten Bauten und Quartieren wird »als notwendige Reparatur nach katastrophalen Störungen, nämlich der Brutalität des Krieges und dem Brutalismus der Moderne«²³ legitimiert. So finden sich als Referenzbeispiele detailgetreue Totalrekonstruktionen ausgewählter historischer Objekte wie im Falle des Knochenhaueramtshauses in Hildesheim aber auch Projekte wie der komplette Neubau des Frankfurter Altstadtquartiers am Hühnermarkt, für welches das in den 1970er Jahren errichtete Technische Rathaus abgerissen wurde. Im internationalen Kontext findet diese neue »Wertschätzung für das Altstädtische«,²⁴ wie Vinken zeigt, ihren Ausdruck in historisierenden Themenarchitekturen, die unter Rückgriff auf europäische Baustile Qualitäten der europäischen Stadt suggerieren.

Bleibt man im deutschen Kontext, so ist offensichtlich, dass die Bedeutung der historischen Bausubstanz und der historisierenden Formensprache bei allen Altstadt-Projekten im Zentrum steht. Sie wird mit einem »ganze[n] Arsenal von Behauptungen der Kontinuität und Authentizität«²⁵ legitimiert, die mehrere Zwecke erfüllen: Sie bedienen identitätspolitische Strategien im Kontext neuer nationalistischer Strömungen und Heimatdiskurse; sie fördern die touristische Vermarktung der neuen Altstädte; und sie bedienen immobilienwirtschaftliche Interessen durch den gesteigerten Marktwert der Objekte. Dass die so produzierte Altstadt selektiv ist und ein Produkt nicht der Bewahrung durch den Denkmalschutz, sondern

21 Produkt Altstadt. Historische Stadtzentren in Städtebau und Denkmalpflege, hg. v. Carmen M. Enss und Gerhard Vinken, Bielefeld 2016.

22 Vinken, Gerhard: Im Namen der Altstadt. Stadtplanung zwischen Modernisierung und Identitätspolitik. Einführung in eine wechselhafte Geschichte, in: Enss und Vinken, Produkt Altstadt, S. 9–26, hier S. 17.

23 Ebd.

24 Ebd., S. 10.

25 Ebd., S. 13.

vielmehr ein Produkt von Entscheidungen in Städtebau und Stadtplanung über das ganze 20. Jahrhundert hinweg, ist für Laien und Außenstehende vielfach nicht einsichtig und auch vor Ort nicht immer erkennbar. Gleichzeitig scheint dies für die Nutzung der neu entstehenden Stadträume nicht mehr von Bedeutung.²⁶

Wenn Altstadt also ein Produkt ist, über welche Strategien und Praktiken wird sie produziert? Und was lässt sich im Hinblick auf die Stadt der Zukunft als Produkt von Imaginationen und Erwartungen lernen? Es gibt einige Einsichten aus der Debatte um Erbe und Praktiken des Erbens, die für die Betrachtung von städtischen Zukunftsnarrativen besonders anschlussfähig scheinen. Dies ist zuallererst die bereits angesprochene Instrumentalisierung von Authentizität. Sie setzt an der materiellen Substanz der Architektur an, mit mehr oder weniger originalgetreuen Bauteilen und Spolien, die als »substanziell greifbare Authentizitätsanker«²⁷ genutzt werden. Aber auch die atmosphärische Aufladung von Stadträumen durch ästhetisierte Konsumlandschaften spielt hier eine wichtige Rolle, wie Sharon Zukin gezeigt hat.²⁸ Eine weitere relevante Strategie ist die soziale wie ästhetische Homogenisierung der Altstadt als »Traditionsinsel«, die »die Eliminierung »störender« und »fremder« Elemente einschließt«.²⁹ Brüche und Irritationen sind in diesen identitätsstiftenden Räumen nicht gewünscht, wie mehrere Beiträge im Band von Carmen M. Enss und Gerhard Vinken eindrücklich belegen. Schließlich kommt hinzu, dass Altstadt zunehmend als Spektakel inszeniert wird. Hierzu gehören Marketingkampagnen, das Platzieren von Events und eine suggestive Namensgebung; all dies gerahmt und unterstützt von sozialen Medien und internetgestützten Informationsangeboten.³⁰

Aus soziologischer Perspektive stellen Akteure im sozialen Handeln immer Verbindungen zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft her. Mustafa Emirbayer und Ann Mische konzipieren Handlungsmacht deshalb als temporär eingebetteten Prozess.³¹ Die oben beschriebenen Strategien und Praktiken sind durch die Orientierung an der Vergangenheit geprägt, entfalten ihre sinnstiftende Wirkung aber im Kontext von gegenwärtigen sozialen, kulturellen und politischen Prozessen. Für Handeln, das in die Zukunft weist, ist dies nicht grundsätzlich unterschiedlich, allerdings wiegt der fiktionale Aspekt stärker. Jens Beckert betont, dass soziale Akteure im zukunftsgerichteten Handeln immer durch fiktive Erwartungen angeleitet sind, mit denen zukünftige Ereignisse und Entwicklungen buchstäblich *verge-*

26 Ebd., S. 10.

27 Ebd., S. 13.

28 Zukin, Sharon: *Naked City. The Death and Life of Authentic Urban Places*, Oxford u.a. 2010.

29 Enss und Vinken, *Produkt Altstadt*.

30 Kaltenbrunner, Robert: *Placemaking. Die Innenstadt zwischen Anlageobjekt und Baukultur*, in: Enss und Vinken, *Produkt Altstadt*, S. 199–217.

31 Emirbayer, Mustafa/Mische, Ann: *What Is Agency?*, in: *American Journal of Sociology* 103, H. 4, 1998, S. 962–1023.

genwärtigt werden. Diese »fictional expectations« geben einen Deutungsrahmen vor, an dem sich Entscheidungen orientieren können, insbesondere unter Bedingungen erhöhter Unsicherheit. Sie lassen sich als sinnstiftende Bilder und Narrative von Zukunft verstehen, »images actors form as they consider future states of the world, the way they visualize causal relations, and the ways they perceive their actions influencing outcomes«. ³² Die Instrumente dieser Imagination von Zukunft – oder nach Hajer und Versteeg die »techniques of futuring« ³³ – sind divers und umfassen Modelle und Pläne ebenso wie Theorien, Marketing-Instrumente und Prognosen. Ich möchte im Folgenden auf einige Beispiele von Bildern und Narrationen urbaner Zukünfte eingehen, die man produktiv zu den oben beschriebenen Praktiken des Erbens in Bezug setzen kann.

Diskursive Praktiken des »Urban Future-Making«

Eine entscheidende Frage bei der Imagination und Visualisierung städtischer Zukünfte ist, welche Elemente und Materialien den Anspruch auf ökologische Nachhaltigkeit und gesellschaftlichen Wandel am glaubhaftesten und eindrücklichsten zu vermitteln imstande sind. Mit welchen Bildern und Erzählungen lässt sich der ressourceneffiziente und energiesparende Umbau der Stadt vergegenwärtigen und vorantreiben? Städtische Energieflüsse und Stoffströme sind schwer zu greifen und bleiben im Alltag zumeist unsichtbar. Auch die materiellen Infrastrukturen, die uns umgeben und die diese städtischen Kreisläufe ermöglichen, sind entweder unsichtbar oder treten im Alltag zumeist in den Hintergrund. Sie können als »second nature« verstanden werden, wie Mikael Hård und Thomas Misa schreiben, »so common and pervasive in everyday life that they mostly inhabit only the background of our consciousness«. ³⁴ Selbst das energieeffiziente Gebäude ist ohne Vorkenntnisse nur schwer als solches zu dechiffrieren, es sei denn, es integriert sichtbare Elemente der Energiegewinnung, wie beispielsweise Solarpanels oder Windräder auf Dach oder Fassade.

Angesichts der habitualisierten Wahrnehmung städtischer Infrastrukturen und dem energieeffizienten Gebäude als »Black Box« scheint eine diskursive Strategie des »urban future-making« zu sein, die zukunftsweisende und vom Bestand sichtbar unterschiedene Materialität von Bauwerken und Stadträumen zu betonen. Es gilt insbesondere, Natur im Sinne der »first nature« in die Stadt

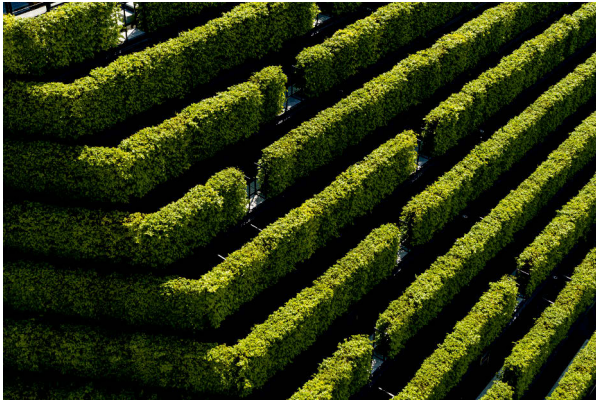
32 Beckert, *Imagined Futures*, S. 9.

33 Hajer, Maarten/Versteeg, Wytse: *Imagining the post-fossil city. Why is it so difficult to think of new possible worlds?*, in: *Territory, Politics, Governance* 7, H. 2, 2019, S. 122–134, hier S. 3.

34 Hård, Mikael/Misa, Thomas J.: *Modernizing European Cities. Technological Uniformity and Cultural Distinction*, in: *Urban Machinery. Inside Modern European Cities*, hg. v. dens., Cambridge, MA 2008, S. 1–20, hier S. 8.

zurückzuholen und zu einem sichtbaren Bestandteil von Architektur zu machen. Dabei geht es nicht alleine um begrünte Fassaden, die in der Hochhausarchitektur schon länger reüssieren und spätestens seit der Realisierung der Zwillingstürme des *Bosco Verticale* von Stefano Boeri in Mailand auch nachweislich ökologischen Nutzen versprechen. Das neue Grün von Fassaden, Dächern und Infrastrukturen wird vielmehr zum zentralen Symbol der nachhaltigen Stadt der Zukunft, die Aneignung durch Bewohner/-innen zum Beleg, dass das Konzept funktioniert und angenommen wird, und die Zirkulation von prägnanten Bildern sorgt dafür, dass die betreffenden Gebäude und Bauwerke als neue Wahrzeichen Bekanntheit erlangen.

Abb. 1: Bürokomplex Kö-Bögen II in Düsseldorf



Als *Hecke der Hoffnung* betitelt beispielsweise Gerhard Matzig in der Süddeutschen Zeitung das begrünte Dach eines neuen vom Büro des Architekten Christoph Ingenhoven entworfenen Geschäfts- und Bürokomplexes im Herzen der Düsseldorfer Innenstadt (Abb. 1).³⁵ Das spektakuläre Gebäude, dessen Dach komplett mit einer acht Kilometer langen Hainbuchenhecke bepflanzt ist, erscheint dem Kommentator »als schattengrünes Glücksversprechen auf Erden« und »Zeichen für einen Paradigmenwechsel in der Architektur«.³⁶ Auch die neue Müllverbrennungsanlage in der dänischen Hauptstadt Kopenhagen, die entscheidend dazu beitragen soll, Dänemark bis 2025 eine neutrale CO²-Bilanz zu sichern, wird als Zukunftsversprechen gehandelt. Das Projekt des dänischen Architekturbüros BIG setzt ebenfalls darauf, den eigenen Beitrag zu Klima- und Umweltschutz sichtbar und erlebbar zu machen. Das 85 Meter hohe Gebäude, das bereits als neues Wahrzeichen

35 Matzig, Gerhard: Hecke der Hoffnung, Süddeutsche Zeitung, 28. August 2020.

36 Ebd.

der Stadt gehandelt wird, versorgt nicht nur rund 150.000 Haushalte mit Strom und Wärme, sondern bietet ebenfalls ein begehrtes und begrüntes Dach und als zusätzliche Attraktion eine künstliche Skipiste (Abb. 2). Auch hier kommt Laura Weißmüller in ihrem mit *Rampe in die Zukunft* betitelten Kommentar in der Süddeutschen Zeitung zum Schluss, dass das visionäre Projekt zeige, »wie nachhaltiges Leben in der Stadt zukünftig aussehen könnte«.³⁷

Ein Projekt, dessen Fertigstellung schon länger zurückliegt und das mittlerweile hohe Bekanntheit erlangt und viele Nachahmer gefunden hat, ist der *High Line Park* in Manhattan, New York (Abb. 3). Für den 2005 eröffneten Park wurde ein Abschnitt einer Hochbahntrasse Manhattans, der 30 Jahre lang brachgelegen hatte, adaptiert und neu gestaltet. Die Umgestaltung wurde auch als Pilotprojekt im Hinblick auf urbanen Natur- und Umweltschutz geplant und steht exemplarisch für die angestrebte ökologisch nachhaltige Transformation New Yorks im 21. Jahrhundert. Das Projekt ging aus einer Bürgerinitiative hervor, in der sich Anwohner/-innen gemeinsam mit Kunst- und Kulturschaffenden für den Erhalt der alten Güterbahnstrecke und deren Umnutzung im Sinne der Nachbarschaft einsetzten. Es wird daher auch gerne als Vorzeigeprojekt für eine Neuordnung der urbanen Gesellschaft durch lokale Selbstorganisation auf der Ebene des Quartiers gehandelt, mit dem Argument, dass »solche Initiativen [...] das Verhältnis von individueller Praxis, lokalen Gemeinschaften, staatlichen Aufgabenfeldern und globaler Solidarität neu [ausloten]«.³⁸

Abb. 2: Müllverbrennungsanlage CopenHill in Kopenhagen; Abb. 3: High Line Park in Manhattan, New York



Die tatsächliche ökologische Nachhaltigkeit und Energieeffizienz der genannten Gebäude und Infrastrukturen sei dahingestellt. Es klingt auch Skepsis durch, wenn so mancher Kommentator feststellt, dass mehr Grün nicht unbedingt mehr

37 Weißmüller, Laura: *Rampe in die Zukunft*, Süddeutsche Zeitung, 15. Oktober 2019.

38 Van den Berg, Karen/Rieger-Ladich, Markus: *Weniger Politik, mehr Selbstorganisation*. Wie sich das gesellschaftliche Leben gerade neu ordnet, Neue Zürcher Zeitung, 21. August 2020.

Nachhaltigkeit bedeutet.³⁹ Zudem blendet der Fokus alleine auf ökologische Fragen aus, dass mit dem Klimawandel auch die bestehende ökonomische und politische Ordnung in Frage gestellt ist und technokratische Lösungen alleine zu seiner Bewältigung nicht ausreichen werden.⁴⁰ Die Projekte in Düsseldorf und Kopenhagen sind noch zu neu, um eine Bewertung vorzunehmen. Für den *High Line Park* lässt sich sagen, dass die Strahlkraft des Projektes auch ihre Nachteile hat. Es gab in den letzten Jahren vermehrt Kritik, dass das Projekt durch seine Attraktivität für Tourist/-innen und steigende Mietpreise mittlerweile deutlich negative Konsequenzen für den Stadtteil hätte. Was mich an dieser Stelle interessiert, sind die Bedeutungsverschiebungen im öffentlichen Diskurs, die man anhand der Beispiele nachvollziehen kann: Warum rezipieren die Leitmedien bestimmte Projekte und Objekte als wegweisend und zukunftsorientiert und welche Narrative werden hier erzeugt bzw. bedient?

Während bei Christoph Ingenhovens Bau die Architektur paradoxerweise gänzlich hinter dem Grün zu verschwinden scheint, wird in Kopenhagen die Industrieanlage weithin sichtbar präsentiert und als urbaner Treffpunkt inszeniert. Die vordergründige Materialität der Bauten spielt in beiden Fällen eine wichtige Rolle und liefert greifbare und authentische Bilder von Zukunftsfähigkeit und Nachhaltigkeit. Einen weiteren Hinweis auf die diskursiven Mechanismen, die hier wirksam werden, liefert der Kommentar des Architekturkritikers der *New York Times* zur Eröffnung des *High Line Park*. Nicolai Ouroussoff betont, dass der Park auf unerwartete Weise imstande sei, auch die Sichtweise auf die Stadt zu verändern:

»Guiding you through a secret landscape of derelict buildings, narrow urban canyons and river views, it allows you to make entirely new visual connections between different parts of Manhattan while maintaining a remarkably intimate relationship with the surrounding streets.«⁴¹

Tatsächlich ist es diese Qualität, die auch in vielen medial zirkulierten Bildern des *High Line Park* zum Ausdruck kommt bzw. die auch entsprechend inszeniert wird. Für alle drei genannten Beispiele gilt in besonderem Maß, dass die Objekte nicht

39 Hatherley, Owen: High Lines and park life. Why more green isn't always greener for cities, *The Guardian*, 30. Januar 2014.

40 Vgl. Brand, Ulrich/Wissen, Markus: *Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur in Zeiten des globalen Kapitalismus*, München 2017; Patel, Raj/Moore, Jason W.: *A History of the World in Seven Cheap Things. A Guide to Capitalism, Nature, and the Future of the Planet*, London/New York 2018; *Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit. Warum die ökologische Transformation der Gesellschaft nicht stattfindet*, hg. v. Ingolfur Blühdorn, Bielefeld 2020.

41 Ouroussoff, Nicolai: On High, a Fresh Outlook, *The New York Times*, 9. Juni 2009.

als autarke Strukturen rezipiert und inszeniert werden,⁴² sondern stellvertretend für eine grundlegend erneuerte städtische Zukunft stehen sollen: Sie werden als Referenzen herangezogen, um das Verhältnis von Stadt und Natur neu zu denken und Sehgewohnheiten zu verändern.

Abb. 4: Die Stadt der Zukunft, Advertorial der HSBC in Kooperation mit der Süddeutschen Zeitung, 2019



Auch in der Vermarktung der digitalen Stadt der Zukunft wird gerne ein neues Verhältnis von Stadt und Natur in Aussicht gestellt. Dass die gegenwärtig sehr sichtbaren Smart-City-Diskurse sich mühelos in unternehmerische Stadtpolitiken einfügen und dass sich mit der Entwicklung neuer Technologien auch hand-feste ökonomische Interessen verbinden, ist bekannt.⁴³ Interessant ist, wie die

42 Im Gegensatz dazu stehen beispielsweise die *Earthship* Projekte von Michael Reynolds, bei denen in einem Reallabor-Ansatz ökologische Bauweisen und Selbstversorgung in geschlossenen Kreisläufen erforscht werden, siehe Dell, Julian: Das erste Earthship Deutschlands als Vorreiter für nachhaltiges Wohnen, in: Polis, 10. August 2020, <https://polis-magazin.com/2020/08/das-erste-earthship-deutschlands-als-vorreiter-fue-r-nachhaltiges-wohnen/> (16.09.2020).

43 Vgl. beispielsweise Klauser, Francisco/Paasche, Till/Söderström, Ola: Michel Foucault and the smart city. Power dynamics inherent in contemporary governing through code, in: Environment and Planning D, Society and Space 32, H. 5, 2014, S. 869–885; Smart City – kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten, hg. v. Sybille Bauriedl und Anke Strüver, Bielefeld 2018; Grubbauer, Monika/Hilbrandt, Hanna: Städte des Südens im Fokus von Klima- und Entwicklungsfinanz. Reregulierung, Disziplinierung und Depolitisierung, in: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8, H. 1/2, 2020, S. 137–162.

technologie- und finanzgetriebenen Smart-City-Politiken auch über zukunftsorientierte Imaginationen von Stadt legitimiert werden. Als abschließendes Beispiel sei hier auf eine Marketing-Kampagne der international agierenden HSBC-Bank verwiesen, in der neue grüne Finanzinstrumente zur Finanzierung städtischer Infrastrukturen propagiert werden (Abb. 4). Unter dem Titel *Die Stadt der Zukunft: Was uns erwartet* findet sich ein Podcast, der ein Panorama städtischer Zukünfte entfaltet und in Aussicht stellt, »wie Smart Cities dazu beitragen werden, die Probleme der Stadt von heute zu lösen«⁴⁴. Die Illustrationen, die dem multimedialen Auftritt unterlegt sind, imaginieren eine von Grünräumen und Wasserläufen durchzogene und durch vielfältige, zumeist vom Boden abgehobene Infrastrukturen erschlossene Stadtlandschaft, mit durchgängig begrünten Hochhäusern und großzügigen öffentlichen Räumen. Diese Bilder wecken Assoziationen mit den Utopien der Moderne des 20. Jahrhunderts, seien dies Frank Lyod Wrights hybride Stadtlandschaft der *Broad Acre City* oder die Straßenschluchten und Hochhauscluster von Le Corbusiers *Plan Voisin*. Gleichzeitig stellt sich die hier imaginierte Stadt der Zukunft als ungleich freundlicher dar. Sie soll nicht irritieren, Fortschritt imaginieren, aber doch an bestehende Erfahrungen anknüpfen und Verunsicherung vermeiden. Der homogenen Altstadt als »Traditionsinsel« steht hier eine gleichermaßen homogene und bruchlose Stadt der Zukunft entgegen, die als Pendant genauso »sicher [...] und überschaubar – und irgendwie vertraut«⁴⁵ wirken soll.

Fazit

Wie wird sie nun aussehen, die Stadt der Zukunft? In welcher Form Veränderung gelingen kann, wird derzeit im Rahmen von diversen experimentellen Planungsansätzen und kollaborativen Reallaboren erkundet. Eine zentrale Herausforderung ist, die Nutzung neuer und insbesondere digitaler Technologien im Bestand zu erproben. Eine derartige »Stadtentwicklung im Feldversuch« ist komplexer und langwieriger als anfangs in Aussicht stand und viele Versprechen bleiben vorerst uneingelöst.⁴⁶ Die Stadt der Zukunft, die allorts imaginiert und inszeniert wird, scheint vielleicht auch deshalb seltsam ortlos und unspezifisch, wie dies auch das oben diskutierte Beispiel der HSBC-Kampagne belegt. Noch grundsätzlicher liegt dem aber ein fundamentaler Widerspruch zu Grunde: Die Stadt der Zukunft existiert zum Großteil bereits, jedenfalls im europäischen Kontext. Es besteht kein Be-

44 »Die Stadt der Zukunft: Was uns erwartet«, SZ BrandStudio Podcast, <https://sz-brandstudio-podcast.podigee.io/2-stadt-der-zukunft-hsbc> (19.09.2019).

45 Vinken, Im Namen der Altstadt, S. 21.

46 Thiel, Joachim: Digitale Stadt. Von der Stadtentwicklung im Labor zur Stadtentwicklung als Feldversuch, in: Wüstenrot Stiftung, Bedingt Planbar.

darf danach, die Stadt der Zukunft auf dem Reißbrett komplett neu zu entwerfen, wie dies im arabischen Raum oder in China zum Teil passiert. Nimmt man die Minimierung von Energie- und Ressourcenverbrauch als oberste Maxime ernst, dann ist im europäischen Kontext die zentrale Herausforderung, im und mit dem Bestand zu planen, die Versiegelung neuer Flächen zu vermeiden und die bestehende Infrastruktur und Bausubstanz zu erhalten, zu adaptieren und weiterzubauen. Wenn jedoch die Stadt der Zukunft nicht grundsätzlich von der Stadt der Gegenwart zu unterscheiden ist, dann entfalten einzelne Bauwerke, die paradigmatisch für ein neues Verhältnis von Stadt und Natur stehen, hohe Strahlkraft. Sie bedienen Erwartungen, die an die Zukunft gerichtet sind, und leisten Überzeugungsarbeit, indem Zukunft plötzlich vorstellbar wird: »Ja, es ist verrückt. Aber genau so könnte sie aussehen, unsere Zukunft. Mit Häusern, die viele und vor allem unterschiedliche Funktionen besitzen«,⁴⁷ resümiert Laura Weißmüller in ihrer Kritik des Kopenhagener Projektes.

Allerdings bleibt die Gefahr, dass diese bruchlose Stadt der Zukunft, genauso wie die heimelige Altstadt als Traditionsinsel als ihr Pendant, am Ende enttäuschen muss, wenn allzu gefällige und einfache Bilder produziert werden. Radikaler wird die Stadt beziehungsweise die Gesellschaft der Zukunft derzeit in einem Ausstellungsprojekt des Zentrums für Kunst und Medien (ZKM) in Karlsruhe mit dem Titel *Critical Zones. The Science and Politics of Landing on Earth* imaginiert. In dem von Bruno Latour und Peter Weibel herausgegebenen Katalog mit dem gleichnamigen Titel⁴⁸ widmen sich eine Reihe von Autor/-innen aus Wissenschaft, Kunst und Kultur dem Unterfangen, das Verhältnis der Menschheit zur Natur jenseits der etablierten Dichotomien und jenseits der lokalen Handlungshorizonte städtischer Politik zu denken. In einem Beitrag mit dem Titel *The Promises of the New Wetlands* diskutiert die Soziologin Benedikte Zitouni die komplexe Genese der Feuchtbiotope, die im Hafengebiet von Antwerpen durch Rückbau von Acker- und Siedlungsflächen in den letzten Jahren neu gewonnen wurden.⁴⁹ Das Bild, das den Beitrag illustriert, hat den Titel *New Nature at the Port of Antwerp* und zeigt eine Marschlandschaft, durchzogen von Wasserläufen (Abb. 5); die Hafenindustrie ist im Hintergrund zu sehen, die Stadt scheint entrückt. Vielleicht ist dies das realistischere und relevantere Bild einer Stadt der Zukunft, wie man sie mit Blick auf ökologische Fragen derzeit zeichnen muss? Die europäische Stadt, wie wir sie kennen und mit der wir vertraut sind, kommt hier nicht mehr in den Blick.

47 Weißmüller, Laura: Rampe in die Zukunft, *Süddeutsche Zeitung*, 15. Oktober 2019.

48 *Critical Zones. The Sciences and Politics of Landing on Earth*, hg. v. Bruno Latour und Peter Weibel, Cambridge, MA 2020.

49 Zitouni, Benedikte: *The Promises of the New Wetlands*, in: Latour und Weibel, *Critical Zones*, S. 304–307.

Abb. 5: »New Nature at the Scheldt Port«



Foto von Jacques Lightvoet, veröffentlicht im Buchbeitrag »The Promises of the New Wetlands« von Benedikte Zitouni im Katalog zur Ausstellung »Critical Zones« im ZKM Karlsruhe, 2020

Bildnachweis

1 ingenhoven architects/HGESch, 2 BIG – Bjarke Ingels Groep, 3 picture alliance/Reuters, Fotograf: Mike Segar, 4 HBSC, 5 Jacques Lightvoet

Autorinnen und Autoren

Johanna Blokker studierte Kunst- und Architekturgeschichte sowie Musik an der McGill University in Montréal und der University of Toronto, wechselte dann für ihr Promotionsstudium an das Institute of Fine Arts der New York University. Seit 2012 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Denkmalpflege der Universität Bamberg. Dort erfolgte 2019 die Habilitation mit einer Untersuchung der US-amerikanischen Unterstützung von und Beteiligung an demokratiefördernden Bauprojekten im Nachkriegsdeutschland. In weiteren Forschungen und Publikationen widmet sie sich vor allem den kultur- und erinnerungspolitischen Dimensionen des Erbediskurses, zuletzt im Kontext der konservativen Kulturkritik rechtspopulistischer Gruppierungen in Deutschland.

Carmen M. Enss studierte Architektur und Denkmalpflege in Weimar, München, Trondheim und Bamberg. Seit 2017 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kompetenzzentrum Denkmalwissenschaften und Denkmaltechnologien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, derzeit Leiterin für das Projekt Kriegsschadensaufnahme des Zweiten Weltkriegs als »Heritage-Making Moment«. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich Stadt und Erbe.

Bernd Euler-Rolle Nach dem Studium der Kunstgeschichte an der Universität Wien Mitarbeiter des österreichischen Bundesdenkmalamtes, zuerst in der kunsttopographischen Inventarisierung, dann ab 1984 in der Bau- und Kunstdenkmalpflege an der Abteilung für Oberösterreich und schließlich nach 2009 mit österreichweiter Zuständigkeit als Fachdirektor des Bundesdenkmalamtes sowie Leiter der Abteilung für Konservierung und Restaurierung in Wien. Durch Veröffentlichungen und Vortragstätigkeit sowie Lehraufträge für Denkmalpflege an der Universität Wien und an der Akademie der bildenden Künste Auseinandersetzung mit Geschichte, Theorie und Praxis der Denkmalpflege.

Monika Grubbauer leitet seit 2015 das Arbeitsgebiet Geschichte und Theorie der Stadt an der HafenCity Universität Hamburg. Das Arbeitsgebiet befasst sich mit der historischen Entwicklung von Städten und Stadtgesellschaften und den damit

einhergehenden ökonomischen, sozialen und kulturellen Transformationsprozessen. Zu den Forschungsschwerpunkten von Monika Grubbauer zählen Wissenspraktiken im Handlungsfeld der Architektur und Stadtplanung, städtische Großprojekte und internationale Stadtentwicklungspolitik und aktuelle Debatten um sozial engagierte Design- und Planungsansätze.

Thomas Gunzelmann, geb. in Bamberg 1958, Studium der Geographie, Geschichte und Verwaltungswissenschaft in Bamberg, Braunschweig und Bayreuth. 1987 Dissertation zum Thema »Die Erhaltung der historischen Kulturlandschaft«. Seit 1988 beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, nun als Hauptkonservator und Leiter des Referats »Bürgerbeteiligung und städtebauliches Erbe« am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Seit 1996 auch Lehrbeauftragter am Master-Studiengang Denkmalpflege-Heritage Conservation der Universität Bamberg/Hochschule Coburg. Publikationen zur städtebaulichen Denkmalpflege, zur historisch-geographischen Kulturlandschaftsforschung und zur Fränkischen Landeskunde.

Miles Glendinning is Director of the Scottish Centre for Conservation Studies and Professor of Architectural Conservation at the University of Edinburgh. He has published extensively on modernist and contemporary architecture and housing, and on Scottish historic architecture in general: his books include the award-winning *Tower Block* (1994, with Stefan Muthesius) and *The Conservation Movement* (2013). His current research is focused on the international history of modernist mass housing: a single-volume global history, *Mass Housing*, will be published in 2021.

Stephanie Herold studierte Kunstgeschichte, Europäische Ethnologie und Denkmalpflege in Bamberg und Berlin. 2016 promovierte sie mit einer Arbeit zur Rolle des Schönen im denkmaltheoretischen Diskurs. In ihrer Forschung verbindet sie denkmaltheoretische und architekturhistorische Fragestellungen und beschäftigt sich in erster Linie mit Denkmalwahrnehmung und -aneignung, sowie der Inwertsetzung von neuerem architektonischen Erbe, insbesondere von der Nachkriegsmoderne bis zur Postmoderne.

Svenja Hönig studierte Kunstgeschichte und Französisch an der Ruhr-Universität Bochum und absolvierte im Anschluss das Masterstudium Denkmalpflege an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. 2016-2020 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kompetenzzentrum Denkmalwissenschaften und Denkmaltechnologien (KDWT) in Bamberg. Seit 2019 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Graduiertenkolleg 2227 »Identität und Erbe« in Weimar. Sie promoviert zum Thema *Emotion und Erbe* bei Gerhard Vinken.

Hans-Rudolf Meier ist Kunsthistoriker und seit 2008 Professor für Denkmalpflege und Baugeschichte an der Bauhaus-Universität Weimar. Zuvor war er Professor für Denkmalkunde und angewandte Bauforschung an der TU Dresden. Er ist Weimarer Sprecher des DFG-Graduiertenkollegs »Identität und Erbe« (zusammen mit der TU Berlin) und war vor Gerhard Vinken Vorsitzender des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege e.V. Forschungsschwerpunkte hat er in der Theorie und Geschichte der Denkmalpflege sowie in der Architekturgeschichte des Mittelalters und der Moderne.

Georg-Felix Sedlmeyer hat Geschichte, Soziologie und Denkmalpflege an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg studiert. Seit 2019 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kompetenzzentrum für Denkmalwissenschaften und Denkmaltechnologien in Bamberg. Hier forscht er im Bereich der Städtebaulichen Denkmalpflege, mit dem Schwerpunkt auf Schadenskarten des Zweiten Weltkriegs. In diesem Kontext arbeitet er an seiner Dissertation.

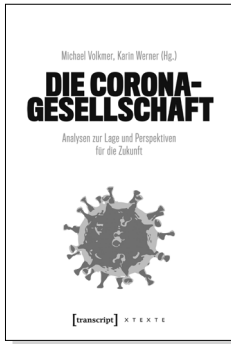
Lisa Marie Selitz studierte Kunstgeschichte, Kultur- und Sozialanthropologie und Denkmalpflege in Münster und Bamberg. Seit 2016 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin im Arbeitsbereich Denkmalpflege des Bamberger Kompetenzzentrums Denkmalwissenschaften und Denkmaltechnologien. Dort kooperierte sie im Projekt »Kommunales Denkmalkonzept Bayern – neue Wege städtebaulicher Denkmalpflege« mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Seit 2016 ist sie assoziiert im Graduiertenkolleg »Identität und Erbe« der TU Berlin und der Bauhaus-Universität Weimar.

Ingrid Scheurmann, Historikerin Honorarprofessorin an der TU Dortmund, Lehrbeauftragte an der TU Berlin. Bis 2020 Leiterin der Denkmalkunde bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz. 2005 Kuratorin der Ausstellung »Zeitschichten – Erkennen und Erhalten. Denkmalpflege in Deutschland« in Dresden. 2008-12 Vertretungsprofessorin an der TU Dresden. 2009-17 Forschungsprojekte zu Denkmalwerten und zur Nachkriegsmoderne. Zahlreiche Publikationen, zuletzt: »Konturen und Konjunkturen der Denkmalpflege. Zum Umgang mit baulichen Relikten der Vergangenheit« (2018).

Sophie Stackmann studierte Kunstgeschichte und Denkmalpflege an der Universität Bamberg. Anschließend wurde ihr Promotionsvorhaben bei Gerhard Vinken zu Integrität als Konzept für das Erbe der Vergangenheit mit einem Promotionsstipendium der Johannes Rau Gesellschaft gefördert. Seit 2019 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt *Architektur- und Planungskollektive der DDR* am Kompetenzzentrum Denkmalwissenschaften und Denkmaltechnologien (KDWT) an der Universität Bamberg.

Thomas Will studierte Architektur in München, Zürich und an der Cornell University (USA) und arbeitete als praktischer Architekt. Von 1994-2018 Professor für Denkmalpflege und Entwerfen an der TU Dresden, beschäftigt er sich seither als Seniorprofessor, Berater und Autor mit Fragen des architektonischen Erbes als Teil der Architektur und Stadtentwicklung. Er ist Mitglied der Sächsischen Akademie der Künste, des ISC20C von ICOMOS sowie Vorsitzender des Landesdenkmalrats Berlin und des Baukunstbeirats der Stadt Nürnberg.

Soziologie



Michael Volkmer, Karin Werner (Hg.)

Die Corona-Gesellschaft

Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft

Juli 2020, 432 S., kart., 2 SW-Abbildungen

24,50 € (DE), 978-3-8376-5432-5

E-Book:

PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5432-9

EPUB: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5432-5



Naika Foroutan

Die postmigrantische Gesellschaft

Ein Versprechen der pluralen Demokratie

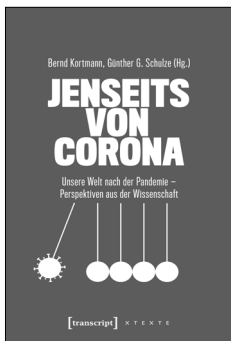
2019, 280 S., kart., 18 SW-Abbildungen

19,99 € (DE), 978-3-8376-4263-6

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4263-0

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4263-6



Bernd Kortmann, Günther G. Schulze (Hg.)

Jenseits von Corona

Unsere Welt nach der Pandemie –
Perspektiven aus der Wissenschaft

September 2020, 320 S., 1 SW-Abbildung

22,50 € (DE), 978-3-8376-5517-9

E-Book:

PDF: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5517-3

EPUB: 19,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5517-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Soziologie



Detlef Pollack

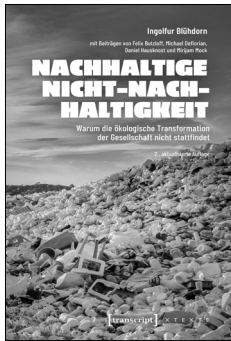
Das unzufriedene Volk
Protest und Ressentiment in Ostdeutschland
von der friedlichen Revolution bis heute

September 2020, 232 S., 6 SW-Abbildungen
20,00 € (DE), 978-3-8376-5238-3

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5238-7

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5238-3



Ingolfur Blühdorn
mit Beiträgen von Felix Butzlaff, Michael Deflorian,
Daniel Hausknost und Mirjam Mock

Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit
Warum die ökologische Transformation der Gesellschaft
nicht stattfindet

Juni 2020, 350 S., kart.

20,00 € (DE), 978-3-8376-5442-4

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5442-8



Juliane Karakayali, Bernd Kasperek (Hg.)

movements.
**Journal for Critical Migration
and Border Regime Studies**
Jg. 4, Heft 2/2018

2019, 246 S., kart.

24,99 € (DE), 978-3-8376-4474-6

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**